Dr. William Hirsch

Religion und Civilisation

Band 2

Religion und Civilisation.

1980

Neuauflage in zwei Bänden

Zweiter Band

FAKSIMILE - VERSAND

Postfach 10 14 20

D-2800 Bremen 1

Religion und Civilisation

vom Standpunkte des Psychiaters.

von

Dr. WILLIAM HIRSCH
New-York.

München
Verlag E. W. Bonsels & Co.
1910.

Inhalt.

X. Der „Segen“ des Christentums.

1. Das Christentum und der Untergang des römischen Reiches.

Im Jahre 312 begann Konstantin, das Christentum zu protegieren, und versuchte, sich selber an dessen Spitze zu stellen und seine Zügel, wie die jeder anderen Institution des Reiches, mit eigener Hand zu führen. Es blieben beide Religionen, die „christliche“ und die „heidnische“, nebeneinander bestehen, indem der Kaiser das Oberhaupt beider Religionen bildete. Officiell blieb während dieser Periode die alte Götterlehre noch immer Staatsreligion, und das Christentum war nur geduldet. Im geheimen jedoch geschah von der Regierung selber alles mögliche, das Christentum zur Staatsreligion zu machen, denn die sicherlich originelle Situation des Kaisers, als Oberhaupt beider Religionen, des Heidentums und des Christentums, gleichzeitig zu fungieren, war selbstredend auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten. Im Jahre 324, also nach Ablauf von 12 Jahren, hielt man die Zeit für geeignet, das Christentum als Staatsreligion zu proklamieren. Der Spieß ward nunmehr umgedreht. Das bis dahin nur geduldete Christentum erfreute

sich jetzt der Legitimität, und die alten entthronten Götter traten in den Zustand der Duldung. Dulden mußte man sie, denn noch immer bekleidete der Kaiser sowie seine Nachfolger bis auf Gratian die Stellung des Pontifex maximus. Dieses Verhältnis blieb noch etwa siebzig Jahre lang bestehen, denn erst im Jahre 392 erließ Theodosius ein Gesetz, welches alle Opfer und den ganzen heidnischen Kultus auf das strengste untersagte. Aber gerade dieses Gesetz sowie auch andere bald darauf folgende Anordnungen zeigen deutlich, daß der alte Götterdienst durchaus noch nicht gänzlich erloschen war. Im Ganzen bedurfte das Christentum von seinem ersten Auftreten an ein halbes Jahrtausend, bis es die alte Götterlehre aus dem römischen Reiche völlig verdrängte.

Die höchst wichtige Frage, welchen Einfluß die Einführung des Christentums auf die allgemeinen Verhältnisse jener Zeit, d. h. des letzten Jahrhunderts des römischen Reiches gehabt hat, läßt sich von ganz objektivem Standpunkte aus nur folgendermaßen beantworten.

Was das Staatsoberhaupt, die Person des Kaisers, anbelangt, so konnte derselbe in seinem Innern dem Christentum nur feindlich gegenüberstehen. Von einem religiösen Glauben war bei den meisten römischen Kaisern der damaligen Zeit keine Rede. Ihre Stellung zur Religionslehre wurde durchwegs durch Utilitätsgründe bedingt. Nachdem die Kaiser die ihnen drohende Gefahr Jahrhunderte lang mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln vergeblich bekämpft hatten, waren sie gezwungen, die Macht des Klerus als einen unabweisbaren Faktor anzuerkennen. Das Kaisertum wurde gezwungen, die ihm bis dahin allein gehörige Macht zu teilen, ja sogar in vieler Hinsicht sich jener Macht unterzuordnen. Der schlaue Konstantin machte, wie die anderen nach ihm, aus der Not eine Tugend. Anstatt im Kampfe gegen eine unwiderstehliche Partei zu unterliegen, machte er sich zu ihrem Bundesgenossen, indem er die höchste Macht mit ihr teilte und dafür als christlicher Held gefeiert wurde.

Um eine derartige Rolle zu spielen, bedurfte es wenig skrupulöser Naturen, wie sie Konstantin besaß. Daß ein

wissenschaftlich erzogener Mann der damaligen Zeit die Legenden des Christentums wirklich geglaubt haben soll, ist fast unmöglich. Die wirklich gebildeten Römer waren mithin auch keine Christen, und die vornehmen Christen standen entweder nicht auf der Höhe der damaligen Wissenschaft oder sie huldigten wie Konstantin dem Christentume aus praktischen Gründen. Daher blieben auch zu jener Periode die edeln und vornehmen Kaiser dem Christentume feindlich gesinnt, während die gewissenlosen oder gar psychisch verwahrlosten Kaiser zum Christentum übertraten.

Den vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Charakter Konstantins haben wir im vorigen Kapitel kurz skizziert. Seine miserablen drei Söhne, die sich nach seinem Tode in das Reich teilten, hatten ihre Erziehung in dem von Pfaffen und Schmeichlern geleiteten Palaste des Vaters erhalten. Ihre Regierung begannen sie mit der Ermordung zweier Onkel, zweier Vettern, fünf anderweitiger Verwandter sowie einer Anzahl vornehmer Männer. Sie bedienten sich des Christentums, wie es der Vater getan hatte, zur Wahrung ihrer persönlichen Interessen. Andererseits standen sie unter dem Einfluß und Druck der Pfaffen, die es verstanden, ihre Stellung zu behaupten. Ehrgeiz und Herrschsucht bildeten die Triebfeder ihres gesamten Handelns. Von Mißgunst und Habgier getrieben, befehdeten sie sich untereinander und stürzten das Land in den verheerendsten Bürgerkrieg.

Diesen „christlichen“ Kaisern gegenüber steht zunächst der treffliche, im vorigen Kapitel kurz geschilderte Marc Aurel. Er war ein selbstloser Fürst, der in jeder Hinsicht das Wohl seines Landes am Herzen trug. Milde und Wohlwollen, Tapferkeit und Tatenkraft waren seine vorzüglichsten Eigenschaften. Er verfolgte das Christentum mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, weil er in demselben die größte Gefahr für das Reich erblickte.

Nunmehr begegnen wir einem anderen dem Christentume abholden Kaiser, der jedoch die Bühne erst betritt, nachdem das Christentum bereits seinen großen „Sieg“ über das „Heidentum“ gefeiert hat. Es ist dies der von den Geschichtsschreibern als „Apostat“ bezeichnete Flavius Julianus.

Julian, ein Neffe Konstantins, des sogenannten „Großen“,

war zwar gleichfalls in seiner Jugend von Pfaffen umgeben, die sich in jeder Weise bemühten, einen „guten Christen“ aus ihm zu machen, aber zu ihrem Unglück zeigte sich bereits in dem jugendlichen Julian ein reger Geist, der darnach strebte, selbständig zu wählen und zu urteilen. Mit einem wahren Feuereifer warf er sich auf die griechische Literatur und insbesondere die Philosophie. In Athen saß er zu Füßen der großen Akademiker, um die Lehren der verschiedenen philosophischen Schulen an der Quelle zu studieren. Dies brachte ihn schließlich in nähere Beziehungen zu der im dritten Jahrhundert entstandenen neuplatonischen Schule. Ihre Lehre bestand vorzugsweise darin, aus der althellenischen Götterlehre, die man längst als die poetische Verkörperung verschiedener Naturphänomene erkannt hatte, den, wie man glaubte, wirklich theistischen Kern herauszuschälen und mit der Philosophie, das heißt der wissenschaftlichen Erkenntnis kosmischer Vorgänge, zu verschmelzen. Aus dem Polytheismus des Altertums entwickelte sich ein Pantheismus, der frei war von jeder Personifikation der Göttlichkeit und dadurch von den Philosophen weit über den Monotheismus erhoben wurde.

Was für einen jämmerlichen Eindruck mußte das elende Pfaffengewäsch auf ein jugendliches Gemüt gemacht haben, das sich mit aufrichtiger Begeisterung den Studien dieser philosophischen Lehre hingegeben hatte. Das Christentum der damaligen Zeit, das man noch nicht durch „Deutungen“ und Symbolisierungen mystificiert hatte, kannte keine Probleme. Alles war klipp und klar. Die Person Gottes, sein Sohn, dessen Mutter sowie der ganze himmlische Hofstaat, alles dies war ebenso klar, begrenzt und unzweideutig wie der byzantinische Hof. Darüber fürderhin nachzudenken, war mithin nicht nur unnötig, sondern sogar unerlaubt. Das Volk brauchte nicht einmal etwas davon zu wissen. Denn die Hauptsache, der Kern des Christentums, war der absolute Gehorsam, die Subordination, die Macht und die Gewalt des Pfaffentums. Dazwischen sollte nun der junge Julian wählen. Auf der einen Seite die Höhe der Wissenschaft der damaligen Zeit, die übrigens den fünfzehnhundert Jahre später entstandenen philosophischen Systemen durchaus

ebenbürtig ist, — auf der anderen Seite der sich von Generation auf Generation vererbende Aberglaube eines Packs roher Fischersknechte. Auf der einen Seite das freie Streben nach Wahrheit und Erkenntnis, auf der anderen Seite die absolute Entsagung alles selbständigen Denkens, die sklavische Unterordnung unter einen wohlorganisierten und disciplinierten, seine materiellen Interessen verfolgenden Klerus. Die Wahl konnte dem jungen, ideal veranlagten Julian nicht schwer fallen. Mit Widerwillen wandte er sich ab von einer auf purem Aberglauben basierenden Lehre, sowie von einem System, dessen hypokritisches und egoistisches Wesen er vollends durchschaute.

Dieselbe Verachtung aber, die er vor dem christlichen Aberglauben hatte, hegte er gegen den Kultus der alten Götter. Einen neuen, auf freien theosophischen Anschauungen basierenden Gottesdienst zu begründen, war sein Bestreben.

Religiöse Verfolgungen oder gewaltsame Bekehrungen fanden selbstredend unter der Regierung dieses humanen Kaisers nicht statt. Nichtsdestoweniger verfehlte er nicht, seine Meinung über das Christentum offen und frei zu äußern. Die Idee, einen in Jerusalem geborenen Tischlerssohn als Gott zu verehren, mußte diesem philosophisch gebildeten und nach Wahrheit und Erkenntnis dürstenden Kaiser höchst lächerlich erscheinen, und er trug kein Bedenken, diesen Aberglauben in Wort und Schrift zu bekämpfen. Ihrer rein monotheistischen Lehre halber hielt er die jüdische Religion für weit rationeller als die christliche und begünstigte daher die Juden. Er wollte sogar den Tempel in Jerusalem wieder aufbauen lassen, aber ein Erdbeben erschreckte die abergläubischen Arbeiter derart, daß sie von der Arbeit davonliefen. Julian besaß die glänzendsten Geisteseigenschaften, und seine leider nur allzu kurze Regierung zeugt von den edelsten Absichten und Bestrebungen. Er haßte allen Prunk und überflüssigen Luxus. Gleich bei seinem Regierungsantritt verjagte er einen großen Teil der müßigen Hofdienerschaft aus dem Palaste. Er besaß eine ungeheure Arbeitskraft. In seiner Tätigkeit war er so unermüdlich, daß seine

Schreiber und Räte sich ablösen mußten, während er ununterbrochen weiterarbeitete.

Mit allen diesen vornehmen Charaktereigenschaften verband er ein großes Feldherrngenie, sodaß er der Schrecken der kriegerischen Franken und Alemannen wurde. Erstere schlug er in der blutigen Schlacht bei Argentoratum, dem heutigen Straßburg, wo ihr König Churdomar gefangen wurde; letztere zwang er zum Frieden. Dreimal überschritt er den Rhein und drang tief in Deutschland ein. Leider fand Julian seinen frühzeitigen Tod in einem Gefecht im Perserkriege. Sein Mut verleitete ihn, einen flüchtigen feindlichen Haufen persönlich zu verfolgen, obwohl er ohne Rüstung war. Da traf ihn ein Geschoß in die Seite, und zu Tode verwundet sank er vom Pferde. Er war erst 32 Jahre alt, und nur ein Jahr und acht Monate währte seine Regierung. Die Welt hat große Ursache, seinen Tod zu beweinen. Vieles wäre zweifellos anders gekommen, wenn diesem bedeutenden Manne ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Vielleicht hätte die Leuchte seines hervorragenden Geistes der Welt die furchtbaren Schrecken des finsteren Mittelalters erspart oder wenigstens gelindert.

Ist es nicht geradezu ekelhaft, daß man auch heute noch Kindern im Geschichtsunterricht jene Lügen vorschwatzt von dem „Apostaten Julian“, dem „gottlosen Kaiser“, der die Bahn seines Oheims, des „edlen und gottesfürchtigen“ Kaisers Konstantin verlassen und „das Heidentum“ wieder über das Christentum erhoben habe? Das große Heer der Geschichtsskribenten, die in diesem Sinne von einer der vornehmsten Erscheinungen in der Geschichte schreiben, bezeugen damit entweder ihre grobe Unwissenheit oder ihr eigenes Hypokritentum.

Julian besaß alle jene Tugenden wie Nächstenliebe, Gerechtigkeit, Ehre und Wahrhaftigkeit, die das Christentum von jeher auf der Zunge getragen hat, ohne sie zu verwirklichen. Wenn das Christentum das wäre, was es stets prätendierte zu sein, dann könnte es keinen besseren „Christen“ geben als Julian, während Konstantin, der eigentliche „Held des Christentums“, alle jene Charakter-

eigenschaften in sich vereinigte, die man lügenhafter Weise dem „Heidentum“ zuschreibt.

Wollte man Julian mit einer Persönlichkeit der neueren Geschichte vergleichen, so ist es kein Geringerer als Friedrich der Große, der uns an ihn erinnert. Beide liebten die Einfachheit und verachteten allen unnützen Prunk. Beide besaßen eine ungeheure Arbeitskraft, die sie auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Schaffens entfalteten. Beide waren humane und gerechte Fürsten, denen das Wohl ihres Volkes wahrhaft am Herzen lag. Beide besaßen ein ungewöhnliches Feldherrntalent, das sie zum Schrecken ihrer Feinde und zum Abgott ihres Heeres machte. Beide entfalteten ein feuriges Interesse für Kunst und Wissenschaft und verstanden es, sich mit den hervorragendsten Männern auf diesen Gebieten zu umgeben. Beide hegten eine tiefe Verachtung gegen jedes religiöse Dogma. Durch ihre philosophische Denkungsart und die Freiheit ihrer Gesinnung erhoben sich beide weit über den Standpunkt ihrer Zeitgenossen.

Denselben Einfluß, den das Christentum auf die Kaiser hatte, mußte es auch auf die gesamte übrige Welt der Gebildeten der damaligen Zeit ausüben. Diejenigen, die sich dem zeitgemäßen Unterrichtssystem gemäß mit der griechischen und römischen Philosophie beschäftigt hatten, konnten in der christlichen Gotteslehre nur einen naiven Aberglauben erblicken, der sich von dem der alten Götterlehre nur der Form nach unterschied. Letztere wurde von der gebildeten Welt nur als symbolische Dichtung aufgefaßt. Keinem wissenschaftlich erzogenen Menschen fiel es ein, an die tatsächliche Existenz der alten Götter zu glauben. Wie konnte man ihnen da zumuten, einen jüdischen Handwerker zu ihrem Gott zu machen?

Was die große Masse des ungebildeten Pöbels anbelangt, so blieb es sich vollkommen gleich, ob man ihnen diesen oder jenen Aberglauben beibrachte. Wie im vorigen Kapitel dargetan wurde, ließ man dem Volke seine Fest- und Feiertage sowie das äußere Ceremonial. Alles übrige blieb sich vollkommen gleich. Der große Haufen lief ge-

horsam in die Kirche und ließ sich jetzt besser mit dem christlichen System regieren als zuvor.

Dem Priesterstande war das Christentum selbstredend äußerst willkommen. Die Auguren, die sich bei ihrer Amtstätigkeit gegenseitig in die Zähne lachten, gaben vortreffliche Pfaffen ab. Blühte ihnen doch hier eine viel bessere und vor allen Dingen einträglichere Karriere als dort. Ohne große Schwierigkeit fanden sie sich in ihre neue Tätigkeit. Anstatt auf dem Altare diesem oder jenem Gotte zu opfern, wurde nunmehr eine Messe gelesen. Anstatt in den Eingeweiden eines Opfertieres herumzuwühlen, gaben sie dem Volke nun Brot und Wein und redeten ihm ein, daß dies das wirkliche Blut und der Leib ihres vor fünfhundert Jahren selig entschlummerten „Heilands" sei. Als sie in späterer Zeit das Weintrinken allein besorgen durften, zeigten sie einen um so größeren Eifer bei dieser Funktion.

Dies ist der Einfluß, den das Christentum auf die Bevölkerung des römischen Reiches ausübte, als dieses mit Riesenschritten seinem Untergange entgegenging. Zwischen der Erhebung des Christentums zur römischen Staatsreligion und dem definitiven Untergange des weströmischen Reiches liegt eine Spanne Zeit von hundertundfünfzig Jahren. Naturgemäß drängt sich uns die Frage auf: Wie verhielt sich das Christentum zu diesem Untergange? Warum konnte das Christentum den Untergang des Reiches nicht verhüten?

Der Untergang des römischen Reiches war, wie dies im vorigen Kapitel dargetan wurde, durch einen inneren Zersetzungsprozeß bedingt. Wir sagten bereits an jener Stelle, daß die von außen anstürmenden Horden nur die Gelegenheitsursache bildeten, daß der wahre Grund aber schon lange vorbereitet war in dem sozialen Siechtum des Staates. Es wäre daher ungerecht, wollte man dem Christentum einen Vorwurf daraus machen, den Untergang nicht abgewendet zu haben. Nichtsdestoweniger dürfte man erwarten, wenigstens die Früchte des nunmehr anderthalb Jahrhunderte lang herrschenden Christentums wahrzunehmen. Wenn es wirklich wahr wäre, was bis auf den heutigen Tag so hartnäckig behauptet wird, daß das Christentum

einen so veredelnden Einfluß auf die Menschheit ausübt, so müßte sich derselbe gerade bei einem so tragischen, welterschütternden Ereignisse zeigen, wie es der Untergang des mächtigen, römischen Reiches bildete.

Es braucht durchaus nicht immer der Sieger zu sein, der unsere Sympathie und Bewunderung erregt. Gar häufig begegnen wir einem heldenhaften, ehrenvollen Untergange, dem mehr der Lorbeer gebührt als manchem wohlverdienten Siege. Wer könnte an Leonidas und seine dreihundert Spartaner denken, ohne diesen Helden die höchste Bewunderung zu zollen? Wer erinnert sich nicht der Wehmut, mit der er das Schicksal Trojas beklagte? Ehrfurcht und Bewunderung flößen uns die tapferen Goten ein, als sie sich mit Weib und Kind einschifften, um sich eine neue Heimat zu suchen, nachdem sie um jeden Zoll Erde auf das heldenhafteste gerungen hatten und schließlich der großen Uebermacht des Narses nach der Schlacht am Vesuve weichen mußten. Ist die Abendröte des römischen Reiches von ähnlichen Heldentaten geschmückt? Hat das Christentum vermocht, in anderthalb Jahrhunderten Römer zu erzeugen, wie sie das Heidentum zur Blütezeit der Republik gebar? Nein! Leider nein. Innere Zwistigkeiten, Neid, Eifersucht und Habgier der christlichen Staatsmänner beschleunigten den Untergang des Reiches. Schmählicher Verrat versetzte ihm den Todesstoß.

Als sich im Jahre 375 die Hunnen über die Völker Europas warfen, da bedrohten sie auch die Westgoten. Dieses tapfere Volk war in zwei Teile geteilt, einen heidnischen und einen christlichen. Die letztere Volksmasse wollte nun über die Donau setzen und begehrte vom Kaiser Valens friedliche Aufnahme im Reiche, wogegen sie sich zum Kriegsdienst verpflichteten. Valens nahm dies Anerbieten an und gewährte ihnen Wohnsitze in Thracien. Diese große Schar streitbarer Männer, die man auf zweimalhunderttausend schätzt, hätten dem römischen Kaiser eine starke Stütze gewähren können, wenn man ihnen mit „christlicher Liebe“ begegnet wäre und sie edel und human behandelt hätte. Aber was taten die „christlichen Römer“? Wie begegneten sie ihren christlichen Brüdern? Sie versuchten, die Goten durch

unmenschliche Behandlung und Darreichung der schlechtesten Lebensmittel zu ungeheuren Preisen dahin zu bringen, daß sie ihre gesamte Habe und schließlich ihre persönliche Freiheit aufzugeben sich gezwungen sähen. Nachdem dies Volk in seiner Not seinen gesamten Besitztum sowie seine Sklaven aufgeopfert hatte, kam schließlich die Reihe auch an ihre Kinder und Weiber, die sie lieber in die Sklaverei verkauften als Hungers sterben sahen. Da griff das verzweifelte Volk zu den Waffen und vernichtete mehrere römische Heere in Schlachten, die zu den blutigsten der römischen Geschichte gehören. Sie verbanden sich mit einer Schar der Ostgoten und eroberten das ganze offene Land von Thracien und Macedonien bis zum Adriatischen und Aegeischen Meere.

Nachdem Theodosius im Jahre 395 das Reich zwischen seine beiden Söhne geteilt hatte, überredete der von Eifersucht und Mißgunst erfüllte Reichsverweser des östlichen Reiches, Rufinus, den Alarich, mit seinen Westgoten einen Angriff auf Italien zu machen. Als der tapfere Stilicho ihm entgegenziehen wollte, wurde er aus Neid und Eifersucht durch alle möglichen Intrigen daran verhindert und schließlich des Verrats angeklagt und zum Tode verurteilt. So hatte man aus gegenseitigem Haß und Mißgunst den Feind selber in das Land gerufen und den einzigen Mann, der es retten konnte, aus dem Wege geschafft. Das Resultat dieser „christlichen Liebe“ war der Einbruch mächtiger Scharen „heidnischer“ Germanen, Vandalen, Sueven und Alanen in die nördlichen und westlichen Provinzen sowie die Eroberung Roms durch Alarich, das sich durch ungeheure Summen seine Freiheit zu erkaufen gezwungen war.

Desgleichen ging durch Ränke und innere Zwietracht die letzte Provinz verloren, die für Rom von Wichtigkeit war, nämlich Afrika, das man die „Kornkammer Roms“ zu nennen pflegte. Der dortige Statthalter, Bonifacius, wurde durch Hinterlist und Intrigen seines Nebenbuhlers Aëtius zur Empörung getrieben und rief schließlich die Vandalen aus Spanien herüber. Diese kamen unter ihrem Könige Giserich, verheerten und verwüsteten das Land und entrissen es auf immer der römischen Herrschaft. Giserich

machte darauf seine Vandalen zu tüchtigen Seefahrern, baute eine starke Flotte und verstand es, dadurch die alte Meeresherrschaft Karthagos wieder zu erneuern. Er eroberte einen Teil von Sicilien und verwüstete die Küsten Italiens auf das grausamste. Wie Bonifacius die Vandalen ins Land rief, so verband sich der „christliche" Aëtius mit den wilden Hunnen und ertrotzte an ihrer Spitze den Oberbefehl über das ganze römische Heer. Es ist dies derselbe Aëtius, der Europa gegen die Hunnen unter Attila verteidigte und als Sieger aus der großen Hunnenschlacht hervorging. Als Dank dafür wurde er sowie seine sämtlichen Freunde nach Attilas Tode auf das erbärmlichste ermordet von dem „christlichen" Kaiser Valentinian III. Letzteren, der seiner Feigheit und seiner Ausschweifungen wegen allgemein verhaßt war, ereilte die Rache dadurch, daß der Senator Petronius Maximus ihn ermorden ließ, nachdem er dessen Frau „mit Hilfe einer infamen Intrige" geschändet hatte.

Als sich im Jahre 468 Basiliscus, der Schwager des Kaisers Anthemius, mit einer starken Flotte Karthago näherte und nach einigen Siegen in der sichern Lage war, diese wichtigste Stadt zu erobern, da ließ sich dieser elende Verräter von Giserich mit Geld bestechen, sein Vaterland und seinen Kaiser schmählich zu verraten.

Drei Jahre später empörte sich aus purem Ehrgeiz und Eitelkeit der Feldherr Ricimer, obwohl er des Kaisers Schwiegersohn war. Er ging mit seinem Heere auf Rom los und ließ die Stadt nach längerer Belagerung stürmen und plündern und den Kaiser Anthemius, den Vater seiner Gemahlin, töten. In ihrer Zerstörungswut standen die Truppen dieses „christlichen" Feldherrn den rohen Vandalen in keiner Weise nach.

Selbstverständlich ist es nicht möglich, an dieser Stelle ein umfassendes Bild zu entwerfen von dem Geist, der die damalige Zeit beherrschte. Diese vereinzelten Skizzen jedoch repräsentieren in typischer Weise die Moral oder besser gesagt die Unmoral der damaligen Zeit. Wie Ironie ertönt die „christliche Liebe" aus dem Munde der Historiker angesichts der Schändlichkeiten und Gemeinheiten, wie sie die damalige Zeit charakterisierten.

Wie konnte auch eine Religion, gleichviel wie man dieselbe benennen mag, — ob „Christentum", ob „Heidentum" — einen „veredelnden" Einfluß auf die Menschheit ausüben, wenn sich die Verkünder ihrer Lehre gegenseitig auf das allergemeinste beschimpften und verfolgten? Das Christentum hat sich dadurch vor allen anderen Religionen ausgezeichnet, daß es von seinem ersten Auftreten an bis zum heutigen Tage nicht nur in eine ungeheure Anzahl verschiedener Sekten zerfallen ist, sondern daß sich diese Sekten gegenseitig verfolgen und verfluchen, wie anständige Menschen ihre bittersten Feinde nicht behandeln sollten. Und das ist die vielgepriesene „christliche Liebe"!

Wir erwähnten bereits im vorigen Kapitel des sogenannten Arianischen Streites. Wie es ja ganz unausbleiblich war, mußten jene paranoischen Wahnideen, die zu der Vorstellung vom Vater, Sohn und heiligen Geist Anlaß gaben, wenn man sie für bare Münze nahm, zu den verschiedensten Anschauungen führen. Vollkommen logischer Weise dachten sich viele, daß wenn es einen Gott Vater und einen Gott Sohn gäbe, man es mit zwei Göttern zu tun habe, denn daß 1 + 1 = 2 ist, hatten diese ehrbaren Leute in der Schule gelernt. Selbstredend wagten die Betreffenden nicht, eine so frevelhafte Entdeckung laut werden zu lassen. Blicken doch selbst heute die weisen christlichen Theologen mitleidig herab auf die dummen und ignoranten Tröpfe, die wie jene Leute glauben, 1 + 1 sei 2.

Die „wahre" christliche Lehre, wie sie zu jener Zeit besonders vom Bischof Alexander zu Alexandrien verbreitet wurde, war die, „daß Christus, der Sohn Gottes, von gleichem Wesen mit dem Vater sei, und aus dem Wesen desselben von Ewigkeit gezeugt." Wer zu dumm war, diese Weisheit zu verstehen, sollte einfach seinen Mund halten, und — glauben. Demgegenüber behauptete Arius, ein Presbyter der dortigen Kirche: „Christus, obschon erhabener als alle übrigen Menschen, sei durch den Willen Gottes aus Nichts erschaffen".

Dieser Streit, der sich zu Anfang des vierten Jahrhunderts erhoben hatte, sollte die unheilvollsten Folgen haben. Die gesamte Christenheit spaltete sich in zwei Par-

teien, die sich Jahrhunderte lang auf das bitterste bekämpften und gegenseitig verfluchten. Von Zeit zu Zeit modificierte die eine oder die andere Partei ihre Lehre, aber trotz vielfacher Versuche, einen Ausgleich zwischen ihnen zustande zu bringen, blieben sich beide Parteien feindlich und unversöhnlich gegenüberstehen.

Nachdem man durch Koncile und Verhandlungen so weit gekommen war, die Gottheit Christi allgemein anzuerkennen, wollte die Alexandrinische Schule auch die Mutter Maria zur Gottheit machen. Mutter und Sohn können nicht verschiedene Wesen sein, lehrte diese Schule ganz logisch, und fuhr dann ganz unlogisch fort, da der Sohn eine Gottheit ist, so — muß auch die Mutter eine solche sein. Man verlieh ihr daher den Titel θεοτόκος „die Gottgebärerin".

Vergebens hatte Konstantin auf dem Koncil zu Nikäa versucht, dem Streite ein Ende zu machen. Angesichts der Tatsache, daß man sich gegenseitig in den Bann tat und Besitz zu ergreifen hoffte von den Reichtümern der Gegenpartei, war das Herz der Herren Pfaffen nicht zu erweichen. Ein Kaiser wie Konstantin war ihnen zu diesem Zwecke unbequem. Er war viel zu gescheit, um der Sache selber irgendwelche Wichtigkeit beizulegen. Er, der gleichzeitig an der Spitze des heidnischen Kultus und des Christentums stand, lachte im Innern über diese lächerliche Streiterei. Was er zum Wohle des Staates und, was die Hauptsache war, zur Erhaltung des Thrones anstrebte, war Einigkeit. Hatte er doch schon Mühe genug, den heidnischen Kultus aus der Welt zu schaffen, nachdem er sich nun einmal notgedrungen der christlichen Kirche angeschlossen hatte. Was sollten ihm da solche Zwistigkeiten?

Der Kaiser Julian dachte in religiösen Dingen ähnlich wie jener, nur war er vornehm und edel genug, seine Meinung und Gesinnung frei auszusprechen und demgemäß zu handeln. Anstatt zwischen beiden Parteien wie sein Vorgänger zu vermitteln, warf er sie alle beide zur Tür hinaus, indem er vielleicht ähnlich bei sich dachte wie ein Dichter eines späteren Jahrtausends: „Denn es will mich schier bedünken . . . . . ."

An Julians Charakterstärke und Geistesgröße mußten die feinsten Künste des Pfaffentums scheitern. Wie ein Fels im Meere ragt er als eine Heldengestalt hervor, er, den die Pfaffen den „Apostaten“ nannten, und den sie seiner Rechtlichkeit halber auf das tödlichste haßten.

Besseren Erfolg hatten sie bei geistig minderbegabten Kaisern, die ihren Schmeicheleien ein williges Ohr liehen. Da war z. B. der jugendliche Gratian, der sich bei seiner Thronbesteigung der größten Beliebtheit erfreute. Sein Vater, Valentinian, hatte ihm die beste Erziehung zuteil werden lassen, die man zu jener Zeit genießen konnte. Die größten Meister auf den verschiedensten Gebieten der Kunst und Wissenschaft wurden mit seinem Unterricht betraut. Sein weicher und impressionabler Charakter machte ihn doppelt empfänglich für die Eindrücke, die ihm zuteil wurden, obwohl dieselben an der Oberfläche haften blieben, ohne, wie es bei derartigen Naturen der Fall ist, in die Tiefe zu dringen. Die Lehren der größten Meister seiner Zeit spiegelten sich in seinem Innern wieder, als er den Thron bestieg, sodaß aller Augen mit großer Hoffnung und Erwartung auf ihn gerichtet waren. Auf religiöse Erziehung hatte der Vater offenbar kein großes Gewicht gelegt, denn Ansorius, ein Gegner des Christentums, leitete den Hauptunterricht.

Da aber begannen die Pfaffen, ihren Einfluß geltend zu machen. Sie verstanden es, den charakterschwachen Fürsten mit allen möglichen Intrigen und Schmeicheleien in ihre Netze zu fangen. Während er seine Regierungspflichten immer mehr vernachlässigte, schmeichelten sie seiner Eitelkeit und rangen ihm eine Koncession nach der anderen ab. Seine Hauptbeschäftigung bildete die Jagd, während er die Regierungsgeschäfte anderen überließ. In kindlichem Stolz und Ehrgeiz, auf dem Gebiete physischer Schaustellungen zu excellieren, umgab er sich mit Individuen aus der rohesten und niedrigsten Klasse, sodaß man ihn mit Nero und Commodus verglich und jeden Respekt vor ihm verlor. Im Heer war er so verachtet, daß man sich offen gegen ihn empörte.

Alles dies benutzten die Pfaffen, um ihre selbstsüch-

tigen Zwecke zu erreichen. Während die Staatsangelegenheiten immer mehr vernachlässigt wurden, und sich ein System elendester Korruption ausbildete, hielten die Herren Bischöfe ihn in festen Händen und verstanden es, das Gewissen des leichtgläubigen Fürsten ganz nach ihren Interessen zu gestalten. Ambrosius selber schrieb für seine spezielle Belehrung eine Abhandlung über die Dreieinigkeit. Schließlich brachten sie ihn dazu, ein Edikt zu erlassen, demzufolge jede Verletzung, jede Vernachlässigung, ja sogar die Unkenntnis der Gotteslehre als „Kapitalverbrechen“ bestraft wurde. [1])

Dieser Kaiser, der es durch seine Schwäche und Charakterlosigkeit so weit gebracht hatte, daß er von seinem ganzen Volk sowie seinem Heere gehaßt und verachtet wurde, sodaß man sich schließlich gewaltsam seiner entledigte, derselbe Kaiser wurde von der christlichen Priesterschaft fast als ein Heiliger verehrt, nur weil er sich zum willigen Werkzeug machte für die Schliche und Ränke des Pfaffentums. Sein berühmter Lehrer, der große Erzbischof von Mailand, Ambrosius, belohnte ihn für seine „christlichen Taten“ mit einem besonderen Ehrenplatze im Himmel. [2])

Von ganz besonderer Bedeutung für unsere Zwecke ist das Verhalten gegenüber den christlichen Streitfragen seitens eines Kaisers, der ebenfalls aus religiöser Ueberzeugung handelte, gleichzeitig aber große Charakterstärke und Tatkraft besaß, sodaß ihm die Geschichte den Beinamen „des Großen“ verliehen hat. Wir meinen Theodosius, den Großen.

Dieser Kaiser hat sicherlich keine wissenschaftliche Erziehung genossen. Sein Vater diente dem Reiche als Feldherr in Britannien und Afrika, wo sich wohl schwerlich die Gelegenheit zu wissenschaftlichen Studien fand. Sein Sinn war offenbar mehr auf das Praktische gerichtet, wie auch seine Beschäftigung mit dem Ackerbau zeigt, der er sich aus-

---

[1]) Qui divinae legis sanctitatem nesciendo omittunt, aut neglegendo et offendunt, sacrilegium committunt. Codex Justinian 6. IX. Tit. XXIX. leg. 1.

[2]) Tom. II de Obit. Val. Consol. p. 1193.

schließlich widmete, nachdem sein Vater in Ungnade gefallen und hingerichtet war. Philosophie und religiöse Grübeleien waren ihm fremd. Er nahm den christlichen Glauben hin als eine Ueberlieferung, deren Wahrheit über jeden Zweifel erhaben ist. Der bloße Gedanke, daß die heiligen Satzungen, wie sie die Priester lehrten, unecht sein könnten, erschien ihm als Verbrechen. Daher war er aus innerster Ueberzeugung bereit, sich in religiösen Dingen unbedingt der priesterlichen Autorität zu fügen. So wie er im Feld unbedingten Gehorsam forderte von dem ihn vergötternden Heere, so wie er bei der Leitung der Staatsgeschäfte die Zügel straff in der Hand hielt und keinen Widerspruch duldete, so war er selber bereit, Befehle zu empfangen und sie gewissenhaft auszuführen, wenn es sich um religiöse Dinge handelte. Wie echt und aufrichtig die Ergebenheit war, die er dem Priestertum zollte, zeigt die Demütigung, die er über sich ergehen ließ, als der Erzbischof Ambrosius ihm den Eintritt in die Kirche verwehrte und ihm eine Buße auferlegte wegen des von ihm begangenen Massenmordes in Thessalonien. Seine Handlungen, so weit sie religiöse Dinge betrafen, repräsentieren daher den Willen der christlichen Macht damaliger Zeit. Nicht er, sondern das Christentum ist mithin verantwortlich für den Erlaß religiöser Edikte sowie für die Art und Weise, mit der die Gesetze ausgeführt wurden. Hier ist der Wortlaut eines wichtigen Edikts:

„Es ist unser Wille, daß alle Nationen, die sich unserer milden und gemäßigten Regierung erfreuen, beständig festhalten sollen an der Religion, die von St. Peter den Römern gelehrt wurde, von der wir eine getreue Ueberlieferung empfangen haben, und die gegenwärtig ausgeübt wird von dem Pontifex Dumascus und von Petrus, Bischof von Alexandria, einem Mann von apostolischer Heiligkeit. Wie es die Apostel gelehrt haben, und wie es in den Evangelien geschrieben steht, wollen wir an die einige Gottheit glauben von Vater, Sohn und Heiligem Geist unter gleicher Majestät und frommer Dreifaltigkeit. Wir ermächtigen die Anhänger dieser Lehre, den Namen „Katholische Christen“ anzunehmen; und da es unsere Meinung ist, daß alle übrigen über-

spannte Narren sind, so brandmarken wir sie mit dem Namen schändlicher „Ketzer“ und verfügen, daß sich ihre Versammlungsgebäude fürderhin nicht mehr die ehrbare Bezeichnung „Kirche“ anmaßen sollen. Außer der Verdammnis der göttlichen Gerechtigkeit müssen sie darauf gefaßt sein, die schwersten Strafen zu erdulden, die unsere von himmlischer Weisheit geleitete Autorität über sie zu verhängen für gut befinden wird“.[1])

Dieses Edikt, das nach unseren heutigen Begriffen ganz unglaublich erscheint, blieb nicht etwa eine leere Drohung, sondern wurde auf das gewissenhafteste ausgeführt. Die gräßlichsten Grausamkeiten wurden begangen, nicht etwa gegen Leute, die an der christlichen Lehre als solcher zweifelten, denn diese, soweit es deren gab, wagten nicht, ihre Meinung laut werden zu lassen, sondern gegen eine Sekte der Christenheit, die nicht minder orthodox und fanatisch gesinnt war, die aber, in einigen Punkten von dem obigen Dogma abzuweichen, für gut befand.

Wie Theodosius gänzlich unter dem Einfluß der Priester stand, ja zum Werkzeug der Pfaffen herabsank, und mit was für lächerlichen Possenspielen diese den Kaiser für ihre Zwecke zu gewinnen wußten, beweist der folgende Vorgang.

Kurz nachdem Theodosius seinen ältesten Sohn, Arkadius, mit dem Titel und der Würde eines Augustus bekleidet hatte, nahmen beide Fürsten, auf einem gemeinschaftlichen Throne sitzend, die Huldigungen ihrer Untertanen entgegen. Unter den Anwesenden befand sich der Bischof von Iconium, Amphilochius. Nachdem dieser dem Kaiser alle Ehren, wie es das Ceremonial vorschrieb, erwiesen hatte, redete er dessen Sohn, den neu geschaffenen Augustus, in einer Weise an, wie er zu irgend einem Jünglinge aus der Masse des Volkes reden würde. Theodosius war darüber so empört, daß er den Befehl erteilte, diesen tölpelhaften Priester sofort hinauszuwerfen. Bevor jedoch die Wachen Hand an ihn legen konnten, rief er aus: „So, o Kaiser, wird einst der König des Himmelreichs alle diejenigen behandeln, die vorgeben, den Vater zu verehren,

---

[1]) Codex Theodos. l. XVI. Tit. 1. leg. 2.

sich aber weigern, seinem göttlichen Sohne dieselbe Majestät zuzugestehen". Der Kaiser umarmte den Bischof von Iconium und blieb der Lehre stets eingedenk, die ihm diese „dramatische Parabel" bot.[1])

Konstantinopel bildete den Hauptsitz der Arianer. Hier wurden die verschiedenen Ansichten und Theorieen betreffs der Göttlichkeit Christi auf das eingehendste besprochen. Der diesbezügliche Enthusiasmus beschränkte sich nicht nur auf den Klerus sondern ergriff das Volk in gleicher Weise. Die gesamte Bevölkerung schien an nichts anderes zu denken als an diese wichtigen Streitfragen. Jedes Interesse für andere Dinge, wie für Kunst und Wissenschaft, schien erloschen, und Christus bildete den Mittelpunkt aller geistigen Tätigkeit. Die folgende Schilderung mag ein annäherndes Bild geben von dem die Zeit beherrschenden Geiste. „Diese Stadt", so sagt ein objektiver Beobachter, „ist voll von Handwerkern und Sklaven, die sämtlich gründliche Theologen zu sein scheinen, indem sie in ihren Werkstätten sowie auf der Straße Predigten abhalten. Begehrt man ein Geldstück gewechselt zu haben, so belehrt einen der Betreffende, worin der Unterschied zwischen dem Vater und dem Sohne bestehe. Fragt man nach dem Preise eines Brotes, so erhält man als Antwort, daß der Sohn dem Vater untergeordnet sei. Fragt man, ob das bestellte Bad bereit sei, so wird einem mitgeteilt, daß der Sohn aus nichts erschaffen sei".[2])

Die orthodoxe katholische Partei war nur äußerst schwach vertreten, sodaß die Kirchen sämtlich im Besitze der Arianer waren. Um ihren eigenen Bischof zu haben, ließ daher diese Partei eine Einladung an den Nazianzer Gregor ergehen, welcher derselben auch willig Folge leistete. Ein Privathaus bildete den Versammlungsort dieser kleinen Gemeinde und erhielt als Ausdruck des neuerstandenen Glaubens von Nikene den Namen „Anastasia".

Gregor, den die katholische Kirche später unter die Heiligen versetzte, war einer jener exaltierten Schwärmer, die ihr ganzes Leben mit Fasten, Beten und Kasteiungen

---

[1]) Sozomen, l. VII. c. 6. Theodoret, l. V. c. 16.

[2]) Fortin's Remarks on Ecclesiastical History. vol. IV. p. 71.

verbrachten und selbst das unschuldigste Vergnügen für eine Todsünde hielten. Einen Teil seines Lebens hatte er in der Wüste verbracht, um allen irdischen Eindrücken zu entfliehen und nur mit Gott zu verkehren. Jede Freude, jeder irdische Genuß erschien ihm verdammenswert. „Seine Nahrung bestand aus Brot, Salz und Wasser. Er schlief auf bloßer Erde und trug nur die rauheste und einfachste Kleidung. Den Tag verbrachte er mit harter Arbeit und den größten Teil der Nacht mit heiligem Gesang und Preisen des Herrn oder tiefem Nachsinnen“.

Die Arianer, die ihrerseits nicht minder fanatisch waren in der Befolgung ihrer eigenen Religionslehre, waren mit Haß und Widerwillen erfüllt gegen die neue Gemeinde Anastasia. Von der Kanzel der höchsten Kirche, der St. Sophia, herab ergingen Mahnungen an das Volk, die andersgläubige Gemeinde mit Gewalt zu vernichten. Die Türen der Anastasia wurden gewaltsam geöffnet, und es kam zu den heftigsten Tätlichkeiten zwischen den beiden Gemeinden. Man bekämpfte sich mit Stöcken, Steinen und Feuerbränden, sodaß die ganze Stadt in Aufruhr versetzt zu sein schien.

Da nahte der Kaiser Theodosius im Auftrage seiner orthodox katholischen Priester an der Spitze seiner siegreichen Armee. Am Tage unmittelbar nach seiner Ankunft ließ er den Damophilus, den Arianischen Bischof von Konstantinopel, zu sich kommen und stellte ihn vor die Alternative, entweder den orthodox katholischen Glauben anzunehmen und den Beschluß von Nikene zu unterschreiben, oder den episkopälischen Palast, die Kathedrale der St. Sophia sowie alle übrigen Kirchen sofort den orthodoxen Katholiken einzuräumen. Damophilus zog es vor, in Armut und Verbannung zu sterben, als seinem Glauben untreu zu werden.

So mußte Konstantinopel von den Arianischen Priestern geräumt werden, und die kaiserlichen Truppen besetzten die Kirchen der Stadt. Gregor wurde vom Kaiser im Triumph durch die Straßen geführt und empfing direkt aus des Kaisers Hand die bischöflichen Würden auf dem episkopälischen Throne von Konstantinopel.

Sechs Wochen darauf erließ Theodosius den Befehl, sämtliche Bischöfe, die sich nicht der orthodox katholischen Lehre unterwerfen würden, mit allen ihren Untergebenen aus allen Kirchen seines Reiches zu vertreiben. Mittels der Gewalt der Waffen wurde dieser Befehl im „Namen des Kaisers“ und „zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi“ auf das prompteste ausgeführt.

Die Geschichtsschreiber können sich nicht genug ergehen in Wehklagen über die grausamen Christenverfolgungen unter den „heidnischen“ römischen Kaisern. Obwohl es keinem Menschen einfallen wird, jene brutalen Gewalttätigkeiten beschönigen zu wollen, so muß man dieselben doch immerhin als eine Maßregel anerkennen, zu der Kaiser, wie Marc Aurel, durch politische Zustände gedrängt wurden. Was soll man aber dazu sagen, daß christliche Kaiser ihre christlichen Untertanen mit derselben Härte verfolgen ließen lediglich um eines dogmatischen Unterschiedes willen? Und das schlimmste dabei ist, daß Theodosius nicht etwa ein schlechter Mensch war, der sich, wie der degenerierte Nero, an den Leiden seiner Mitmenschen ergötzte. Nein, im Gegenteil! Theodosius, der Große, war ein vorzüglicher Kaiser und ein gewissenhafter Mensch, der nur nach bestem Wissen und Können handelte. Seine Taten geschahen im direkten Auftrage der Oberhäupter der Kirche, zu denen er mit der größten Verehrung aufblickte. Nicht Theodosius ist daher für jene Verfolgungen verantwortlich sondern die Kirche. Nicht die Brutalität des Kaisers betätigt sich in jenen Gewaltmaßregeln sondern die Brutalität jener Institution, die sich nennt „Christentum“.

Von jener Zeit beginnt die grausame Verfolgung aller derer, die es nur wagten, eine selbständige Meinung zu äußern. Bis dahin hatten die Kirchenväter öffentlich ihre Meinungen ausgetauscht über die dunklen und unverständlichen Punkte des Christentums. Diejenigen, die zu glauben bereit waren, versuchten, sich Verständnis und Aufklärung zu verschaffen. Selbstverständlich mußten sich die verschiedensten Ansichten ausbilden betreffs jener unverständlichen Begriffe, die auf Wahnideen und Sinnestäuschungen basierten, wie besonders die Lehre vom Heiligen Geist. Was

sollte sich darunter ein denkender Mensch vorstellen? Wie konnte sich der normal denkende Mensch mit der Lehre vertraut machen, daß Vater, Sohn und Heiliger Geist zusammen nur einen Gott bilden sollten. Zum mindesten mußten sie ihre Zweifel verlauten lassen und nach Aufklärung suchen.

Von jetzt an aber war jede Diskussion über diese Dinge verpönt. Wer es wagte, an der Glaubensformel, wie sie von den vereinigten Bischöfen zu Konstantinopel aufgestellt war, zu rütteln oder nur den geringsten Zweifel zu äußern, wurde als elender Ketzer verdammt. Und jeden Ketzer betrachtete der orthodoxe Kaiser als „einen Rebellen gegen die höchsten Mächte des Himmels und der Erde“. Die heiligen Väter, die das Gewissen des Kaisers zu leiten hatten, sorgten für die energischsten Maßregeln zur Verfolgung der Ketzer. Innerhalb von fünfzehn Jahren hat er mindestens fünfzehn strenge Edikte gegen sie erlassen. Um den der Ketzerei Beschuldigten jede Hoffnung auf Freisprechung zu nehmen, verfügte der Kaiser ausdrücklich, daß die Richter, falls irgendwelche Beweise oder Einsprüche zu ihren Gunsten erhoben würden, dieselben als Betrug und Fälschung erklären sollten.

Die grausamsten Strafen wurden über die der Ketzerei schuldig Befundenen verhängt. Priester, die es wagten, in ihren Lehren auch nur im geringsten von dem vorgeschriebenen Dogma abzuweichen, wurden nicht nur ihres Amtes entsetzt, sondern je nach der Schwere des Verbrechens mit Geldbußen bestraft, aus dem Lande verbannt, ihres Vermögens beraubt oder gar zum Tode verurteilt. Die Kirchen solcher Gemeinden, die der Ketzerei überführt waren, wurden konfisciert und der kaiserlichen Domäne zuerteilt.

Jeder Priester hatte auf das sorgsamste zu wachen über die strikte Befolgung aller Vorschriften innerhalb seiner Gemeinde. Er konnte die strengsten Strafen verhängen für ketzerische Handlungen irgend welcher Art. Eine der bekanntesten Strafen bildete die Exkommunikation. Der Betreffende war nicht nur von aller Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, — das hätte am Ende so mancher geduldig ertragen mögen, — sondern es war jedem guten Christen

auf das strengste untersagt, mit einem Exkommunicierten irgendwelchen Verkehr zu pflegen. Naturgemäß war der Betreffende dadurch seines Lebensunterhaltes beraubt und der größten Not und dem schwersten Elend preisgegeben. Nicht selten benutzte der fanatische Pöbel eine solche Gelegenheit, um einen derart Unglücklichen zum Gegenstande der rohesten Insulte zu machen. Die Strafen für Ketzerei waren derart, daß die Todesstrafe häufig als eine milde Form angesehen wurde.

Jeder römische Bürger hatte nicht nur das Recht sondern die Pflicht, einen jeden Mitbürger — und wäre es der eigene Vater oder Sohn — der Ketzerei anzuklagen, sobald er irgendwelchen Verdacht hegte. Trotzdem errichtete Theodosius das besondere Amt eines „Glaubensinquisitors", eine Institution, die, wie wir später sehen werden, zum größten Fluch der Menschheit wurde.

So war es mit der „christlichen Liebe" bestellt. Dies war aus jener Vereinigung von „Brüdern" geworden, die sich zu gemeinschaftlicher Erbauung zusammengefunden hatten, in deren Augen alle Menschen gleich waren, und deren vorzüglichster Zweck es sein sollte, ihren Mitmenschen zu helfen und zu nützen.

Verfuhr man in so brutaler Weise mit den eigenen christlichen Brüdern, wie erst mußten die Christen jetzt, da sie zur Macht gelangt waren, jene Unglücklichen behandeln, die ihrer alten Religion treu geblieben waren, die Juden und „Heiden". Besondere Edikte wurden erlassen gegen jede Art heidnischer Gottesverehrung. Die alten Göttertempel wurden überall entweder in christliche Kirchen verwandelt oder gänzlich vernichtet. Dieses Zerstörungswerk besorgte das christliche Volk mit einem Eifer und einem Enthusiasmus, welcher der Zerstörungswut der Vandalen in keiner Weise nachstand. So manches edle Kunstwerk, dessen Ueberreste in neuester Zeit auf das sorgsamste ausgegraben und in Museen zur Schau gestellt wurden, verdankt seinen Untergang christlicher Liebe. Weder die Rohheit wilder Barbaren noch die Phänomene der Natur, wie „Erdbeben" und dergleichen, haben in den südlichen Teilen Griechenlands und Kleinasiens so erbarmungslos gewütet

unter den Kunstschätzen des Altertums wie der Fanatismus und Aberglaube des Christentums.

Wir haben hier nacheinander vier Kaiser betrachtet, von denen jeder hinsichtlich seiner Beziehungen zum Christentum als Repräsentant einer ganzen Klasse von Menschen angesehen werden kann.

Da ist zunächst der geistig hervorragende, aber unskrupulöse Konstantin. Er benutzt das Christentum als Mittel zur Erreichung seiner persönlichen Interessen. Ihm selber ist nichts daran gelegen, wie dieser oder jener sich mit seinem Glauben abfindet, so lange er dabei seinen Zweck erreicht. Die rein religiöse Seite hat für ihn kein Interesse. Wie er, so denkt und handelt eine große Klasse von Menschen. Die große Masse von Geistlichen, welche diese Karriere aus Ehrgeiz und persönlichem Interesse eingeschlagen haben, ohne selber an diese Dinge glauben, gehören in diese Kategorie. Die vielen Großauguren, die nunmehr zum christlichen Prälatengeschäft übergetreten sind, gehören hierher. Die große Anzahl wissenschaftlich gebildeter „Heiden" und Juden, die es vorziehen, sich den äußerlichen Gesetzen des Christentums zu fügen, anstatt den Märtyrer zu spielen für eine Sache, an die sie ohnehin nicht glauben, bilden Repräsentanten dieser Kategorie.

Der zweite dieser Kaiser ist Julian, der „Apostat". Eine vornehme, edle Natur, der alles Unwahre, alle Heuchelei zuwider ist. Er bekennt offen, daß er an alle diese Dinge nicht glaubt. Er will nichts mit der Kirche und den Pfaffen zu tun haben. Heute gibt es gar viele, die sich in derselben Klasse mit Julian befinden. Jeder wissenschaftlich gebildete Mensch, soweit ihn persönliche Rücksichten nicht abhalten, die Wahrheit zu bekennen, gehört dahin. Aber zu jener Zeit, als man ein solches Bekenntnis mit dem Leben bezahlen mußte, zogen es doch die meisten vor, zu schweigen. Die verschiedenen Schulen der Philosophie verstummten fortan. Die Schule zu Athen, die einstmals der Hauptsitz geistiger Größe und Blüte war, degenerierte immer mehr, bis sie schließlich von Justinian gänzlich geschlossen wurde.

Der nächste ist Gratian. Ein leichtlebiger Jüngling, ohne große geistige Fähigkeiten und ohne besondere Cha-

rakterstärke. Eine jener vielen Naturen, die zum Spielball werden des Milieus, in welche das Schicksal sie hineinversetzte. Haben sie Glück, so kann ihr privates Leben von Erfolg begleitet sein. Zum Regieren sind sie untauglich. Aus einem hoffnungsvollen Prinzen ward Gratian zu einem Kaiser, der von seinem Volke und seinen Soldaten gehaßt und verachtet wurde. Aber er war leicht zu lenken und ein williges Spielzeug in den Händen der Pfaffen. Ambrosius „verlieh“ ihm einen Ehrenplatz im Himmel. Die Menschen dieser Klasse bilden die große Hammelheerde, deren jeder dem Leithammel nachläuft, ohne auch nur den Versuch selbständigen Denkens zu machen. Ihre Lehrer sind ihre Propheten, jedes gedruckte Wort ihr Evangelium. Sie sind aus dem Holze geschnitzt, wie die christliche Kirche es sich wünscht. Gelingt es den Pfaffen, sich ihrer bei Zeiten zu bemächtigen, so verleihen sie ihnen einen Ehrenplatz im ewigen Reiche Gottes.

Und nun betritt Theodosius die Bühne. Ein Held aus echtem Schrot und Korn, der Sohn eines Soldaten, im Felde auferzogen, von Jugend auf an den Schall der Waffen gewöhnt. Eine grundehrliche Natur, ohne wissenschaftliche Bildung, ohne Sinn für Kunst und Wissenschaft. Bei allem, was er tut, energisch und tatkräftig. Wie dazu geschaffen, seine Mitmenschen anzuführen im Kampfe auf dieser Welt. Er empfängt die christliche Lehre aus dem Munde der heiligen Priester wie eine Offenbarung Gottes. Wer sich diesen Anordnungen widersetzt, lehnt sich auf gegen die göttliche Natur, und zur Rettung seiner eigenen Seele ist es nötig, ihn in dieser Welt zu foltern und zu martern, damit er der ewigen Verdammnis entgehe. Einen Ketzer zu strafen, ist die höchste und heiligste Pflicht des Fürsten. Dies sind die Naturen, denen wir in der Geschichte des Christentums gar häufig begegnen, und die das Blut in unseren Adern erstarren machen. Philipp II. von Spanien war von gleicher Art. Die gewaltige Schar von Inquisitoren des Mittelalters, die ihre Mitmenschen zu den entsetzlichsten, unglaublichsten Torturen verdammten, die es ruhig mit ansehen konnten, wenn man Männer, Weiber und Kinder zu Tode folterte, ohne dabei auch nur die geringste Spur

menschlichen Mitgefühls zu verraten, sie waren aus diesem Stoff gemacht, sie gehörten zur selben Klasse wie Theodosius, der Große. Sie hätten vortreffliche Männer abgeben können, wenn ein edleres Motiv als das Christentum sie geleitet hätte.

Trotz der strengsten Maßregeln, die Theodosius gegen die Ketzer ergehen ließ, trotz der unbegrenzten Mittel, mit denen er die orthodox-katholische Partei ausstattete, ihre Gegner zu vernichten, blieben die Zwistigkeiten der christlichen Kirche nicht nur bestehen, sondern nahmen in der Folge noch viel größere Dimensionen an. Die Ursache hierfür lag in dem Wesen und Charakter des Christentums.

Die komplicierte Organisation des gesamten Klerus, die eiserne Disciplin des ungeheuren Apparates, dessen sämtliche Fäden in dem einen Knotenpunkt zusammenliefen, dem päpstlichen Stuhl in Rom, beseelte ein jedes Mitglied dieses gewaltigen Organismus mit dem gleichen Ehrgeiz, mit dem Verlangen und Streben nach Macht und Größe. Während aber einerseits diesem Streben nach Macht durch die wohlorganisierte Disciplin eine Grenze gezogen war, lockte andererseits die Versuchung, durch die Aufstellung eines neuen Glaubensdogmas und der dadurch genötigten Ausscheidung aus dem Kirchenverbande zu selbständiger Macht zu gelangen. Das religiöse Glaubensbekenntnis war daher nur ein Mittel zum Zweck, ein Mittel zur Erlangung selbständiger Macht und Größe.

Am besten kann man sich die Natur jener religiösen Streitigkeiten klar machen, wenn man sie mit den politischen Parteien der Vereinigten Staaten vergleicht. Hier bestehen nebeneinander die beiden großen Parteien, die republikanische und die demokratische. Beide sind wohlorganisierte und disciplinierte Körperschaften, deren Streben dahingeht, zu Macht und Größe zu gelangen. Zu diesem Zweck stellt jede der beiden Parteien ihr Programm auf. Die Parteien existieren nicht, weil jede derselben eine gewisse vorgefaßte Meinung verträte, sondern sie schaffen sich vor jeder Wahl ihre politische Meinung, um durch dieselbe zur Macht zu gelangen. Die Partei ist das Primäre, der Inhalt ihres Programms das Mittel zum Zweck.

So verhielt es sich mit den Zwistigkeiten der christlichen Kirche, und dies ist der Grund, daß es keinem Vermittler — und viele Kaiser haben sich darum bemüht — jemals gelang, einen Ausgleich herbeizuführen. Mit einer Verständigung betreffs des religiösen Dogmas war keiner Partei gedient, denn dies war ihnen im Grunde genommen gleichgültig. Was sie verlangten, war die gänzliche Vernichtung der feindlichen Partei und die Unterwerfung derselben unter die eigene Macht.

Konstantinopel blieb nach wie vor der Schauplatz der religiösen Zwistigkeiten.

Trotzdem durch die Synode zu Chalcedon der Streit über die Vereinigung Gottes und des Menschen im „menschgewordenen Gott“ erledigt zu sein schien, blieb die Partei der „Monophysiten“ nach wie vor bestehen, indem sie alle möglichen Spitzfindigkeiten heraussuchte, nur um den Kampf gegen Rom fortsetzen zu können. Die Monophysiten leugneten das Bestehen zweier verschiedener Naturen in Christus, indem das Menschliche in ihm gänzlich absorbiert sein sollte von dem Göttlichen. Sie sagten, daß in Christus die göttliche Natur aus zwei verschiedenen Naturen hervorgegangen sei, während das kanonische Dogma lehrte, daß in Christus zwei Naturen enthalten seien. Wegen dieses Unsinns wurden die blutigsten Fehden geführt, und die „christlichen Brüder“ zerfleischten sich untereinander wie wilde Bestien.

Die Kaiser, die hülflos zwischen diesen beiden Parteien standen, suchten wiederholt, als Friedensstifter zu fungieren. Aber die Monophysiten beharrten bei ihrer „ketzerischen“ Ansicht von der Einheit beider Naturen. Um diese Ansicht öffentlich zu betonen, hatte der Patriarch von Antiochia einem damals beliebten Kirchengesang: „Heiliger Gott, Heiliger Starker, Heiliger Unsterblicher, erbarme Dich Unser“ die Worte hinzugefügt: „der Du für uns gekreuziget bist!“ Als der Kaiser Anastasius I. sich bereit erklärte, diesen Zusatz gelten zu lassen, klagte man ihn an, daß er die Monophysiten im geheimen begünstigte. Es kam zu einer blutigen Empörung, die dem Kaiser beinahe den Thron gekostet hätte.

Wenn man heute die Berichte aller jener blutigen Kämpfe durchgeht, welche die „christlichen Brüder“ „zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi“ untereinander geführt haben, so glaubt man eher den Text einer Operette vor sich zu haben als die Geschichte jenes Christentums, dem die Welt ihre heutige Civilisation verdanken soll.

Am „buntesten“ ging es unter der Regierung des Kaisers Justinian I. zu. Mit derselben Wut und Leidenschaft, mit welcher man in Konstantinopel die christlichen Glaubensdogmen verfocht, wurden auch die „circensischen Spiele“ vom Volke und vom Hofe betrieben. An den Tagen, an welchen die Rennspiele stattfanden, war fast die ganze Stadt im Zirkus zusammengedrängt. Dabei waren nicht nur die Wagenlenker und die Eigentümer der Pferde und Wagen in Kampfeslust und Siegeshoffnung entbrannt, sondern die gesamte Bevölkerung nahm einen fanatischen Anteil an dem Ausgang des Kampfes. Es bildeten sich eine Anzahl von Parteien, die ihre Gunst dem einen oder anderen zuwandten. Konstantin hatte sogar für die verschiedenen Faktionen getrennte Sitze erbauen lassen in seinem neuen Hippodrom. Diesem Beispiele folgten die übrigen Städte des östlichen Reiches.

Die Parteien waren mit der Zeit große, organisierte Korporationen geworden, die eine große Anzahl von Beamten hatten und eine direkte Macht darstellten. Es gab vier solcher Organisationen, die sich durch die Farbe ihrer Abzeichen und Kleidung äußerlich von einander unterschieden. Es waren dies die „Blauen“, denen sich die „Weißen“ angeschlossen hatten, und die „Grünen“, zu welchen sich die „Roten“ gesellten. Die Farben wurden auch außerhalb der Spiele getragen, und die sich feindlich gegenüberstehenden „Blauen“ und „Grünen“ erlangten bald eine politische Bedeutung.

Die Gemahlin Justinians, die berüchtigte Theodora, war eine Schauspielerin, die sich aus der Hefe des Volkes zur Kaiserin emporgeschwungen hatte. Ohne irgend welche moralische Skrupeln zu besitzen, war sie jedoch von hervorragendem Geiste, großer Klugheit und kühnem, entschlossenem Charakter. Justinian, obwohl ein Fürst mit

vielen vortrefflichen Eigenschaften, die sowohl seinem Volke als auch der Nachwelt viel Gutes leisteten, stand vollkommen unter dem Einfluß dieses willensstarken Weibes. Sie repräsentierte die Hauptmacht am Hofe, und wer zu Ansehen und Ehren gelangen wollte, bedurfte der Gunst und der Protektion dieser Frau. Man könnte Justinian mit Ludwig XIV. und Theodora mit seiner allmächtigen Maitresse, der Madame de Maintenon, vergleichen.

Die beiden religiösen Parteien, die Orthodoxen, die sich die „katholische Kirche“ nannten, und die „Heterodoxen“, zu denen die Monophysiten und ihre Abarten gehörten, standen sich noch immer auf das feindlichste gegenüber, indem jede der beiden Parteien danach strebte, die andere zu vernichten. Nachdem Theodora zur höchsten Macht gelangt war, begannen beide religiösen Parteien um ihre Gunst zu buhlen, und — welche Ironie! — Theodora, die personificierte Sittenlosigkeit, ward zur Beschützerin und Herrin der orthodox-katholischen Partei.

Als Theodora, die die Tochter eines gewissen Akacius war, der die Fütterung der Bären für die Tierhetzen besorgte, nach dem Tode ihres Vaters, als sie noch im zarten Kindesalter stand, um Unterstützung für ihre Mutter bei den „Grünen“ im Hippodrom flehte, ward sie von diesen mit Hohn zurückgewiesen, während sich die „Blauen“ mitleidsvoll ihrer annahmen. Eine solche Kränkung konnte eine Natur wie Theodora niemals vergessen, und sie blieb daher für immer den „Grünen“ feindlich gesinnt. Jetzt, da sie zur höchsten Macht gelangt war, ließ sie ihre Feinde ihre Rache fühlen, indem sie den „Blauen“ überall den Vorrang verschaffte. Außerdem machte sie diese mächtige Organisation gleichzeitig zur Stütze der von ihr protegierten orthodoxen Kirchenpartei. So kam es, daß sich die beiden christlichen Religionsparteien mit den „Blauen“ und den „Grünen“ identificierten. Die „Blauen“ repräsentierten die katholische Lehre, und die „Grünen“ bildeten die monophysitische Opposition. Ueberall erhielten nun die blauen Orthodoxen den Vorzug. Sie saßen im Hippodrom zur Rechten des Kaisers und gingen den Grünen bei allen Festlichkeiten voran. Auf die Gunst des Hofes fußend, begingen die Blauen alle mög-

lichen Gewalttätigkeiten an ihren Gegnern, sodaß des Blutvergießens und der Greueltaten kein Ende war. In alle Schichten der Bevölkerung, selbst in die Kreise der Richter und des Heeres drangen die Intrigen der „blauen Orthodoxen“ und „grünen Monophysiten“. Schließlich kam es zu einem Aufstand der „Grünen“, infolge dessen der Kaiser dreißigtausend grüne Monophysiten, die im Hippodrom als widerstandslose Masse zusammengedrängt waren, durch seinen Feldherrn Belisar niederhauen ließ. O, was für einen Segen doch das Christentum der Menschheit brachte!

Die Geschichte der letzten „christlichen“ Kaiser des oströmischen Reiches ist eine Kette von Greueln und Bestialitäten, die die Schändlichkeiten der römischen Kaiser, eines Nero und Commodus bei weitem in den Schatten stellen. Blendungen, Verstümmlungen, die qualvollsten Foltern gehörten zu den täglichen Erscheinungen. Eine ganz gewöhnliche Strafe für die verschiedensten Vergehen bildete das Abschneiden der Ohren, Nase und Zunge. Den Hauptgegenstand aller Zwistigkeiten und Streitereien lieferten aber nach wie vor die religiösen Parteien, und sie fuhren fort, sich gegenseitig zu beschimpfen und zu verfluchen, wie es jeder Sitte und jedem Anstand spottete. Dabei waren es auch stets die Führer der Kirchenparteien, die Herren Priester, von denen die gräßlichsten Grausamkeiten „zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi“ befürwortet wurden.

Ein Kirchenstreit, der ebenfalls tausenden von Menschen das Leben kostete, drehte sich um die Bilder und Statuen in den Kirchen. Einerseits war man in der Verehrung und Anbetung von Bildern so weit gegangen, daß tatsächlich kein Unterschied mehr bestand zwischen dem „heidnischen Götzendienst“ und der christlichen Gottesverehrung. Andererseits bestand man darauf, alle Bilder und sonstigen Kunstwerke mit Gewalt aus den Kirchen zu entfernen und zu vernichten. Unter diesem Vorwande plünderte Constans II., der mit einem Heere nach Italien gezogen war, um es den Longobarden zu entreißen, sämtliche Kirchen sowohl Roms als auch der übrigen Städte, sodaß er der Welt einen unersetzlichen Verlust zufügte.

Die größten Kunstwerke des Altertums wurden schmählich zerstört. Viel ärger als die Vandalen hauste dieser christliche Kaiser im Namen des Christentums unter den edelsten Kunstschätzen der damaligen Zeit. Das, was er nicht zerstörte, ließ er auf Schiffe bringen, um es nach Konstantinopel zu schleppen. Diese aber wurden von Arabern aufgefangen, und die Kunstschätze gingen auf ewig verloren.

Der blutigste Streit um die Bilder entbrannte zwischen dem Kaiser Leo III. und dem Papste Gregor II.

Sämtliche Bilder Christi, der Jungfrau, der Engel, der Märtyrer und Heiligen wurden vom Kaiser in sämtlichen oströmischen und italienischen Kirchen auf das strengste verboten, während der Papst sich dieser Anordnung auf das energischste widersetzte. Die blutigsten Kämpfe wurden im ganzen Lande dieser Dinge wegen mit heimlichen und offenen Waffen, mit List und Gewalt geführt. Es dauerten diese Streitigkeiten auch unter Leos Nachfolgern fort, bis endlich der Kaiser Konstantinus Kopronymus die Bilderverehrung durch eine Kirchenversammlung zu Konstantinopel feierlich verbieten und sämtliche Bilder und Reliquien in das Meer werfen ließ.

Erst als die Gemahlin Leos IV., Irene, nach dessen Tode zur Regierung kam, wurde jenes Verbot wieder zurückgenommen. Irene begünstigte die Partei der Bilderverehrer und ließ durch die Synode von Nycäa den Bilderdienst wiederherstellen. Um dieser „edlen“ Tat willen erhielt sie den Titel der „frommen und heiligen Kaiserin“. Jedoch diese „Heilige“ ließ die fünf Söhne des letzten Kaisers, Konstantinus, da diese ihr gefährlich waren, der Augen und der Zunge berauben, und ebenfalls ließ diese „fromme Kaiserin“ ihrem eigenen Sohe Konstantin VI. den Dolch in die Augen stoßen, um ihn zur Regierung unfähig zu machen.

Wer möchte wohl dem römischen Reiche eine Träne nachweinen? Wer möchte trauern um den Untergang jenes Volkes? O, ja! Es gab ein Römertum, das wir noch heute bewundern, das die Mehrheit verehren wird, so lange sie Sinn hat für Mannesehre, Rechtlichkeit und Tatkraft.

Aber jenes Römertum war längst verschwunden, bevor ein Christus und ein Christentum die Welt beglückte. Die schönste und edelste Epoche in der Geschichte bildet noch immer die Blüte Griechenlands, jene Heldenzeit, die um Jahrhunderte dem Christentume voranging. Aber jene Schrekkenszeit, die ersten Jahrhunderte nachdem das Christentum zu Macht und Größe gelangt war, sie erfüllt uns heute noch mit Grausen und wird es tun, solange es fühlende Menschen gibt.

Die Frage, warum das Christentum das römische Reich nicht vor dem Untergange retten konnte, muß, wenn man die Geschichte kennt, wie reinste Ironie klingen. Zu retten war das Reich nun freilich nicht. Es mußte untergehen, und keine Macht der Welt hätte es davor bewahren können. Aber, wenn das Christentum nur ein Atom von dem, dessen es sich ständig rühmt, auch in der Tat besessen hätte, wenn es nur im geringsten veredelnd hätte auf die Menschheit einwirken können, wenn von der „christlichen Liebe", von der so viel geschrieben steht, auch nur ein kleiner Teil zu sehen gewesen wäre, dann hätte jener Untergang des Reiches zum mindesten ein edler sein können. Wir hätten dann mit Achtung und Bewunderung auf jene Zeit geblickt, da die alte Kultur zusammenbrach, um einem neuen Leben Platz zu machen. Wie um Griechenlands Untergang so hätten wir auch hier getrauert wie um einen teuren Dahingeschiedenen. Auf ewige Zeiten wäre uns sein Angedenken hoch und heilig geblieben.

Doch anstatt dessen ist man froh, daß diese Zeit vorüber ist. Wie ein Patient, durch eine unheilbare Krankheit Qualen leidend, nur durch den Tod Erlösung findet, so hießen wir auch den Untergang willkommen, der die Welt befreite von unsagbaren Schrecken. Der Krebsschaden aber dieses Siechtums bestand in den endlosen Kämpfen, mit denen die Parteien des Christentums sich gegenseitig zerfleischten. Kunst und Wissenschaft hat das Christentum in tiefen Schlaf versenkt. Wie Brünhilde auf dem Feuerberge, von Flammen rings umgeben, so harrte fortan die griechische Muse ihres Erlösers, der erst nach tausend Jah-

ren kommen sollte, ihre Bande zu lösen. Aus freien Menschen machte das Christentum Hypokriten, die scheinheilig die Augen verdrehten und es nicht wagen durften, ihre freie Meinung zu äußern. Mit dem Schwerte in der Hand zwang es die Menschheit zu knechtischer Unterwerfung und säte zwischen ihnen Neid, Eifersucht, Mißgunst und Zwietracht. Eine Eigenschaft nur ist es, die gänzlich fehlte zu jener Zeit, nach der wir uns vergeblich umsehen, — die „christliche Liebe“! —

2. Die „Bekehrung“ der Germanen.

Der Untergang des römischen Reiches und das auf seinen Trümmern emporwachsende Germanentum stellen einen Vorgang dar, der zu den immer wiederkehrenden Erscheinungen der Geschichte gehört. So weit die menschliche Tradition reicht, sind Völker zugrundegegangen und andere an ihre Stelle getreten. Mit einer eisernen Gesetzmäßigkeit hat sich dieses Schauspiel immer wiederholt. Die Aegypter, die Assyrier, die Phönizier, die Inder, die Perser, die Griechen, sie alle durchliefen einen gewissen Gesetzen unterliegenden Entwicklungsprozeß. Wie das einzelne Individuum seine Kindheit, sein Jugendalter, seine Blütezeit, sein reiferes Mannesalter, sein Greisentum und seinen schließlichen Tod erleidet, so durchlaufen auch die Staaten der Völker alle jene Stufen der Entwicklung. Die Alten sterben aus und die Jungen treten an ihre Stelle.

Trotz alledem hat der Untergang des römischen Reiches etwas Eigenartiges an sich, etwas, das einzig in der Weltgeschichte dazustehen scheint. Wenn wir in der Geschichte der alten Völker das Verhältnis betrachten, in welchem ein untergehendes Volk zu seinem Besieger steht, so werden wir finden, daß ersteres einen verhältnismäßig hohen Grad der Civilisation erreicht hat, während letzteres sich in der Regel noch in dem urwüchsigen Naturzustand befindet, der die unterste Stufe der Civilisation bildet. Die in einem früheren Kapitel geschilderte Gesetzmäßigkeit des Entwicklungsganges erklärt dieses Verhältnis zwischen Sieger

und Besiegtem. Letzterer geht, wie wir sahen, nicht durch das Schwert des Eroberers zugrunde sondern durch den inneren Verfall, den seine überreife Civilisation bedingte. Die jugendliche Kraft des Siegers, der noch nicht verweichlicht ist durch den Hang zu übermäßiger Pracht und Schwelgerei, verbindet sich mit der Jahrhunderte alten Civilisation des Besiegten, und aus diesem Verhältnis geht eine neue Kultur hervor, stärker und schöner als die der beiderseitigen Vorfahren. Auf diese Weise konnte man die Civilisationsstufe eines jeden Volkes gewissermaßen als die Summe des Entwicklungsgrades früherer Völker ansehen.

Dies ist der natürliche Weg der Entwicklung des Menschengeschlechts. Wäre dem nicht so, wäre jedes Volk gezwungen, nach dem Untergange seines Vorgängers seine Civilisation selbständig zu begründen, so könnte von einem successiven Fortschritt der Menschheit keine Rede sein. Sie würde es immer bis zu einer gewissen Stufe bringen, um dann wieder von vorn anfangen zu müssen. Auf der Vererbung der Kultur von einem Volke auf das andere beruht die Entwicklung des Menschengeschlechts.

Dies ist der Punkt, in dem sich der Untergang des römischen Reiches von allen anderen analogen Vorgängen der Geschichte unterscheidet. Als das stolze Gebäude zusammenbrach, als die stürmischen Wogen nordischer Volksmassen über dem mächtigen Reiche zusammenschlugen, da verschlangen sie die gesamte tausendjährige Kultur des römischen Volkes. Die kostbarsten Schätze sanken dahin. Kunst und Wissenschaft, alles was der menschliche Geist bis dahin geschaffen hatte, die gesamte Civilisation des klassischen Altertums wurde begraben unter den Trümmern des römischen Reiches. Das einzige, was aus den Trümmern hervorging, das einzige, was sich aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet hatte, war — das Christentum.

Die Erben der Weltherrschaft waren die Germanen. Außer dem Christentum hatte das mächtige römische Reich ihnen nichts hinterlassen. Kunst und Wissenschaft der Griechen und Römer blieben ihnen fremd. Ebenso ihre Staatsverfassung, ihre Rechtslehre sowie sämtliche socialen Ein-

richtungen. Auf selbständigem Boden errichteten sie während des folgenden Jahrtausends das Gebäude ihrer eigenen Civilisation, ohne auch nur den geringsten Vorteil zu ziehen aus der fast zweitausendjährigen Kultur des klassischen Altertums. Ihr einziges Erbe war das „Christentum“.

Wie ist dieses sonderbare Phänomen zu erklären? Wie ist es möglich, daß eine Kultur wie die römische, die über das gesamte Reich verbreitet war, gänzlich zugrundegehen und nichts als ein religiöser Aberglauben übrigbleiben konnte?

Man darf sich den Untergang des römischen Reiches nicht etwa so vorstellen, als seien die Römer plötzlich vom Erdboden verschwunden und die Germanen an ihre Stelle getreten. Als im Jahre 476 der letzte römische Kaiser, „Romulus Augustulus“, abdankte und der kühne Heeresführer Odoaker die Herrschaft Italiens übernahm, da handelte es sich nicht um ein gewaltsam ausbrechendes Ereignis, nicht um einen mächtigen Stoß von außen, wodurch das Reich zusammenstürzte. Man hatte es eigentlich nur mit einer Aenderung der Regierungsform zu tun. Das Volk selber wurde dadurch nur indirekt betroffen.

Ebensowenig traten die Germanen plötzlich und unvorbereitet als ein wildes Barbarenvolk auf die Schaubühne der Geschichte. Bereits während der letzten Jahrhunderte war Italien sowie die römischen Provinzen voll von Germanen, die sich hier niedergelassen hatten und römische Bürger geworden waren.

Das römische Söldnerheer bestand fast ausschließlich aus Germanen; ja mehrere Kaiser waren sogar germanischer Abkunft. Die blühenden Römerstädte am Rhein und an der Donau bildeten eine Vermittlung zwischen der römischen Kultur und dem germanischen Barbarentum. Und trotzdem ist die römische Civilisation fast wie mit einem Schlage aus der Welt verschwunden. Die Germanen mußten tatsächlich ganz von vorn anfangen und sich ihre eigene Civilisation aufbauen.

Wie bei allen Völkern so fand sich auch bei ihnen eine Volkssage, die sich teilweise auf historische Ereignisse stützte und diese in ein naiv-poetisches Gewand kleidete.

Wie uns die Sage von den Arbeiten des Herkules in eine prähistorische Zeit versetzt und uns die ersten Kulturversuche der ältesten Einwanderer Griechenlands in poetischer Form vorführt, so sehen wir in der Dichtung des Nibelungenliedes jenes Zeitalter mythologisch dargestellt, das sich unmittelbar an den Untergang Roms anschließt. Die Sage von Siegfried und den Nibelungen, vom Rheingold und dem Nibelungenhort bezieht sich auf die Heldentaten jener germanischen Völker, besonders der Franken und Burgunder, die damals am Rheine saßen. Die mythologische Figur des Dietrich von Bern ist der Gotenkönig Theoderich, der Große. Dies ist der Grund, daß uns jenes Zeitalter, ja selbst noch Karl der Große, weit entfernter vorkommt als die Zeiten Platos, Aristoteles' und Socrates', obwohl diese zweitausend Jahre früher lebten. Wir bemessen die Entfernung einer Zeitperiode nach ihrem Kulturzustand. Socrates und Plato, sowie Cicero und Horaz sind uns geistesverwandt, und daher fühlen wir uns ihnen nahe, während ein sagenbildendes Volk, ein mythologisches Zeitalter, weit entfernt von uns zu liegen scheint.

Alles dieses beweist, daß die römische Civilisation wie mit einem Schlage vom Erdboden verschwand. Und wie war das möglich? Vererbt sich doch eine Civilisation selbständig von Generation auf Generation, und hier handelte es sich um eine Kultur, die vom Nil bis zum Atlantischen Ocean, von den nördlichen Teilen Afrikas bis zur Donau reichte.

Die Römer hatten selbst in der letzten Verfallsperiode noch immer ein ausgedehntes Unterrichtssystem. Die Jugend wurde in allen Fächern der Kunst und Wissenschaft unterrichtet. Trotz des socialen Verfalls und der Sucht nach Prunk und Schlemmerei erhielt sich doch der Grad der allgemeinen Bildung auf seiner Höhe. In der letzten Periode der Republik und den ersten Jahrhunderten des Kaiserreiches sehen wir die Jugendbildung systematisch fortschreiten. „In welcher Art der Kreis der allgemeinen Bildung sich in der römischen Welt im Laufe eines Jahrhunderts umgewandelt hatte, zeigt die Vergleichung der Catonischen Encyclopädie mit der gleichartigen Schrift Varros, ‚Von den

Schulweisheiten'. Als Bestandteile der nicht fachwissenschaftlichen Bildung erscheinen bei Cato die Redekunst, die Ackerbau-, Rechts-, Kriegs- und Arzneikunde; bei Varro — nach wahrscheinlicher Vermutung — Grammatik, Logik oder Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie, Musik, Medicin und Architektur. Es sind also im Verlauf des siebenten Jahrhunderts Kriegs-, Rechts- und Ackerbaukunde aus allgemeinen zu Fachwissenschaften geworden. Dagegen tritt bei Varro die hellenische Jugendbildung bereits in ihrer ganzen Vollständigkeit auf. Neben dem grammatisch-rhetorisch-philosophischen Kursus, der schon früher in Italien eingeführt war, findet jetzt auch der länger specifisch hellenisch gebliebene geometrisch-arithmetisch-musikalische sich ein".[1]) Dieses Unterrichtssystem erhielt sich auch während der Kaiserzeit. Die Söhne wohlhabender Römer verbrachten in der Regel einige Semester in Athen, um dort zu Füßen der großen Meister ihre Studien zu vollenden. Jene Stätte der Geistespflege war den Römern heilig. So heftig auch die Kämpfe im Reiche zu den verschiedenen Zeiten toben mochten, die Schule zu Athen blieb verschont von den Stürmen der Außenwelt. Außerhalb der eigentlichen Stadt, fern von dem Treiben des Alltagslebens standen die Akademie der Platoniker, das Lycaeum der Peripatetiker, die Portiko der Stoiker und der Garten der Epikuräer, umgeben von herrlichen Parkanlagen, geschmückt mit Skulpturen der größten Meister. Hier in der wunderbarsten Umgebung, unter dem dunkelblauen Himmel des Südens hielten die Philosophen ihre Vorträge, zu denen sich die Jugend aus allen Teilen des Reiches drängte. Die besten von den römischen Kaisern ließen dieser heiligen Bildungsstätte ihren Schutz und ihre Unterstützung zuteil werden. Die von Hadrian gegründete Bibliothek befand sich in einer mit Gemälden und Skulpturen geschmückten Halle, über der sich ein Dach von Alabaster ausbreitete, das von hundert Säulen aus Phrygischem Marmor getragen war. Das feste Gehalt, das jeder Professor der Politik, der Rhetorik, des Platonismus, des Peripateticismus, des Stoi-

[1]) Theodor Mommsen, Römische Geschichte, Berlin 1881. Bd. 3. III. S. 574.

cismus und der Epikuräischen Philosophie bezog, betrug zur Zeit des Kaisers Antoninus zehntausend Drachmen, nach deutschem Gelde sechstausend Mark.

Und was ist aus all dieser Herrlichkeit geworden? Wie ist es möglich, daß eine solche Civilisation verschwinden konnte? Waren die jüngeren Generationen der Germanen absolut bildungsunfähig? Was ist aus den Nachkommen der Tausende römischer Familien geworden, deren Mitglieder auf der Höhe der damaligen Wissenschaft standen?

Das römische Volk ist, wie oben bemerkt, beim Untergange des römischen Reiches nicht vom Erdboden verschollen; aber die römische Civilisation, die römische Wissenschaft, das römische Unterrichtswesen, — alles dies ist allerdings aus der Welt verschwunden, gleichsam als hätte die Erde sich aufgetan und hätte alle jene Geistesschätze verschlungen. Und die Ursache für diese entsetzliche Tatsache, der Grund für dieses in der Weltgeschichte einzig dastehende Phänomen ist — das Christentum.

Die Natur und das Wesen des Christentums ist der Glaube. Die größte Feindin des Glaubens aber ist die Wissenschaft. Glauben und Wissen bildeten von jeher unversöhnliche Gegensätze. „Freute" sich doch Christus sogar, als er ausrief: „Ich preise Dich Vater und Herr des Himmels und der Erde, daß Du solches verborgen hast den Weisen und Klugen, und hast es geoffenbart den Unmündigen!" „Weise und klug" durfte niemand sein, um an die Lehre des Christentums aufrichtig zu glauben. Wollte man dem Christentum einen dauernden Sieg verschaffen, so mußte man der Wissenschaft den Todesstoß versetzen. „Unmündig" mußten die Menschen bleiben, um gute Christen zu werden.

Heute kann man es kaum begreifen, wie es möglich war, ein ganzes Volk seiner Bildung und seiner Wissenschaft zu berauben und die Menschen zur Einfalt und Dummheit zurückzuführen. Heute wäre dies allerdings ein Ding der Unmöglichkeit. Um dies richtig zu verstehen, muß man die Verhältnisse der damaligen Zeit genügend berücksichtigen. Damals, als es noch keine Buchdruckerkunst gab

und geschriebene Bücher selbstredend nur in geringer Anzahl vorhanden waren, konnte die Wissenschaft nur auf mündlichem Wege übertragen werden. Die Vorträge der Professoren bildeten die einzige Quelle für die Erziehung der Jugend. Oeffentliche Bibliotheken gab es nur in geringer Anzahl. Privatbibliotheken, wie sie heute fast jeder gebildete Mensch besitzt, waren selbst bei den Reichen eine Seltenheit. Ein kaiserliches Gebot, diesen oder jenen Zweig des Unterrichts einzustellen, bedeutete die dauernde Vernichtung desselben. Seit Jahrhunderten hatte man die Erfahrung gemacht, daß der gebildete Teil der Bevölkerung das Märchen von dem göttlichen Tischlerssohn der Juden einfach verlachte und verspottete, und daß nur die unwissende Klasse, der Pöbel, zum Christentum bekehrt werden konnte. Man beschloß daher, so hart dies auch klingen mag, fortan nur noch einen geistigen Pöbel zu dulden. Jeglicher Unterricht in der Philosophie sowie den übrigen höheren Wissenschaften wurde streng verboten. Was das Schwert der Barbaren stets respektvoll verschont hatte, das wurde nunmehr vom Christentum vernichtet. Von dem siegreichen Alexander hatten die Künste und Wissenschaften nicht nur nichts zu befürchten, sondern er wurde ihr begeistertster Anhänger und Beschützer und verpflanzte dieselben nach Aegypten sowie den übrigen Kolonieen. Als Griechenland unterjocht wurde von der unwiderstehlichen Macht der römischen Legionen, da beugten sich die Sieger ehrfurchtsvoll vor der geistigen Ueberlegenheit ihrer Untertanen und ließen sich gern belehren in Kunst und Wissenschaft. Cicero und Horaz studierten in Athen, und ihrem Beispiele folgte die gesamte Jugend der vornehmen Römer. Selbst das Schwert der wilden Goten brach in Stücke vor dem ehernen Schilde der griechischen Wissenschaft. Was daher alle diese „Heiden" und „Barbaren" nicht getan, das tat das Christentum, von dem man behauptet, die Welt verdanke ihm ihre Civilisation. Kaiser Justinian ließ die weltberühmte Schule von Athen schließen und mit ihr sämtliche Schulen im Reiche. Ein feierlicher Bann wurde über die „ketzerischen" Schriften ausgesprochen, die sich zum Schutze der Wissenschaft erhoben. Tausende von wertvollen Büchern wurden vernich-

tet, ganze Bibliotheken verbrannt und eine Masse von wissenschaftlichem Material der Menschheit auf ewig geraubt. Ja, es ist richtig, nicht alle Bücher der Alten gingen damals verloren. Es wurde eine beträchtliche Anzahl gerettet und in Klöstern aufbewahrt, um sie tausend Jahre später der Welt aufs neue zu schenken. Dessen rühmt sich heute das Christentum als einer der edelsten Taten. Die Klöster, heißt es, haben die alten Wissenschaften aus dem allgemeinen Zusammensturz gerettet; dem Christentum verdanke man ihre Erhaltung. Ist es Naivität oder ist es absichtliche Entstellung der Tatsachen, die so spricht? Man könnte diesen Ausspruch, der sich bei allen Historikern findet, mit folgender Parabel vergleichen.

Eine Einbrecherbande beraubt eine Familie ihrer Kostbarkeiten. Juwelen von ungeheurem Werte, die seit vielen Generationen dem Hause angehörten, schleppen sie mit sich fort. Mehrere Jahre lang blieben alle Nachforschungen vergebens, von den Dieben fand man keine Spur. Endlich, nach langer Zeit, wurde einer der Einbrecher verhaftet, und siehe da, in seinem Besitze fand sich eine kostbare Perlenkette und einige wertvolle Diamanten. Alles übrige jedoch und natürlich weitaus der größte Teil der Schätze war nicht mehr vorhanden. Nunmehr wird dieser Einbrecher als edler Retter gefeiert. Ihm verdankt die Familie ihre Juwelen.

Genau so verhält es sich mit dem Christentum und den Schriften der Alten. Die Christen haben alles zerstört, was sie konnten. Einiges blieb — gegen den Willen der damaligen Machthaber — unversehrt, und dafür soll man ihnen heute danken und sie als Retter feiern.

Dem Volke lehrte man fortan nur, was sich mit dem christlichen Glauben vertrug und demselben förderlich war. Die „heidnische“ Literatur ward auf das strengste verboten. Schriften, die nicht ganz im Sinne der orthodoxen Kirchenlehre gehalten waren, wurden als ketzerisch gebrandmarkt. Im allgemeinen verfolgte man das Princip, das Volk so unwissend als möglich zu halten. Daher kam es, daß während des ganzen nächsten Jahrtausends die meisten Menschen nicht einmal lesen und schreiben konnten. Ja,

selbst die Bibel durfte der Laie nicht lesen; fürchtete man doch mit Recht, daß ein intelligenter Mensch die vielen Unsinnigkeiten und Widersprüche darin entdecken könnte.

Nicht die Barbaren sind es, die mit der „Zerstörung" des römischen Reiches auch die Künste und Wissenschaften begruben, deren Ueberreste ein gastliches Heim in den christlichen Klöstern fanden. Nein! So lehrt man es allerdings den Kindern in der Schule. So schildern es allzu christliche Geschichtsschreiber. Die Wahrheit aber ist, daß die Jahrtausende alte Civilisation des gesamten klassischen Altertums ermordet wurde, vorsätzlich ermordet vom — Christentum.

Und dieses Christentum war mithin das einzige, was die Germanen vom römischen Reiche erbten. Das Christentum! Wer könnte sich wohl eine Vorstellung davon machen, was dieses Erbteil bedeutete, ohne die Geschichte zu kennen? Das Christentum! Ja, welches Christentum? Was für eine Art des Christentums? In den vorangegangenen Kapiteln lernten wir unter dem Namen „Christentum" gar viele Dinge kennen; Zustände, die so weit von einander entfernt sind wie Himmel und Erde, — und sie alle nannten sich „Christentum".

Wir begegneten einer edlen, aber naiven Verbrüderung von Menschen, die jeden persönlichen Besitz verpönten, die alles miteinander teilten, bei denen es keinen Unterschied des Standes und des Ranges gab. Andererseits begegneten wir einer wohldisciplinierten Organisation, bei der alle Rangesstufen vertreten waren, von der höchsten Macht bis herab zum Bettler, bei der der persönliche Besitz nicht nur nicht verpönt war sondern einen essentiellen Teil der Verfassung bildete. Aber das eine wie das andere nannte sich „Christentum". Hinsichtlich der Gotteslehre gab es nicht nur unendlich viele verschiedene Formen, sondern jede Form bildete eine Partei, die ihre Lehre für die einzig wahre hielt und jede andere Auffassung verdammte. Wir sahen, wie sich diese zahlreichen Parteien gegenseitig haßten, wie sie sich untereinander verfolgten und bekämpften, als wären sie die ärgsten Feinde der Welt; und Todfeinde waren sie und sind es stets geblieben. Aber alle nannten sich Christen, und, was

sie lehrten, war das „Christentum“. Was war es nun, das die Germanen erbten?

Wer die vielen Aussprüche Christi sowie die Lehre vom ewigen Reiche Gottes ernst nahm und wörtlich daran glaubte, mußte sehr bald den ungeheuren Widerspruch erkennen, der zwischen dieser Weltanschauung und dem Leben, wie es die socialen Verhältnisse mit sich brachten, lag. Einerseits hieß es, daß kein Reicher jemals in den Himmel gelangen würde, andererseits strebte jeder nach Reichtum und Besitz. Dort hieß es, die Letzten würden die Ersten sein, und hier sträubte sich jeder dagegen, unter die Letzten zu gehören und rang vielmehr nach Macht und Größe. Was ist dieses kurze irdische Leben im Verhältnis zur Ewigkeit? Was für einen Ersatz konnten selbst die höchsten Güter dieser Welt dem geben, der dadurch in „ewige Verdammnis“ geraten würde? Wie süß mußten die bittersten Entsagungen, ja die entsetzlichsten Qualen demjenigen erscheinen, der durch sie die ewige Seligkeit zu erlangen glaubte! Derartige Erwägungen sind absolut logisch, und die daraus resultierenden Excentricitäten sind weit weniger befremdend als die unglaubliche Indifferenz, die von der großen Masse der Gläubigen jenem evidenten Widerspruch gegenüber an den Tag gelegt wurde.

Aber nicht alle Christen verhielten sich solchen Bedenken gegenüber gleichgültig. Es gab vielmehr von Anfang an Leute, die ihr Leben, so wie es das Christentum lehrte, nur als eine kurze Prüfungszeit ansahen und daher alles zu tun bereit waren, um einen guten Platz im Himmelreiche zu erlangen, ja, wenn möglich, als „Heilige“ dort einzukehren. Solange als die Christenverfolgungen im römischen Reiche bestanden, boten diese reichliche Gelegenheit für derartig Gesinnte, durch einen „heldenhaften Märtyrertod“ die ewige Seligkeit zu erkaufen. Es ist in der Tat erstaunenswert, mit welcher Kaltblütigkeit und Seelenstärke diese Schwärmer die entsetzlichsten Qualen und Foltern über sich ergehen ließen. Mit verklärtem Lächeln und gen Himmel gewandtem Antlitz erduldeten sie Torturen, die nur die raffinierteste Bosheit menschlicher Brutalität ersinnen konnte. Seitdem aber das Christentum zu Macht und Größe gelangt war, seitdem die Christen, anstatt selber eines Märtyrer-

todes zu sterben, die „ungläubigen“ Juden und Heiden „zum Heile Jesu Christi“ massakrierten, mußten sich jene fromm gesinnten Männer zur Erlangung der ewigen Seligkeit nach anderen Mitteln umsehen. Die Welt mit ihrem eitlen Tand, mit ihrem Streben nach irdischer Macht und Größe war in ihren Augen nichts anderes als die verbotene Frucht, die zu kosten sie mit ewiger Verdammnis zahlen müßten. So ging ihr Streben dahin, die Welt gänzlich zu fliehen, fern von dem Treiben und Schaffen der sündigen Menschheit ein einsames Leben zu fristen, in dem sie allen Eitelkeiten entsagten und durch Selbstkasteiungen und fromme Gebete sich für eine bessere Welt vorbereiteten. Aehnliche Tendenzen bestanden im Orient bereits vor dem Auftreten des Christentums. Dort gab es bereits „Einsiedler“, die durch Entbehrungen aller Freuden des Lebens, durch Fasten, Beten und Selbstpeinigungen eine höhere Stufe des Daseins zu erlangen glaubten. Jetzt wurde dieses Bestreben durch das Christentum gefördert und verstärkt. Eine große Anzahl von „Asketen“ fand sich zunächst in der Wüste Aegyptens, später aber in allen Teilen der Welt. Der berühmteste unter ihnen ist der im dritten Jahrhundert lebende Aegypter Antonius. Das Streben, durch Selbstpeinigungen und Entbehrungen die Seligkeit zu erlangen, führte zu den wahnsinnigsten Extravaganzen. Viele, Anachoreten lebten wie wilde Tiere in Höhlen oder gar auf Bäumen, sich von Kräutern und Blättern ernährend. Andere schlugen sich selber mit Geißeln, bis die Fetzen rohen Fleisches an ihnen herabhingen.

Die zahlreichen „Boskoi“ (Grasende) erhielten ihren Namen davon, daß sie in den Gefilden Mesopotamiens inmitten der Viehherden grasten und sich im Schmutze wälzten. Eine besondere Klasse von Asketen bildeten die sogenannten „Säulenheiligen“. Der erste dieser Art war ein im fünften Jahrhundert aus Sisan in Syrien gebürtiger Einsiedler namens Simeon. Dieser wunderbare Mensch lebte zuerst in einer Bergeshöhle, wo er sich im Beten und Fasten übte. Beinahe kostete ihm ein vierzigtägiges Fasten zur Feier des Lents das Leben. Alsdann mauerte er sich selber ein in einem aus Steinen bestehenden Gebäude, das nur einige Fuß im Durchmesser maß und oben offen war, sodaß er der Sonne und

dem Regen ausgesetzt blieb. Nachdem er hier drei Jahre lang gehaust hatte, begab er sich auf die Spitze eines Berges, wo er sich auf mehrere Jahre an einen Felsen kettete. Da sein Ruf unter das Volk gedrungen war, strömte eine Menge neugieriger Menschen herbei, um ihn zu sehen. Von diesen belästigt, errichtete er sich eine Säule, die er immer höher baute, bis sie schließlich eine Höhe von vierzig Fuß erreichte. Das obere Ende der Säule maß drei Fuß im Durchmesser und war von einem Gitter umgeben. Hier stand er Tag und Nacht bei Hitze und Kälte. Während der Nacht bis um neun Uhr morgens betete er unaufhörlich, indem er dabei die Arme ausstreckte und den Kopf zur Erde beugte bis er die Füße berührte. Ein Beobachter zählte einst diese in ununterbrochener Folge ausgeführten Bewegungen bis er bei 1244 anlangte. Um neun Uhr begann er, zu der versammelten Volksmenge zu predigen und Botschaften zu senden an Kirchen, Bischöfe und sogar an den Kaiser. Am Abend beschloß er seine Beziehungen zur irdischen Welt, um bis zum folgenden Morgen ungestört mit Gott zu verkehren. Angeblich hat er nur ein Mal wöchentlich Nahrung zu sich genommen. Ein Schafsfell bildete seine Bekleidung. Abgemagert zu einem förmlichen Gerippe, soll er siebenunddreißig Jahre auf diese Weise zugebracht haben bis er im 69. Lebensjahre in betender Stellung dahinschied. Von nah und fern pilgerte man zu diesem „heiligen" Manne, um seinen Segen zu empfangen. Viele Perser, Armenier und Iberier sowie die ganze Nation der Lazer in Colchis wurden von ihm zum Christentum bekehrt. Aus Arabien kamen viele Prinzen und Prinzessinnen, um sich von ihm segnen zu lassen. Der jüngere Kaiser Theodosius sowie Kaiser Leo holten seinen Rat ein und baten um seinen Segen.

Unter dem Namen St. Simeon Stylites wurde dieser merkwürdige Mann unter die Schar der „Heiligen" eingereiht, und viele fromme Christen ahmten seinem Beispiele nach und verbrachten ihr Leben, wie er, auf einer Säule. Die „Säulenheiligen" bilden daher eine besondere Klasse und lassen sich bis in das zwölfte Jahrhundert verfolgen.

Wenn auch Excentricitäten wie obiger Fall wie Geisteskrankheiten ausschauen, so muß man doch immerhin berück-

sichtigen, daß das Streben nach Einsamkeit, die Verachtung der Welt sowie die Selbstpeinigungen aller Art eine logische Folge der christlichen Lehre bilden, und man darf sich daher nicht wundern, daß der Hang zum Einsiedlertum immer größere Dimensionen annahm. Mit der Zeit entstanden Vereinigungen solcher einzeln Lebenden (griechisch μοναχοί und davon „Mönche") zuerst in Hütten und später in regelrechten Gebäuden. Aus ihnen ging jene Institution hervor, die von so großem Einfluß auf die spätere Entwicklung des Christentums werden sollte, — die Klöster. Ursprünglich bildeten die Klöster eine freie Vereinigung von Einsiedlern, von denen keiner irgend welchen Pflichten gegenüber der Gesamtheit oblag. Was er tat, das tat er aus freien Stücken. Es war einem jeden freigestellt, so lange im Kloster zu verweilen, als es ihm beliebte, oder dasselbe zu verlassen, wenn er anderen Sinnes wurde. Infolge vielfachen Unfugs und Mißbrauchs, der mit dieser Freiheit getrieben wurde, entstanden mit der Zeit strengere Regeln. Nach einer gewissen Probezeit hatte der Novize zu erklären, ob er dem Kloster dauernd angehören wolle oder nicht. Bejahendenfalls mußte er einen Eid der Treue und des Gehorsams ablegen, der ihn für den Rest des Lebens an das Kloster kettete. Keine Macht konnte ihn dieses Eides entbinden, der sowohl vor der Kirche als auch vor dem Staate gesetzeskräftig war. Ein Flüchtling wurde von den Behörden ergriffen und dem Kloster, dem er angehörte, ausgeliefert, wo ihn schwere Strafen erwarteten.

Während die einzeln lebenden Asketen durch freiwillige Entsagungen und Selbstpeinigungen ihre Seligkeit zu erlangen hofften, bestand die Pflicht des Klostermönchs lediglich im Gehorsam. Den Befehlen und Anordnungen des Klosterobersten, des „Abtes", mußte unbedingter Gehorsam geleistet werden, gleichviel wie absurd und lächerlich dieselben auch sein mochten. Die geringste Widersetzlichkeit, ja nur ein Murren oder Zögern beim Ausführen des Befehls, galt schon als schwere Sünde und wurde auf das härteste mit Einzelhaft, langem Fasten oder Geißelhieben bestraft. Andere Aebte befanden es für gut, ihre Mönche mit körperlichen Verstümmlungen zu bestrafen, wie

Abhauen einzelner Glieder oder Ausstechen der Augen. Ein blinder Gehorsam galt andererseits als die höchste Tugend, selbst wenn es sich um die Ausführung eines Verbrechens handelte.

Beim definitiven Eintritt in den Klosterverband mußte der Betreffende alle seine Habe dem Kloster vermachen. Persönlichen Besitz durfte ein Mönch nicht haben. Um so reicher aber wurden die Klöster mit der Zeit. Besonders ging ihr Streben dahin, viel Grundbesitz zu erwerben, da dieser ihnen einen dauernden Halt gewährte. Es lag daher im Interesse der Klöster, Söhne und Töchter aus reichen Familien zu veranlassen, ins Kloster zu gehen, was denn auch in großem Maßstabe geschah. Andererseits aber wurden die Klöster auch die Zufluchtsstätte einer großen Masse des Proletariats, das es vorzog, das einsame, wenn auch harte Leben der Zurückgezogenheit zu führen, als den Kämpfen und Stürmen der Außenwelt zu trotzen. So groß war der Drang dieser Klasse Menschen nach den Klöstern, und derart waren die Motive, die sie dem Kloster zuführten, daß der Kaiser Mauritius sich genötigt sah, ein Edikt zu erlassen, in dem er allen denen den Zutritt in ein Kloster verbot, die noch unbezahlte Schulden in der Außenwelt hatten, oder die aus der Armee davongelaufen waren. Zwischen ihm und dem Papste Gregor I., der den letzteren Passus des Ediktes mißbilligte, erhob sich deswegen ein längerer Streit.

Die Beschäftigung der Klosterbrüder bestand natürlich in erster Linie in Beten. Außerdem aber wurden sie je nach ihrer Fähigkeit und ihrem profanen Beruf zu regelrechter Tätigkeit angehalten. Viele beschäftigten sich mit Handwerken, sodaß sie selber für ihre Kleidung sowie für die zum täglichen Leben erforderlichen Mittel zu sorgen imstande waren. Andere besorgten den Ackerbau, pflegten die Gärten und beschäftigten sich mit Blumenzucht und sonstigen nützlichen Dingen.

Auf diese Weise bildete jedes Kloster eine Art kommunistischer Gesellschaft. Niemand hatte einen persönlichen Besitz. Die von dem einzelnen geleistete Arbeit kam der Allgemeinheit zugute. Die Regierungsform war die einer absoluten Monarchie. Der Abt hatte unumschränkte Macht

innerhalb seines Klosters. Er ernannte seine Unterbeamten und sorgte für strengste Disciplin.

Aber außer dem Abte, den Beamten und den Mönchen befanden sich noch andere Bewohner im Kloster. Sie freilich arbeiteten nicht, sie aßen auch nicht und tranken nicht. Sie nahmen keinen Anteil am Leben, weder außerhalb noch innerhalb des Klosters. Niemand kümmerte sich um sie. Ja, mit der Zeit vergaß man ihrer vollkommen. Sie ruhten in tiefen Schlaf versenkt, und niemandem wäre es eingefallen, sie zu wecken. Die späteren Generationen blickten mit einer geheimen Scheu auf sie und fürchteten sich in ihrer Nähe. Das große, dunkle Gewölbe, in dem sie eingeschlossen waren, und zu dem einer der Brüder die Schlüssel führte, war von Jahrhunderte altem Staube bedeckt. Ueber ihre Leiber hatten Spinnen ihre Netze gesponnen. Jahrzehnte — Jahrhunderte flossen dahin, und niemand wagte es, ihren Schlaf zu stören. Zuweilen ward einer oder der andere von den jungen Mönchen von Neugierde erfaßt und fragte den Alten mit dem weißen Bart und dem Schlüsselbunde, was dort in dem großen Gewölbe verborgen sei, und wer dort hause. Mit ernster Miene schüttelte jener das Haupt und legte den Finger auf den Mund, damit ja kein Laut jene Schläfer erwecke. „Heiden!“ flüsterte er dann, „Heiden“! „Wissen nichts von unserem Herrn Jesus Christus“, fuhr der Alte geheimnisvoll fort, indem er sich bekreuzigte, „ihre Seelen können niemals auferstehen, — keine Seligkeit — kein Himmelreich, Heiden, böse Heiden!“ Dem jungen Mönche schauerte es. „Warum“, fragte er mit zitternder Stimme, „hält man sie hier an diesem heiligen Orte?“ Der Alte schüttelte das Haupt und murmelte etwas von dem großen Schiffbruch und von christlicher Liebe.

Ja, dort als das große mächtige Schiff zertrümmert wurde, als das römische Reich dahinsank, da gingen auch sie mit unter, alle die Geistesheroen, die Dichter, Homer, Sophocles, Aeschylos, und wie sie alle hießen; die Philosophen, Socrates, Plato, Aristoteles; die Künstler Phidias, Praxiteles; alle die großen Staatsmänner, die Redner, die Schlachtenlenker. Sie alle sanken dahin mit dem sinkenden Schiff.

Da jedoch kamen noch gerade zur rechten Zeit, ehe sie von den Meeresungeheuern verschlungen wurden, die gütigen Samariter und retteten sie vor dem ewigen Tode. Sorgsam trugen sie die ermatteten Helden aus den brausenden Fluten, aus den stürmenden Wogen, und betteten sie liebevoll dort in jenes große Gewölbe der ehrwürdigen Klöster. Hier schliefen sie ungestört. Das alte Schiff war längst vergessen; auch an jenen Sturm, der es zerstörte, dachte niemand mehr. Neue Geschlechter kamen und gingen. Neue Stürme erschütterten die Welt in ihren Fugen. Aber jene Helden schliefen ruhig weiter, ohne von jemandem gestört zu werden. Tausend Jahre haben sie dort geschlafen. Da erhob sich dort oben ein neuer Sturm, heftiger und stärker, als die Welt ihn je gesehen. Er machte das ganze Gebäude erschüttern. Es bebte und krachte, bis es mit donnerndem Getöse zusammenstürzte und unter sich alles begrub. Aber siehe da! Welch Wunder! Aus seinen Trümmern stehen sie auf zu neuem Leben. Jene alten Helden! Jene Heiden! Die dort tausend Jahre geschlafen haben, sie feiern das Fest der Auferstehng, der Wiedergeburt, der Renaissance! Die Heiden! Jene tausendjährige Oede, jene Finsternis, jene nächtlichen Schrecken, sie erleuchteten sie mit strahlendem Glanze. Mit der Leuchte der Weisheit, mit dem Feuer der Kunst erwärmen sie aufs neue die Herzen der Menschheit und errichten noch einmal eine Welt längst vergessener Ideale —, jene Heiden, jene bösen Heiden! —

Zwei Motiven begegneten wir überall, wo es sich um die aktive Verbreitung des Christentums handelte. Erstlich, aufrichtiger, naiver Glaube an die Göttlichkeit Christi sowie an die gesamte christliche Lehre. Mit unglaublicher Naivität sehen wir diese Verfechter des Christentums sich entsetzen vor dem „Aberglauben“ des Heidentums, und mit fanatischem Feuereifer sehen wir sie den „schändlichen Götzendienst“ verfolgen und die „heidnischen Götterbilder“ zerstören. In inbrünstigem Gebete sehen wir diese selben Schwärmer vor dem Bilde irgend einer heiligen Karoline auf den Knieen liegen und einen hohlen Backenzahn eines heiligen Amandus auf der Brust tragen, auf die Wundertätigkeit dieser Reliquie schwörend. Das zweite Motiv ist

das Streben nach Macht und Größe sowohl innerhalb des organisierten Klerus als auch in weltlichen Staaten, deren Herrscher das Christentum als Waffe benutzten. Diese beiden Motive bildeten die Triebfeder aller Bekehrungsversuche seitens der Christen, religiöser Aberglaube und Streben nach Macht über die Mitmenschen.

Ein Beispiel dafür, daß dieser fromme Aberglaube mit der gewissenhaftesten Ausübung der höchsten Macht gepaart sein kann, liefert uns der Papst Gregor I., genannt der Große. In ihm erblicken wir einen Mann von den vorzüglichsten Charaktereigenschaften. Sein beträchtliches, vom Vater ererbtes Vermögen verwandte er fast ausschließlich auf Wohltätigkeit und fromme Stiftungen. Seine Wohltätigkeit gegen die Armen war aufrichtig und kam ihm vom Herzen. Er war den Armen ein wahrer Freund und Vater. Die Reichtümer der Kirche benutzte er gleichfalls für wohltätige Zwecke. Er ließ Korn aus Sizilien kommen und verteilte es unter die Armen. Er baute Krankenhäuser und Klöster und ließ Tausenden von Hungrigen Geld und Nahrung reichen. Alles dies tat er nicht, wie so viele andere, aus kluger Berechnung und diplomatischen Gründen sondern aus wahrer Güte und Mitleid. So ließ er sogar den Juden ihre Synagoge wieder herrichten, nachdem dieselbe zerstört war, indem er sagte, daß man die Ungläubigen nicht mit Gewalt dem Christentume zuführen sondern dieselben vielmehr durch Liebe gewinnen solle.

In religiöser Hinsicht war er von dem naivsten Aberglauben durchdrungen und hielt jeden, der an diesen Dingen zweifelte, für einen elenden Ketzer. Einen langen Streit hatte er beispielsweise mit dem Patriarchen von Konstantinopel, Eutychius. Dieser äußerte die Ansicht, daß die Körper der Heiligen nach ihrer Auferstehung nicht mehr aus greifbarem Stoffe bestünden sondern aus einer Materie, die noch feiner sei als die atmosphärische Luft. Gregor war dieses „entsetzlichen Irrtums“ halber sehr aufgebracht und „bewies“ in einer Reihe von Debatten, die teils privater Natur waren teils in Gegenwart des Kaisers abgehalten wurden, daß die Körper der Heiligen nach der Auferstehung dieselben sein würden, die sie auf Erden waren, nur mit dem Unterschiede,

daß sie von der Sterblichkeit entbunden seien. Die Körper der Heiligen würden ebenso greifbar sein, wie der Jesu Christi nach dessen Auferstehung.

Der Worte Christi eingedenk, daß man sich selbst erniedrigen und demütigen solle, griff er zu den äußersten Extremen in dieser Hinsicht. Wiederholt nennt er sich in seinen Briefen „den gemeinsten Menschen, der von Faulheit und Trägheit verzehrt werden würde". An St. Leander schreibt er, es sei sein Wunsch, von den Menschen verachtet zu werden und der Auswurf der Menschheit zu sein. Nichtsdestoweniger hielt er auf eine strenge Disciplin innerhalb des Klerus, dessen Oberhaupt er war. Desgleichen duldete er keinen Widerspruch und war geradezu unduldsam gegenüber jeder Meinungsverschiedenheit.

Wenn auch diese Eigenschaften einen scheinbaren Widerspruch darstellen, so bilden sie dennoch die logische Konsequenz seines orthodoxen Glaubens. Die Worte Christi, daß er seine Kirche auf den Fels, Petrus, bauen wolle, verstand er derart, daß Petrus sowie seine Nachfolger, deren er nun selber einer war, die höchste Autorität in der christlichen Kirche bilden sollten. Diese ersten Diener Christi empfingen eine direkte Inspiration von ihrem Herrn. Auf diese Weise verband er die sich scheinbar widersprechenden Eigenschaften der tiefsten Erniedrigung und der höchsten Autorität.

Der Kaiserin sandte er einen Schleier, der die Körper der Apostel berührt haben sollte, und versicherte ihr, daß dieser Gegenstand große Wundertaten zu tun imstande sei. Er versprach ihr gleichzeitig, ihr Staubpartikelchen von den Ketten St. Pauls zu senden, die ebenfalls wundertätig wären. Dem jungen Sohne der Lombardenkönigin, Theodelinda, sandte er ein kleines Kreuz, das einen Splitter vom Kreuze Christi enthalten sollte, mit der Weisung, dieses um den Hals zu tragen als sicheres Verteidigungsmittel gegen den „Bösen". Andererseits ließ er den Götzendienst der Rückfälligen als teuflischen Aberglauben auf das strengste verfolgen.

Jene beiden Eigenschaften, die wir hier in Gregor vereinigt finden, konstituieren also das damalige Christen-

tum, — eine Fülle des naivsten Aberglaubens und eine nach der höchsten Gewalt strebende Organisation, die mittels dieses Aberglaubens sowie mit Gewaltmaßregeln das Volk zum Gehorsam zwang. Dies war das Erbstück, das die wilden Germanenhorden von dem zusammenstürzenden römischen Reiche empfingen. Den Kindern in der Schule lehrt man es freilich anders. In jedem Geschichtsbuch ist des langen und breiten die Rede von dem „veredelnden Einfluß", den das Christentum auf die Barbarenvölker ausübte. „Abgesehen", so heißt es in einem der berühmtesten deutschen Geschichtswerke, „von der rein religiösen Wirkung des Christentums auf die einzelnen ist es unverkennbar, daß sie (die Germanen) an der Hand desselben vorzugsweise von der Roheit zur Bildung geleitet wurden, indem die Religion der Liebe und Wahrheit ihnen ein geistiges Ringen eröffnete und zur Pflicht machte und ein erhabeneres Ziel vorhielt als sinnlichen Besitz und äußeren Genuß".[1]) Das wagt man den Kindern vorzulügen. „Die Religion der Liebe und Wahrheit"!

Zu den in früheren Kapiteln angeführten Beispielen könnten wir noch eine beliebige Anzahl hinzufügen, um zu zeigen, daß es dem Christentum nicht darauf ankam, die schändlichsten Verbrecher zu Heiligen zu machen, wenn diese nur schön „fromm" und gehorsam waren und zu einer Stütze der römischen Macht wurden. Wir erinnern an die Kaiserin, die ihrem Sohn den Dolch in die Augen stieß und eine große Anzahl ihrer Verwandten verstümmeln ließ, um ihre eigene Macht zu befestigen, die aber, weil sie im Zwiespalt der Kirche sich auf Seite des Papstes stellte und die Bilderverehrung befürwortete, von letzterem mit dem Titel die „fromme und heilige Fürstin" geehrt wurde. Wir erinnern an alle die Verbrecher, welche die Kirche zu Heiligen machte, weil sie ihr nützlich waren. Man denke an jenen verlumpten und liederlichen Kaiser Gratian, der vom Volke und Heere verachtet und verabscheut wurde, dem aber der große Bischof Ambrosius einen Ehrenplatz im Himmel „verlieh", weil er ein gehorsamer Schüler der Pfaf-

---

[1]) Beckers Weltgeschichte. 8. Aufl. Leipzig, 1869. V. 46.

fen war. Andererseits erinnern wir an die große Reihe rechtlicher und ehrenwerter Männer, die von der christlichen Kirche auf das gemeinste beschimpft, ja gefoltert und getötet wurden, weil sie es wagten, irgend einem Unsinn zu widersprechen.

Ein weiteres, treffliches Beispiel dafür, daß die Kirche selbst die schändlichsten Verbrechen beschönigte, wenn sie von jemandem begangen wurden, der ihr von Nutzen war, bietet der starke und tatkräftige, aber grausame und ehrlose Chlodwig, König der Franken. Wir wollen jenem Geschichtsschreiber, aus dessen Munde wir soeben die „Religion der Liebe und Wahrheit" preisen hörten, selber das Wort in dieser Sache erteilen. „Seine letzten Lebensjahre", so heißt es dort, „verwandte Chlodwig darauf, auch das gesamte Frankenvolk unter seiner Herrschaft zu vereinigen; denn außer ihm gab es noch Könige aus dem alten Merovingischen Geschlecht, Siegebert, Chavarich, Ragnachar, insgesamt ausgezeichnet durch den Schmuck des langwallenden, ungeschnittenen Haupthaares. Sie alle räumte er durch grausame Hinterlist aus dem Wege. Gegen Sigebert von Cöln reizte er dessen eigenen herrschsüchtigen Sohn auf; und als der Vatermord vollbracht war und die Schätze des Getöteten geteilt werden sollten, ließ er auch den Mörder hinterrücks mit der Axt erschlagen. Von den Ripuariern ließ er sich dann auf den Schild erheben und zum Könige wählen. Chavarich, dessen Herrschaft nicht zu bestimmen ist und der nichts gegen Syagrius' Zuzug geleistet hatte, ward nebst seinem Sohne des Haupthaares beraubt und in ein Kloster gesteckt. Als aber der Sohn tröstend zum Vater sprach: — „Vom grünen Holze ist das Laub gefallen, schnell können die Blätter wieder wachsen", wurden beide hingerichtet. Auch dieser Teil des Frankenlandes ward von Chlodwig eingezogen.

Ragnachar endlich war seinen Untertanen seiner Schwelgerei wegen verhaßt. Chlodwig bestach einige derselben durch eherne Waffen, die er für goldene ausgab, daß sie ihren König im Kampfe verließen und ihn nebst seinem Bruder Richar gebunden vor den Sieger führten. Mit erheucheltem Zorne rief er dem Ragnachar zu: ‚Wie

hast du unser Geschlecht so erniedrigen können, daß du dich binden ließest?' Mit diesen Worten hieb er ihn nieder. Und zum Bruder fuhr er fort: ‚Und wenn du deinem Bruder beigestanden hättest, so wäre er sicher nicht gebunden worden'. Auch diesen erschlug er. Die aber, die er mit den ehernen Waffen getäuscht hatte, bedeutete er, daß ein Verräter kein besseres Geld verdiene. Ein dritter Bruder, Rignomer, ward gleichfalls beseitigt. Gregorius von Tours fügt hinzu: ‚Noch viele andere Könige ließ er umbringen, auch seine nächsten Verwandten, von denen er fürchtete, sie möchten ihm nach dem Leben trachten. Ja, um zu erforschen, ob noch jemand übrig sei, klagte er in einer Versammlung: ‚Wehe mir, daß ich nun wie ein Fremder unter Fremden bin, daß keiner mir in der Not hilft!' In den Augen der katholischen Geistlichkeit jedoch nahm ihm ein solches Verfahren nichts von seinem Glanze; so fällete Gott täglich, bemerkt Gregorius naiv genug, seine Feinde unter seiner Hand, darum, daß er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte und tat, was seinen Augen wohlgefiel".

Unser Freund, der große Geschichtsschreiber, wundert sich hier über den „naiven" Gregorius, der selber Gott zum Mörder macht, um die Taten des christlichen Königs zu beschönigen. Wir wollen aber den Herrn Geschichtsschreiber daran erinnern, daß der Papst Anastasius sogar so „naiv" war, diesem Ungeheuer den Namen des „allerchristlichsten" zu verleihen, und daß der „heilige" Bischof Remigius ihm alle Ehren zuteil werden ließ, die er zu vergeben hatte. Allerdings schenkte der „fromme" König dem heiligen Remigius viele Ländereien und baute viele Kirchen.

Wer die Geschichte kennt und ehrlich ist, der wird sich eben nicht wundern. Der wird vielmehr wissen, daß von jeher die gewissenlosesten Schurken und die gemeinsten Verbrecher von der Kirche zu Heiligen und zu „allerchristlichsten Königen" erhoben wurden, solange sie der Kirche ihre willkommenen Dienste zur Verfügung stellten. Wo steckt da der veredelnde Einfluß des Christentums? Inwiefern wurde Chlodwig durch das Christentum „aus der Roheit zur Bildung geleitet"? Alle die oben erwähnten Schandtaten beging er sogar erst am Ende seines Lebens, nachdem

er bereits die „heilige Taufe“ erhalten hatte, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß er vor der Taufe anständiger war. Wie erbärmlich ist schon Chlodwigs Uebertritt zum Christentum! Nachdem alle Bemühungen seines christlichen Weibes, St. Clotilde, ihn zum Christentum zu bekehren, vergeblich gewesen waren, nachdem die christlichen Priester sich vergeblich um ihn bemüht hatten, geschah es in der Schlacht bei Zulpich, in der sein ganzes Königreich auf dem Spiele stand, daß seine Infanterie, die sein Vetter, Sigebert, befehligte, bereits gänzlich aufgerieben war, und sich nun die ganze Wucht der mächtig anstürmenden Sueven und Alemannen auf ihn und seine Kavallerie stürzte. Trotz seiner persönlichen Tapferkeit, trotz der Anspannung aller seiner Kräfte, die bereits Fliehenden aufzuhalten und aufs neue zum Kampfe zu ermuntern, mußten die Seinen dem fürchterlichen Anprall der Feinde weichen, und die letzte Hoffnung, sein Reich und sein Leben zu retten, schien geschwunden zu sein. Da erinnerte er sich der Worte seines Weibes und rief aus: „Christus, den Clotilde als den lebendigen Sohn Gottes anruft, ich flehe Dich an, stehe mir bei. Ich habe meine Götter angerufen, sehe aber, daß sie keine Macht haben. Daher komme ich zu Dir. Ich will an Dich glauben. Rette mich vor meinen Feinden, und ich will mich auf Deinen Namen taufen lassen!“ Kaum waren diese Worte von seinen Lippen gedrungen, als sich seine Kavallerie zu erneutem Angriff um ihn scharte. Sie stürzten sich auf den Feind. Der feindliche Feldherr brach tödlich verwundet zusammen. Die ganze Armee begann zu weichen, warf ihre Waffen fort und bat um Gnade. Chlodwig gedachte dieses glorreichen Tages, als er bald darauf sein Wort einlöste und sich feierlich taufen ließ. Was für ein famoses Schachergeschäft! „Wenn Du mir mein Reich rettest, will ich mich auf Deinen Namen taufen lassen“! Für ein Königreich hätten sich wohl noch mehr Leute dazu bereit gefunden. Viele tun es vielleicht wesentlich billiger. Alle die Juden, die sich heute taufen lassen, um eine Anstellung zu erhalten, die ihnen als Juden verschlossen ist, die begehren nicht einmal ein Königreich für die Taufe. Und wie „edel“ doch alles dies ist! Ja, ja! Diese getauften Juden sind gerade so „veredelt“ wie Chlodwig.

Um übrigens allen Mißverständnissen vorzubeugen, wollen wir hier ausdrücklich betonen, daß die Veredelung dieser wilden Germanen selbstverständlich von niemandem bezweifelt wird. Es wäre ja traurig, wenn sich gerade dieser große Volksstamm nicht mit der Zeit veredelt hätte. Haben sich doch sämtliche Völker der Geschichte veredelt. Als die Pelasger in uralter Zeit ihren Einzug in Griechenland hielten, befanden sie sich ebenfalls in einem rohen Naturzustand, und aus ihnen ist die Blüte der Kunst und Wissenschaft hervorgegangen. Ebenso haben die Römer und desgleichen alle übrigen Nationen diesen Entwicklungsproceß durchgemacht. Daß sich daher die Germanen ebenfalls veredelt haben, ist ganz natürlich und selbstverständlich. Die Frage, mit der wir uns hier zu beschäftigen haben, ist mithin nicht die, ob sich die Germanen aus einem rohen Barbarentum in einen Zustand hoher Civilisation entwickelt haben, sondern die Frage lautet: Welche Rolle hat das Christentum bei diesem Veredlungsproceß gespielt? Haben sich die Germanen durch das Christentum oder trotz des Christentums veredelt?

Von allen germanischen Stämmen waren es die Goten, die zuerst zum Christentum bekehrt wurden. Ganz besonders trug zu ihrer Bekehrung der tatkräftige Bischof Ulfilas bei, dessen Uebersetzung der Bibel in die gotische Mundart das erste literarische Produkt in dieser Sprache bildete. Bald jedoch folgten diesem Beispiele auch die übrigen Barbaren, die sich auf den Trümmern des weströmischen Reiches niederließen. Die Burgunder in Gallien, die Sueven in Spanien, die Vandalen in Afrika, die Ostgoten in Pannonien, — sie alle wurden zum Christentum bekehrt.

Die Motive, die in den verschiedensten Fällen die Barbaren zum Uebertritt bewegten, waren mannigfacher Art. Häufig war es ein reiner Zufall wie das Eintreffen einer Prophezeiung oder die Erfüllung eines Traumes, der als Bekehrungsgrund wirkte. In anderen Fällen war es die Ueberredungskunst der Missionäre, die „Wundertaten" der verschiedenen christlichen Priester, der Hinweis auf den christlichen Kaiserthron in Konstantinopel, die zu dem gewünschten Ziele führten. Bei der gänzlichen Unbildung der Bar-

baren konnte von einem wirklichen Verständnis natürlich keine Rede sein. Was sollte sich ein roher Germane, der weder lesen noch schreiben konnte, unter der heiligen Dreieinigkeit vorstellen? Selbstverständlich wurde ihnen von alledem so wenig als möglich mitgeteilt. Sie wurden einfach getauft, und dann waren sie gute Christen, die vor allen Dingen ihren Priestern Gehorsam zu leisten hatten. Selbst auf die strikte Ausführung ritueller Gebräuche kam es weniger an als auf die Tatsache, daß sie eben Christen waren und gehorchen mußten.

So wurden häufig die heidnischen und christlichen Gebräuche auf das wunderbarste vermischt. Es kam vor, daß man zu Ehren irgend eines Heiligen Opfertiere schlachtete. Häufig geschah es, daß man in der christlichen Kirche Opferschmause abhielt und Spiele aufführte, wie man sie an heidnischen Feiertagen gewöhnt war. Ja, es kam vor, daß christliche Priester heidnische Opfer vollzogen. Viele wußten überhaupt nicht, ob sie Heiden oder Christen seien, ob sie getauft waren oder nicht, da die Germanen eine der Taufe ähnliche Ceremonie besaßen.

Das Hauptmotiv war jedoch zweifellos die Schilderung der ewigen Seligkeit im Himmelreiche Gottes sowie die Furcht, die man den starken Germanen vor der ewigen Verdammnis im Fegefeuer machte. Die christliche Taufe, so hieß es, errettet die Seele vom Fegefeuer und führt sie zur ewigen Seligkeit.

Da jedoch, nachdem die guten Germanen ihre Seele in Sicherheit gebracht zu haben glaubten, kam eine bittere Enttäuschung. Der Bischof Ulfilas war zweimal in Konstantinopel gewesen als Abgesandter seiner Goten, um mit dem Kaiser Valens Friedensunterhandlungen zu pflegen.

In Konstantinopel standen sich, wie der Leser sich erinnern wird, die beiden Parteien der „Blauen“ und „Grünen“ gegenüber, das heißt, der römischen Katholiken und der Arianer. Die Letzteren bildeten von jeher die mächtigere Partei im oströmischen Kaiserreiche, und so kam es, daß auch Ulfilas Arianer wurde. Die biederen Germanen, die vom ganzen Christentum nichts verstanden, hatten natürlich keine Ahnung von der Existenz dieser beiden Parteien.

Und hätten sie etwas davon gewußt, wie sollten sie ihre principiellen Verschiedenheiten verstehen? Man erzähle einmal heute einem Droschkenkutscher etwas von der Doppelnatur Christi, und sehe, wieviel er davon versteht. Und auf einer wieviel höheren Kulturstufe steht dieser Droschkenkutscher als der alte Germane der damaligen Zeit. Aber wie dem auch sei, sämtliche Germanen wurden nolens volens Arianer.

Da aber, nachdem die Germanen, wie gesagt, längst glaubten, ihre Seele in Sicherheit gebracht zu haben, erhob sich ein fürchterlicher Sturm vom päpstlichen Stuhle in Rom. „Ihr elenden Ketzer“, so hieß es, „ihr seid weit schlimmer als die ärgsten Heiden. Ihr sollt auf ewig verflucht sein, und im Fegefeuer soll eure Seele büßen für eure Ketzerei“. Das war den guten Germanen denn doch zu viel. Sie besaßen keine Erziehung, um sich ein eigenes Urteil über die betreffende Streitfrage zu bilden, aber sie hatten gesunden Menschenverstand. Empört durchschauten sie den Pfaffenschwindel, der sie hier betören wollte. Erst hatte man sie davon überzeugen wollen, daß sich ihre sämtlichen Vorfahren in der Hölle befänden und nur durch christliche Taten ihrer Nachkommen daraus erlöst werden könnten, und jetzt sagte man ihnen, daß sie selber ebenfalls ewiger Verdammnis verfallen wären. Sie weigerten sich, den Glauben, den sie nun einmal angenommen hatten, wieder aufzugeben, und so blieben die Goten, die Burgunder, die Sueven und die Vandalen nach wie vor Arianer. Jetzt aber entbrannte der Kampf zwischen ihnen und den Katholiken, der um so heftiger werden sollte, als einer der mächtigsten Fürsten der Germanen, der obenerwähnte Chlodwig, den katholischen Glauben angenommen hatte. Es war dies einer der vielen christlichen Religionskriege, dem die anderen in fast ununterbrochener Kette folgen sollten. Die Grausamkeiten, die hier im Namen der christlichen Religion verübt wurden, sind geradezu ekelerregend. Körperliche Verstümmelungen, Todesstrafe, Verbrennung lebender Menschen waren an der Tagesordnung. Angesehene Bürger, achtbare Frauen und Jungfrauen wurden bei entblößtem Körper mittels eines Flaschenzuges in die Höhe gezogen und mit schweren Ge-

wichten an den Füßen in der Luft schwebend gehalten. Tausende von Menschen wurden auf das grausamste gefoltert, verstümmelt oder verbrannt. Die orientalische Barbarei, die Ohren, Nase und Zunge abzuschneiden, wurde von Christen an ihren christlichen Brüdern verübt. Kurz, was der menschliche Geist nur ersinnen konnte an Grausamkeit und Bestialität, das wurde hier in religiösem Fanatismus „zur Ehre des Herrn Jesu Christi“ verübt. Diese Kämpfe dauerten fort, bis schließlich die Königreiche der Vandalen und Ostgoten zerstört wurden, und damit der Arianismus seinen Untergang erlitt.

Von allen Germanenstämmen war es nur noch ein einziger, der den alten Traditionen treu geblieben war, über den das Christentum bisher keine Macht erlangt hatte. Es war dies das Volk der Sachsen. Man darf dabei nicht etwa an den kleinen Ueberrest des heutigen Sachsens denken, sondern es handelte sich vielmehr um das ganze heutige Deutschland. Es bestand dies Volk aus drei Stämmen, den Westfalen, die vom Rhein bis zur Weser wohnten; den Ostfalen, zwischen Weser und Elbe; und den Engern, die sich bis zur Nordsee erstreckten. Diese alten Germanen hatten sich bis zur Zeit Karls, des Großen, also bis zu Ende des achten Jahrhunderts, noch ganz in derselben Verfassung und Lebensweise erhalten, wie sie von Tacitus seiner Zeit geschildert wurden. Sie waren noch aus demselben Schrot und Korn wie ihre Väter, die einst ihre Freiheit gegen die Römer behaupteten und jederzeit den Tod dem römischen Joche vorzogen. Ihre Freiheit ging ihnen über alles. Nur im Kriege wählten sie sich einen Anführer. Im Frieden waren sie alle einander gleich. Noch immer verehrten sie den Gott ihrer Väter, Wuodan, sowie den Kriegsgott, Er, und mit unerschütterlicher Treue hingen sie an dem Glauben ihrer Ahnen und an ihrer Freiheit.

Wenige Vorgänge in der Geschichte sind von den Historikern so entstellt worden wie die Unterwerfung dieses tapferen Volkes. Angeblich sollen „Plünderungszüge“ in das fränkische Land die Ursache gewesen sein, daß Karl, der Große, seine Nachbarn zu züchtigen gezwungen war. „Es bedarf also“, so sagt unser Historiker für höhere

Töchterschulen, „keiner Rechtfertigung, geschweige einer Entschuldigung wegen dieser Kriege; aber er trat auch nicht nur als Eroberer auf; es lag ihm ebenso sehr am Herzen, das Evangelium, dessen friedliche Annahme sie noch immer verweigerten, zu ihnen zu bringen, und die Priester erklärten den Kampf für ein gottgefälliges Werk“.[1]) Ist es Infamie oder Unwissenheit, die so spricht?

Der wirkliche Sachverhalt war folgender: Karl war ursprünglich König der Franken. Sein Reich entsprach ungefähr dem heutigen Frankreich. Er war einer jener Welteroberer, die es als ihre Lebensaufgabe ansahen, die gesamte Menschheit unter der Gewalt ihres Szepters zu vereinigen. Alexander, der Große, und Napoleon waren Männer vom Schlage Karls, des Großen. Er trug seine siegreichen Waffen über die Pyrenäen, weit in das Gebiet Spaniens. Er besiegte die Longobarden und setzte deren eiserne Krone auf sein eigenes Haupt. Ganz Italien unterwarf er seiner Herrschaft, und selbst die wilden Hunnen in Ungarn, die Nachkommen Attilas, wußte er zu überwinden. Selbstverständlich richtete er sein Augenmerk auch auf die mächtigsten aller seiner Nachbaren, die jenseits des Rheins wohnenden Sachsen. Auch ihr Land zu erobern und dieses starke Volk seiner Macht zu unterwerfen, war der sehnlichste Wunsch seines Lebens.

Als Karl im Jahre 772 das Osterfest zu Heristall gefeiert und die alljährliche Versammlung zu Worms abgehalten hatte, führte er seine Armee über den Rhein und drang in das Land der Westfalen ein, um sich her alles mit Feuer und Schwert vernichtend. In dem Herzen Sachsens stand die heilige Eresburg, die von der einen Seite stark befestigt und von der anderen Seite durch einen steilen Berg geschützt war. Auf der Spitze des Berges stand in einem heiligen Haine die Irmensul, die Säule des Irmen, das größte Heiligtum der Teutonen. Die Franken stürmten die Eresburg und raubten den wertvollen Hort, der hier von der Irmensul bewacht war. Drei Tage lang hausten sie hier, alles verheerend und verbrennend, was den Sachsen heilig war.

---

[1]) Beckers Weltgeschichte. Dritte Aufl. Leipz. 1869. Bd. V, S. 153.

Nunmehr entbrannte ein fürchterlicher Kampf der Verzweiflung, den die tapferen Sachsen führten, um ihre Freiheit und ihren alten Götterglauben zu retten. Wie ihre Vorfahren sich einst um ihren Führer Hermann scharten, um der Macht des römischen Kaisers zu widerstehen, so kämpften sie jetzt unter ihrem Helden Widukind gegen jenen Frankenkönig, der, sie ihrer Freiheit zu berauben, in ihr Land eingefallen war. Dreißig Jahre lang währte dieser ungleiche Kampf. Keine Niederlage, keine Not, keine Entbehrungen vermochten den Mut dieses tapferen Volkes zu beugen. Immer wieder sammelten sie neue Kräfte, um ihr Vaterland und ihre Ehre zu verteidigen, um ihre Freiheit, die sie über alles schätzten, zu behaupten.

Wie einst die dreihundert Spartaner es vorzogen, mit dem Schwerte in der Hand unterzugehen als sich dem Feinde zu ergeben, so kämpften die Sachsen hier einen hoffnungslosen Kampf und waren bereit, lieber als Helden zu sterben, als ihre Freiheit schimpflich preiszugeben. Nach einer gewonnenen Schlacht ließ Karl fünfundvierzighundert der vornehmsten Sachsen an einem Tage abschlachten. Dieser Massenmord, dieses unmenschliche Verbrechen des christlichen Königs bedarf nach Ansicht der modernen Geschichtsschreiber „keiner Rechtfertigung, geschweige einer Entschuldigung"; denn „die Priester erklärten den Kampf für ein gottgefälliges Werk".

Selbst diese Greueltaten schreckten die Helden nicht ab, ihren Freiheitskampf fortzusetzen. Tausende und Tausende von ihnen bedeckten die blutige Walstatt. Solange genügend streitbare Männer am Leben waren, um dem Gewalttäter einen bewaffneten Widerstand zu leisten, hielten die tapferen Recken stand. Erst nachdem ihre Helden abgeschlachtet waren, nach einem dreißigjährigen ruhmvollen Todeskampf ergab sich der letzte Ueberrest des tapferen Volkes, das schließlich auf eine winzige Schar zusammengeschrumpft war. Karl mußte das Land neu bevölkern, nachdem er es dreißig Jahre lang verwüstet hatte.

Am Niederrhein erhebt sich ein stolzes Denkmal, das die Deutschen jenem Helden errichteten, der vor zweitausend Jahren die deutschen Lande gegen die römischen Ein-

dringlinge siegreich verteidigte. Mit Recht. Jenes Denkmal gereicht der deutschen Nation zur Ehre. Es zeigt, daß sie auch heute noch jenen heldenhaften Recken dankbar ist, die das deutsche Vaterland und die deutsche Ehre vor dem Untergange bewahrten.

Was für ein Denkmal hat die Geschichte jenen tapfern Sachsen errichtet, die mit gleichem Heldenmut dem fränkischen Eroberer entgegentraten? Ist es möglich? Ist es Wahrheit? Schimpf und Verachtung ist es, was die Nachwelt diesen Helden zollt? „Elende Heiden“, „Barbaren“, „Verräter“, so nennt das deutsche Volk seine tapferen Vorfahren, die das deutsche Land gegen den fränkischen Tyrannen verteidigten? Pfui! Und sie erröten nicht dabei? „Verräter“! Ja, so heißt es in allen Geschichtsbüchern, weil der siegreiche König, der sie zu unterjochen kam, ihnen Zugeständnisse abgenötigt hat; weil sie immer wieder versuchten, dieses unerträgliche Joch abzuschütteln. Verräter! Als tausend Jahre später ein anderer Usurpator aus Frankenland kam, um Deutschland zu unterjochen, tat man da nicht ein Gleiches? Schüttelten die Deutschen damals nicht ebenfalls das fremde Joch von ihren Schultern? Und waren sie deshalb Verräter? Oder werden sie bis auf den heutigen Tag als Helden und Vaterlandsverteidiger gefeiert? Die Sachsen aber waren „Heiden“. Und die Vernichtung dieser Heiden war ein „gottgefälliges Werk“. Das grausame Sengen, Brennen und Morden des christlichen Königs war ein „gottgefälliges Werk“! Alles, was „heidnisch“ war, zu zerstören und zu vernichten, war eine echt christliche Tat. So „veredelte“ das Christentum die Barbaren. Das ist die Geschichte von der „Bekehrung“ der Sachsen zum Christentum.

Der Frankenkönig Karl, der fast ganz Europa eroberte und unter seinem Scepter vereinigte, dem der Papst die Kaiserkrone auf das Haupt setzte, dem die Geschichte den Beinamen des Großen verlieh, war in der Tat ein großer Mann. Nicht nur als Eroberer sondern als Organisator, als Gesetzgeber, als Erzieher. Jene entsetzlichen Grausamkeiten, vor denen jedes menschliche Gefühl zurückschrecken muß, waren nicht das Werk seiner Persönlichkeit. Es war das

Christentum, das aus ihm sprach. Karl war ein „guter Christ“, und darum vollbrachte er diese grausamen „gottgefälligen Werke“, die ihm die Priester vorschrieben. Darum beschloß er, die Sachsen entweder zum Christentum zu bekehren oder ihre Rasse gänzlich auszurotten. So will es das Christentum; das ist die christliche Liebe; dies die Veredlung der Menschheit!

Auf diese Weise also wurden die verschiedenen Stämme der Germanen „bekehrt“. Die Goten und Vandalen wurden, nachdem sie das Christentum angenommen hatten, als „elende Ketzer“ vernichtet, und die Sachsen wurden zum größten Teil ausgerottet, da sie ihre Freiheit nicht aufgeben wollten. Die „Bekehrung“ geschah weit häufiger mit dem Schwerte als mit dem Kreuze; „entweder die Taufe oder den Tod“, lautete die Alternative, die man in christlicher Liebe den Heiden stellte. Noch im zwölften Jahrhundert wurden die Wenden nach dieser Methode „bekehrt“.

Auf einem wie niedrigen Niveau das Christentum in philosophischer Hinsicht stand, und wie es sich eigentlich in keiner Weise von dem verachteten Heidentum unterschied, zeigt die Art, wie man die Taufe bei den Bekehrten vollzog, und was für ein Taufgelöbnis man ihnen abverlangte. Man hatte nicht die Vorstellung, daß die Götter der Germanen wie die aller übrigen Völker des Altertums der menschlichen Phantasie entsprungen seien und daher in Wirklichkeit überhaupt nicht existierten, sondern man hielt sie für böse Geister, für Genossen des Teufels. Daher mußten die Bekehrten ihren Göttern nicht nur in aller Form abschwören sondern sie feierlichst verfluchen und ihre Opfer für Teufelsopfer erklären.

Mit der Ceremonie der Taufe und der Leistung dieser Abschwörungsformel war der „Veredelungsproceß“ vollendet. Von einer Erziehung des Volkes war im ganzen Mittelalter keine Rede. Das, was man Erziehung nannte, war in den Händen der Geistlichkeit. Nur was dazu gehörte, ein guter, gehorsamer Christ zu werden, sollte der Laie lernen. Lesen und Schreiben war dazu nicht erforderlich. Ueberhaupt eigentlich garnichts, und dabei blieb es auch. Auf einer Reichsversammlung im Jahre 802 war beschlossen

worden, daß jeder Laie das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis auswendig lernen sollte. Diese Verordnung wurde streng durchgeführt. Mit Fasten und Prügel wurden Männer und Weiber bestraft, wenn sie diese beiden Stücke nicht hersagen konnten. Wie diese „Veredelung" den alten Sachsen gefallen haben muß! Die bodenlose Unwissenheit, in der man das Volk absichtlich im ganzen Mittelalter hielt, ist zu bekannt, um hier noch besonders geschildert zu werden.

Die Vorstellung, die das Volk von Christus hatte, entsprach in keiner Weise den historischen Tatsachen. In dem bedeutendsten Epos des Mittelalters, dem „Heliand", ist „Christus der mächtige, der berühmte Herrscher, der kräftigste der Könige, der liebe Landeswart, der gern viele Mannen empfängt und ihnen Schutzherrschaft verheißt auf lange Zeit, wie er es wohl zu leisten vermag. Seine Jünger sind seine Degen und sein Gesinde, treuhafte Männer, kraftberühmte, edelgeborene Männer!" — — „Gott ist der hehre Himmelskönig, der Siegesfürst, der mächtige Schutzherr, der von der Himmelsaue her über alles waltet, das Land und die Leute. Ihm soll man dienen um seine Huld, lautere Treue ihm tragen; dann gewinnt man Anteil am himmlischen Reich, Heim in dem Besitze da droben auf der grünen Gottesaue, dann kommt man in seine Gewalt, genießt mit seinem Herrn das köstliche Treiben, hat seine Huld und lebenslangen Ruhm!" Wodurch unterscheidet sich dieses Christentum vom Heidentum als durch seine Namen? Gott — Wuodan, Christus — Saxnot!

Wie die Erziehung des Volkes — oder richtiger gesagt die Verhütung seiner Erziehung — in den Händen der Geistlichkeit lag, so wurden die Priester auch die einzigen Pfleger der Wissenschaft. Aber auch der Begriff der Wissenschaft änderte sich gänzlich mit der Ausbreitung des Christentums. Es handelte sich nicht mehr um eine freie Entwicklung des menschlichen Geistes nach den verschiedensten Richtungen hin, sondern das Studium aller derjenigen Dinge, die in direkter Beziehung zum Christentum standen, galt allein als Wissenschaft. Was in irgend welcher Hinsicht der christlichen Lehre widersprach, ward als ketzerisch ver-

dammt. Die „heidnische“ Philosophie der Griechen und Römer war ein Werk des Teufels. Sämtliche Naturwissenschaften, deren Ergebnisse natürlich in Widerspruch mit der Bibel geraten mußten, verurteilte man als Ketzerei. Niemand durfte es wagen, eine Meinung laut werden zu lassen, die mit den naiven und abergläubischen Lehren der „heiligen Schrift“ nicht übereinstimmte. Wurden doch noch im siebzehnten Jahrhundert, also über hundert Jahre nach Beginn der Reformation, der große Physiker Galilei vom Inquisitionsgericht verurteilt, weil er die Lehre des Kopernikus von der Bewegung der Erde verteidigte. Sämtliche Naturwissenschaften waren mithin so gut wie vernichtet. Die wissenschaftlichen Errungenschaften des gesamten klassischen Altertums, die Entdeckungen der Griechen und Römer, — alles dies war tot, — begraben, — eine verruchte Ketzerei, — ein Blendwerk der Hölle. Dem Christentum hat die Menschheit es zu verdanken, daß mehr als ein Jahrtausend vergehen mußte, bis die Wissenschaften wieder da anknüpften, wo sie sich zur Zeit des Unterganges des römischen Reiches befanden. Auf allen wissenschaftlichen Gebieten, sowohl theoretischen als auch praktischen, hatten die Römer eine Höhe erreicht, zu der man sich erst im achtzehnten Jahrhundert wieder emporzuschwingen wagte, als der Hemmschuh alles wissenschaftlichen Denkens, das Christentum, einen milderen Druck auf die Menschheit auszuüben begann. Selbst auf technischem Gebiete, auf dessen Errungenschaften wir heute so stolz sind, waren die Römer viel weiter fortgeschritten, als man heute anzunehmen geneigt ist. In den Schriften Heros von Alexandria findet sich die Beschreibung einer ganzen Reihe von Maschinen, die erst im neunzehnten Jahrhundert wieder erfunden werden sollten. Darunter ein Automat, in den man eine Drachme wirft, um einige Tropfen heiligen Weihwassers zu empfangen, mechanische Vorrichtungen, um Blasinstrumente automatisch zu spielen und last not least — eine Dampfmaschine. Und alles dies wurde von dem frommen Christentum über ein Jahrtausend lang begraben. Welch ein „Segen“ für die Menschheit! Welch eine „Veredlung“!

Die Geistlichkeit unterlag von jeher ihrer eigenen Ge-

richtsbarkeit. Mit der Zeit jedoch dehnte die Kirche ihre Jurisdiktion auch auf die Laien aus, indem sie den Grundsatz geltend machte, daß jedes Verbrechen nicht nur allein menschliche sondern auch göttliche Gesetze verletze.

Charakteristisch für den Geist, der die christliche Religion beherrschte, war der Umstand, daß langes Beten eine der üblichsten Strafen für die verschiedensten Vergehen war. 1200 Psalmen knieend oder 1680 stehend zu beten entsprach der Strafe, einen Monat ausschließlich von Brot und Wasser zu leben. Andere Strafen bestanden in dem sinnlosen Herplappern von so und so vielen Paternostern und Ave Marias.

In allen christlich-germanischen Staaten wurde die Kirche der größte Grundeigentümer, was gleichbedeutend war mit dem größten politischen Machthaber. In der Regel besaß sie ein Drittel des Landes zuweilen sogar noch mehr.

An der Spitze der gesamten Christenheit stand der Papst zu Rom, dem Gott die Sorge für die gesamte Kirche anvertraut hatte. Der Papst ward der Statthalter Christi auf Erden. Von diesem ging die Gewalt auf die Beamten der Kirche über, zunächst auf die Metropoliten, die den Zusammenhang der Bischöfe in den einzelnen Diöcesen vermittelten, und von diesen auf die niederen Beamten. Dieses große, über die Welt verbreitete System mit seiner kunstvollen Organisation und seiner eisernen Disciplin stellte eine Macht dar, wie sie die Welt niemals geahnt hatte. Alle Fürsten und Könige mußten sich vor dieser Macht beugen. Von dem gekrönten Haupte des regierenden Fürsten bis herab zum Bettler in Lumpen mußte innerhalb eines jeden christlichen Staates ein jedes Individuum gleichviel ob reich oder arm, ob jung oder alt, ob Mann oder Weib den Befehlen der Kirche gehorchen. Wehe dem, der es wagte, auch nur im geringsten ihren Anordnungen zuwiderzuhandeln. Jede Aeußerung einer der römischen Lehre entgegenstehenden Ansicht wurde als ketzerisch gebrandmarkt, und ihr Inhaber als Ketzer bestraft. Die einfache Todesstrafe gehörte zu den mildesten Formen der christlichen Rache. Alle

Torturen, die das menschliche Hirn nur ersinnen konnte, wurden angewandt, um die Ketzer auf den richtigen Weg zurückzuführen und die Autorität der Kirche zu wahren.

So sah das Christentum aus, das die Germanen vom römischen Reiche empfingen. Dies waren die Mittel, mit denen das Christentum die heidnischen Germanen „veredelte“ und civilisierte.

3. Das Christentum im Mittelalter.

Es wurde in den vorigen Kapiteln wiederholt auf die Veränderlichkeit des Begriffs „Christentum“ hingewiesen. Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier nochmals betont, daß wir unter Christentum stets alle diejenigen Dinge zusammenfassen, die einerseits zu dem rein religiösen Dogma gehören und andererseits die äußere Form, das Ceremonial, sowie die Organisation des Klerus und die Stellung der Hierarchie gegenüber den staatlichen Institutionen bilden. Das Christentum ist mithin kein stabiler Begriff wie etwa ein Naturphänomen, sondern es stellt eine auf reiner Konvention beruhende Erscheinung dar, die im Laufe der Geschichte fortwährenden Veränderungen unterliegt und abhängig ist von den Anschauungen und Verordnungen der jeweiligen Machthaber der Christenheit.

Nach den unsäglichsten Kämpfen, nach dem fürchterlichsten Blutvergießen, nach dem brutalsten Abschlachten und zu Tode Foltern von Hunderttausenden von Menschen war es den christlichen Machthabern endlich gelungen, den weitaus größten Teil Europas zum Christentum zu „bekehren“ und zur Zeit Karls des Großen jene Zustände herbeizuführen, die am Ende des vorigen Abschnitts geschildert wurden. Das Jahrtausend, das zwischen dem Untergange des weströmischen Reiches und dem Beginn der Reformation liegt, bezeichnet die Geschichte mit Recht als die „dunkle“ Zeit des Mittelalters. Dunkel! Ja in der Tat, dunkel! Jede andere Geschichtsperiode, gleichviel wie trau-

rig die Ereignisse, wie groß der Verfall, sie hat doch immer ihre Lichtpunkte. Nirgends begegnen wir einer so totalen Verdüsterung wie hier in diesem elenden Mittelalter. Und es handelt sich dabei nicht um ein einzelnes Volk. Nein, um ganz Europa, um alle Völker, die zum Christentum „bekehrt“ waren. Sie alle waren dazu verurteilt, dieses lange entsetzliche Jahrtausend zu durchwandern, dieses fürchterliche, einzig in der Welt dastehende Mittelalter.

Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, wie alle Völker des Altertums mit eherner Gesetzmäßigkeit einen ganz bestimmten Entwicklungsproceß durchliefen. Aus dem rohen Zustand des Barbarentums gelangte ein jedes dieser Völker in verhältnismäßig kurzer Zeit auf die Höhe einer blühenden Kultur, um dann allmählich von dieser Höhe wieder herabzusinken. Wir versuchten nachzuweisen, daß es kein Zufall war, der alle diese Völker einen gleichen Entwicklungsgang durchmachen ließ, sondern daß es sich vielmehr um ganz bestimmte Gesetze dabei handelte. Das Christentum zerstörte, wie wir sahen, die gesamte Kultur der alten Welt, sodaß die Völker Europas nach dem Untergange des römischen Reiches eine eigene Kultur aufzubauen hatten. Nunmehr sehen wir uns aber vergeblich um nach jener gesetzmäßigen Entwicklung, die wir bei allen Völkern des Altertums kennen lernten. Ein ganzes Jahrtausend absoluten Stillstands! Nichts als gegenseitiges Morden und Brennen. Von Kultur und Civilisation in jenem edlen Sinne der Griechen und Römer keine Spur. Ein Jahrtausend des Schreckens, eine Periode menschlicher Raserei.

Kein Geschichtsschreiber könnte auch nur annähernd ein Bild entwerfen von den Greueln und Scheußlichkeiten, die das entsetzliche Zeitalter erfüllten. Keine noch so entartete Phantasie des menschlichen Geistes könnte Zustände ersinnen, die den tatsächlichen Vorgängen jener Zeit gleichkämen. Es ist, als wären alle edleren Keime der menschlichen Natur erstickt worden, und als hätte man die Bestialität der Menschen mit all ihren Ungeheuerlichkeiten entfesselt. Schlimmer, als das. Die Bestialität hat etwas Natürliches und daher Versöhnliches an sich. Wenn der Tiger seine Beute in Stücke reißt und sie gierig verschlingt, so

ist es nur menschliche Voreingenommenheit, die sich davor entsetzt. Die Bestie tut nur das, was ihr natürlicher Instinkt ihr eingibt. Wenn der afrikanische Kannibale sich über seine Opfer wirft und sie vertilgt, so ist es nur die rohe Natur, die sich in ihrem Urzustand bekundet. Wenn die wilden Hunnen sich wie Ungeheuer über die Menschheit stürzen, so ist es stets nur die Natur, die uns abschreckt aber auch versöhnt. Hier aber haben wir es mit einer sogenannten Civilisation zu tun. Nicht um wilde Ausbrüche menschlicher Leidenschaften handelt es sich sondern um wohlgeplante, tief durchdachte Institutionen, nicht um eine Erscheinung einzelner Individuen, sondern um die gesamte Christenheit während eines ganzen Jahrtausends. Unglaublich! Entsetzlich! Und doch leider allzu wahr!

Es wäre lächerlich, wollten wir versuchen, in diesem knappen Rahmen ein Bild zu entwerfen von den Schrecken des Mittelalters. Auch sind dieselben zu bekannt, um hier eingehend erörtert zu werden. Nur erinnern wollen wir den Leser an die hauptsächlichsten Faktoren jener schreckensvollen Zeit.

Durch das gesamte Mittelalter zieht sich ein unaufhörlicher, niemals erlöschender, immer wieder aufs neue entbrennender Kampf zwischen dem Oberhaupte der Christenheit und den Regierungen der verschiedenen Völker. Daß sich Völker untereinander bekriegen, ist eine durch den Kampf ums Dasein bedingte Erscheinung, die in tief wurzelnden Gesetzen ihre Begründung hat. Nur die höchste Vollkommenheit menschlicher Civilisation wird vielleicht dereinst imstande sein, die Kriege aus der Welt zu schaffen. Noch sind wir weit davon entfernt, und um wieviel mehr war dies im Mittelalter der Fall. Kriege zwischen den verschiedenen Nationen und selbst innerhalb derselben waren unvermeidlich. Um aus solchen Kämpfen siegreich hervorzugehen, war es natürlich vor allen Dingen erforderlich, Frieden und Einigkeit innerhalb des Staates zu bewahren. Wie sehr mußte es daher die staatlichen Interessen schädigen, wenn innerhalb des Staates eine mächtige Organisation bestand, die ganz andere Interessen verfolgte und mit ana-

logen Organisationen innerhalb aller übrigen Staaten eine große Einheit bildete. Wie ein solches Verhältnis überhaupt auf die Dauer bestehen konnte, ist wunderbar genug.

Das Streben sämtlicher Päpste war auf die Erlangung der höchsten Macht gerichtet. Nicht nur die höchste Macht innerhalb der Kirche, nicht nur die höchste Gewalt über den gesamten Klerus, nein, sie strebten nach der höchsten geistlichen und weltlichen Macht. Sämtliche Länder der Welt zu beherrschen, Kaiser und Könige sich untertan zu machen, das war das Ziel der Päpste, dem sie auch häufig recht nahe kamen. Daß es sich bei den allermeisten Päpsten um einen ganz gewöhnlichen Ehrgeiz handelte, um eine Gier nach Macht und Besitz, ist selbstverständlich. Daß aber dieses Streben seine Begründung in der religiösen Lehre des Christentums hatte, machte diese Machtstellung um so gefährlicher. „Auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen", hatte Christus zu Petrus gesagt. Die Päpste sahen sich als Nachfolger Petri an, als Statthalter Christi auf Erden, und von diesem Gesichtspunkte aus ist ihre Machtstellung nicht nur gerechtfertigt sondern geboten. Logischer Weise muß man den Päpsten entweder die höchste Macht auf Erden zugestehen oder ihnen, wie die Protestanten es später taten, jede Existenzberechtigung absprechen. Wie wir an einem früheren Beispiele Gregors I., des Großen, zeigten, ist daher bei den Päpsten das Streben nach unbedingter Macht mit einem frommen, religiösen Glauben nicht nur sehr wohl vereinbar, sondern es ist dieses Streben eine notwendige Folge des Glaubens. Mit demselben oder vielmehr mit größerem Rechte als die Könige der Völker glauben, daß sie von Gott eingesetzt seien, und sich selbst heute noch das Attribut „von Gottes Gnaden" beilegen, dürfen sich die Päpste als Apostel betrachten und die regierenden Häupter weltlicher Staaten als ihre Untergebenen ansehen.

Hier sind einige Stellen aus den Briefen Gregor VII., jenes Papstes, der vielleicht mehr als irgend ein anderer die Machtstellung der Päpste zu erhöhen verstand. „Die Kirche muß frei werden, und dieses durch ihr Haupt, durch den ersten der Christenheit, durch die Sonne des Glaubens, den Papst. Dieser also muß die Diener des Altars los-

reißen von den Banden weltlicher Macht. Wie nichts Geistiges sichtbar ist ohne das Irdische, wie die Seele nicht wirksam ist ohne den Körper, wie von diesen beiden nicht eines ohne Mittel der Erhaltung, so ist die Religion nicht ohne die Kirche, diese nicht ohne Besitz eines sie sichernden Vermögens. Der Geist nährt sich durchs Irdische, im Körper; die Kirche also nur durch Land und Gut. Daß sie solches erhalte, daß es ihr bleibe und bewahrt werde, ist das Obliegen dessen, der das oberste Schwert hält, des Kaisers. Darum sind der Kaiser und die weltlichen Großen nötig für die Kirche, die nur ist durch den Papst, wie dieser durch Gott. Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das Größere, und den Mond, das Kleinere. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des Stuhles weit größer als die Macht der Throne, und der König ist dem Papst untertan und Gehorsam schuldig. Weil der Papst durch Gott ist, so ist unter ihm alles. Weltliches und Geistliches muß vor seinen Richterstuhl gelangen; er soll belehren, mahnen, strafen, bessern, richten und entscheiden. Die römische Kirche ist die Mutter aller Kirchen der Christenheit, und alle Kirchen sind ihr untertan wie Töchter der Mutter. Sie, die Mutter aller, gebietet daher allen, und jedem einzelnen Glied in allem; darunter sind auch Kaiser, Könige, Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte“.

Dies war die logische Folgerung des damaligen Christentums. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtete Gregor sämtliche regierenden Häupter als seine Vasallen und verlangte von ihnen, der römischen Kirche einen Tribut zu entrichten. Waren derartige Verhältnisse schon unerträglich unter Päpsten, die wie Gregor wenigstens an das, was sie sagten, auch selber glaubten, wie mußten sie sich erst gestalten, wenn Päpste auf dem römischen Stuhle saßen, die nichts weiter im Sinne hatten, als sich und ihre Familie zu bereichern, sich mit einem an orientalische Pracht erinnernden Hofstaat zu umgeben und sich einen Harem zu halten, um ihren sinnlichen Gelüsten zu genügen.

Fast anderthalb Jahrtausende lang währte der Kampf zwischen den Päpsten und den weltlichen Mächten, und er ist selbst heute noch nicht zu Ende. Der Kampf mit dem Schwerte ist wie gesagt eine Erscheinung, die tief in der Natur der Menschheit wurzelt. Mit und ohne Christentum hat es Kriege gegeben und wird es wohl noch auf lange Zeit hin geben. Aber die Waffen, mit denen das Oberhaupt des Christentums kämpfte, um die höchste Macht für sich zu erlangen, sind durch keinerlei Naturgesetze begründet. Nein, wahrlich nicht! Unnatürlich und unmenschlich! Das scheußlichste, was die Menschheit je geleistet!

Ein Hauptstreit, um den es sich zwischen den Päpsten und den weltlichen Herrschern wie also dem Kaiser von Deutschland handelte, war der um die Investitur, die Besetzung der christlichen Aemter. Ernannte der Kaiser die Bischöfe, so hatte der Papst immerhin noch eine ungeheure Macht innerhalb des deutschen Landes. Der Einfluß, den er auf das Volk und auf die Geistlichkeit ausüben konnte, namentlich da, wo er Recht hatte, war noch immer groß genug. Ueberließ man jedoch die Ernennung der Bischöfe dem Papste, so war damit dem Kaiser jegliche Macht geraubt. Ueber die Hälfte der Staaten im deutschen Reiche gehörten der Kirche. Nach dem Untergange der Hohenstaufen gab es in Deutschland 116 kirchliche und 100 weltliche Staaten mit 60 freien Städten. Widersetzte sich der Kaiser gegen die Anmaßung des Papstes, die Bischöfe selber zu ernennen, so griff jener zu seinen „Waffen“. Der Kaiser wurde in den Bann getan. Was für eine glorreiche Betätigung „christlicher Liebe“ es ist, dem Volke zu sagen, Ihr braucht Eurem Kaiser nicht zu gehorchen, — o nein! Ihr dürft ihm nicht gehorchen. Ihr müßt ihm fluchen, ihm, dem ihr ewige Treue geschworen habt. Und warum? Weil der Kaiser sich bemüht, die berechtigten Interessen seines Landes zu wahren.

Je nachdem der Kaiser den Anordnungen des Papstes zu folgen bereit war, wurde er von jenem unterstützt oder befehdet. Der Hauptstreit um die Investitur entbrannte zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. und — oh Schmach! Ein Kaiser im Büßerhemd, barfuß im Schnee, Tag und Nacht um die Vergebung des mächtigen Papstes bettelnd.

Das Gegenstück hierzu bildete Heinrich II. Hatte er schon viele Schwierigkeiten zu überwinden bei seiner Wahl, so wurde es ihm noch schwerer gemacht, seinen Thron zu behaupten. Unter den vorangegangenen Kaisern waren die Herzöge des Landes zu sehr erstarkt und wollten sich vor Heinrich nicht beugen. Die Sachsen mißgönnten dem Baier die Kaiserkrone. Da stützte sich Heinrich auf die Kirche. Er förderte die Macht der Bischöfe auf alle mögliche Weise, er huldigte dem Papste, baute Kirchen und wurde ein gar frommer Mann. Was sein Schwert nicht vermochte, das gelang der Kirche mit Leichtigkeit. Der stark ins Wanken gekommene Thron ward neu befestigt, und der fromme Kaiser Heinrich sowie seine Gattin Kunigunde wurden als leuchtendes Beispiel für zukünftige Kaiser 250 Jahre später unter die Heiligen versetzt, — ein „heiliger“ Kaiser!

Bei den vielfachen Intrigen und Kämpfen, mit denen eine Kaiserwahl verbunden war, bildete natürlich die Kirche die Hauptmacht auch in dieser Hinsicht. Daher wurde die Kaiserkrone mehrfach an Männer gegeben, nur weil sie dem Papste Gehorsam schworen. Demütig auf den Knieen rutschend schwor der Kaiser Lothar, das Reich als ein Vasall der Kirche zu regieren, als er die Krone als eine Gnade aus den Händen des Papstes erhielt. Alle Rechte hinsichtlich der Ernennung von Bischöfen sowie alle übrigen Machtbefugnisse in den Kirchenstaaten trat dieser tapfere Kaiser feierlichst an den heiligen Vater ab.

Die Kaiser, die als Männer auftraten und sich dagegen sträubten, die Vasallen der Pfaffen zu spielen, wurden von den Päpsten gehaßt und mit dem Bann belegt. Dasjenige Geschlecht deutscher Kaiser, das mehr als irgend ein anderes die Civilisation zu fördern bemüht war und das Wohl des Reiches am Herzen trug, waren die Hohenstaufen. Aber wie wurden sie von den „Statthaltern Christi“ behandelt? Exkommuniciert, verfolgt, ermordet wurden sie von den Päpsten, bis schließlich ihr ruhmreiches Geschlecht vernichtet war. Kein einziger dieser „verhaßten Brut von Nattern“ sollte am Leben bleiben. So hatten es die Päpste geschworen. Freilich waren die Hohenstaufen nicht Männer, die vor Päpsten auf den Knieen herumrutschten. Kaiser Friedrich II.

war einer der bestunterrichteten Männer seiner Zeit. Er sprach sechs Sprachen, war Dichter und Philosoph und besaß einen Geist, der sich weit über den religiösen Aberglauben seiner Zeit erhob. Er liebte und förderte die Künste und Wissenschaften. Er war es, der die Kunstsammlungen in Neapel und Capua begründete. Auch schrieb er ein Buch über die Natur der Vögel, das von tiefem Verständnis zeugen soll.

Das Verbrechen dieses Kaisers bestand darin, daß er sich den anmaßenden Anforderungen der Päpste nicht fügen wollte. Daher wurde er von Letzteren auf das gemeinste verfolgt und wiederholt in den Bann getan. „Wir haben", so schließt die Bulle Innocenz IV., „jenen Fürsten, der seiner Ungerechtigkeit halber von Gott verworfen ist, seiner Würden und Ehren beraubt und entsetzt. Alle, die ihm durch Eide der Treue verpflichtet sind, entbinden wir von diesen Eiden und gebieten aus apostolischer Machtvollkommenheit, daß ihm künftig niemand mehr gehorche. Wer diesen Befehl verachtet, ist dadurch dem Kirchenbann verfallen. In Deutschland mögen die zur Wahl berechtigten Fürsten einen König erwählen; über das sizilianische Reich werden wir mit Rat der Kardinäle das Nötige festsetzen".

Also dem Volke wird befohlen, sich gegen seinen Kaiser aufzulehnen. Wer nicht bereit ist, Hochverrat zu begehen, ist dem Kirchenbann verfallen! Was für Zustände sind es, die es einem ehrlosen, gemeinen Pfaffen ermöglichen, kraft göttlicher Autorität einen Kaiser seines Amtes und seiner Würden zu entsetzen! Es handelt sich dabei nicht etwa um die Schlechtigkeit eines einzelnen Individuums. Niemand, gleichviel wie hoch seine Stellung wäre, hätte solches vermocht, wenn nicht der allgemeine religiöse Glaube ihm die Macht dazu verliehen hätte. Nicht der einzelne Mensch ist daher anzuklagen, sondern die Religion, die solche Dinge ermöglicht, — das Christentum!

Das Rundschreiben, das Friedrich an die Herrscher Europas ergehen ließ, ist so charakteristisch für die betreffenden Verhältnisse, daß wir hier einige Sätze daraus folgen lassen:

„Ich bin nicht der erste", sagt der Kaiser, „den der

Mißbrauch der priesterlichen Gewalt verfolgt und in den Abgrund zu stürzen versucht. Und dennoch gehorcht Ihr betört diesen Scheinheiligen, deren Ehrgeiz hofft, daß noch der ganze Ocean in ihren Rachen strömen werde!... Glaubt nicht, daß die Majestät unserer Größe auf irgend eine Weise durch den Spruch des Papstes gelitten habe. Unser Gewissen ist rein, und folglich Gott mit uns. Ihn nehmen wir zum Zeugen!.... Unsere Priester, den Schwelgereien der Welt ergeben und in Wollüsten berauscht, denken nicht an Gott; der Ueberfluß an Geld und Gut hat alle Religion in ihnen erstickt......"

Eine wie ungeheure Macht der Papst in Händen hatte, wie sehr sämtliche Völker durch die Irrlehren des Christentums betört waren, zeigt sich so recht bei Ereignissen wie diesem. Trotz aller Beschwerden, die aus England und Frankreich über die Geldgier und Habsucht der päpstlichen Legaten einliefen, trotz der allgemeinen Unzufriedenheit des Adels mit dem Druck, den die Kirche auf ihn ausübte, konnte Innocenz gestützt auf den religiösen Glauben des Volkes getrost fortfahren in seinem Entschlusse, den Kaiser zu vernichten. Jeden „frommen Christen" entbot er, teilzunehmen an dem „Gottesurteil". Durch die Erpressungen der päpstlichen Legaten in allen christlichen Ländern standen ihm ungeheure Summen Geldes zur Verfügung, die er nun dazu benutzte, die weltlichen Fürsten zu bestechen und ein Heer gegen den Kaiser auszurüsten. Die Bettelmönche wurden durch das ganze Land gesandt, um das Kreuz gegen Friedrich zu predigen. Allen, die sich bereit erklärten, am Kampfe gegen den Kaiser teilzunehmen, wurde vollkommener Ablaß ihrer Sünden gewährt. Durch Versprechungen und Bestechungen wurden endlich die Fürsten dazu bewogen, einen Gegenkaiser, Heinrich von Thüringen, aufzustellen „zur Ehre Gottes und der Kirche wie auch der christlichen Religion zum besten". Nun erhob sich der verheerende Bürgerkrieg, der das arme Land verwüstete und entvölkerte. Der Papst entblödete sich nicht, selbst des Kaisers Sohn, Konrad, zur Empörung gegen den eigenen Vater zu reizen.

Dies ist nur ein Beispiel für die fortgesetzten, unsäglichen Kämpfe, wie sie sich im ganzen Mittelalter zwischen

der Kirche und den weltlichen Herrschern abspielten. Kein Volk konnte je zur Ruhe kommen. Wenn es nicht offene Kriege waren, in die sie durch die Kirche gestürzt wurden, so mußten sie sich die noch schlimmeren Aussaugungen der päpstlichen Legaten gefallen lassen, unter deren Habgier die unterdrückten Völker stöhnten. Der heilige Bernhard schrieb dem Papst Eugen III., sein Legat habe vom Fuß der Alpen bis an die Pyrenäen alle französischen Kirchen so rein ausgeplündert, daß man glauben möchte, die Magyaren wären ins Land gefallen. Johann von Salisburg, ein berühmter Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts, klagt: „Wenn ein römischer Legat in eine Provinz kommt, so ist es, wie wenn der Teufel Hiobs von dem Herrn ausgeht, um ein Land zu verwüsten“.

Man muß sich immer wieder aufs neue fragen: Wie war es nur möglich, daß sämtliche Völker Europas tausend Jahre lang zum willenlosen Spielball des jeweiligen Papstes herabsinken konnten? Freilich fand der päpstliche Stuhl stets mit Leichtigkeit die Mittel, seinen Willen durchzusetzen. Die Völker mußten selber die Gelder aufbringen, mit denen ihre Herren bestochen wurden, sie zu verraten. Heute empfing ein Fürst eine Krone, die er „im Namen unseres Herrn Jesu Christi“ einem anderen zu entreißen hatte. Morgen erscheint ein dritter, um alle beide zu verschlingen. Was das Christentum doch alles zu Wege brachte!

Papst Innocenz III. verhängte das Interdiktum über England. Das bedeutete, daß kein Gottesdienst abgehalten werden durfte, keine kirchlichen Leichenbestattungen, keine Sakramente u. s. w. Als dies nicht genügend zu sein schien, wurde König Johann exkommuniziert und dem König Philipp von Frankreich der päpstliche Auftrag zuteil, mit einem Heere in England einzufallen und sich die englische Krone aufs Haupt zu setzen. Als sich Johann zum äußersten getrieben sah, tat er einen Fußfall vor dem Gesandten des Papstes und versprach eine Taxe von jährlich mehr als einer viertel Million Mark zu zahlen, wenn man ihm die Erlaubnis erteilte, die Krone Englands zu behalten. Dem Papste genügte diese „Buße“, und er befahl dem Könige von Frankreich, wieder nach Hause zu gehen.

Klingt dies nicht vielmehr wie ein Operettentext als eine historische Begebenheit? Und doch! So waren die tatsächlichen Zustände des Mittelalters. Nichts war der Kirche heilig. Der Klerus bildete eine über die Welt verbreitete Organisation, deren einziges Motiv der Erwerb von Geld und Macht war. Dieser profane Zweck heiligte jedes Mittel. Lug und Trug, Verrat und Erpressung, Diebstahl und Mord, dies waren die Waffen, mit denen die christliche Kirche ihre Stellung als Usurpator der Menschheit behauptete. Folgendes Beispiel aus der englischen Geschichte mag als weiteres Zeugnis dieser schweren Anklage dienen.

In der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts gab es in England zwei Klassen von Mönchen, the „regular" und the „secular". Zwischen beiden war es zu heftigen Anfeindungen gekommen, und als der sechzehnjährige Edwy den englischen Thron bestieg, wurde er in diesen Kampf verwickelt. Das Resultat davon war, daß er sich den Klerus zum Feinde machte. Der junge König soll von schönem Körperbau gewesen sein und einen durchaus tugendhaften Lebenswandel geführt haben. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung verliebte er sich in die Prinzessin Elgira, die sich durch hervorragende Schönheit und edle Tugenden auszeichnete. Nachdem der König der Wahl seines Herzens gefolgt war und sich mit der Prinzessin vermählt hatte, wurde der Streit zwischen ihm und dem Klerus immer heftiger, sodaß letzterer ihm Rache schwor. Elgira stand zu Edwy in einem Verhältnis der Blutsverwandtschaft, das den damaligen kirchlichen Gesetzen gemäß eine Heirat nicht gestattete. Dies benutzten die Priester zu ihrer Rache und befahlen dem Könige, sich von Elgira zu trennen. Da dieser sich weigerte, einem so unbilligen Verlangen Folge zu leisten, sandte der Erzbischof Odo eine Abteilung Soldaten in den Palast und ließ die Königin gewaltsam fortschleppen. Alsdann verbrannte er mit glühenden Eisen ihre Wangen, um ihre Schönheit auf ewig zu vernichten, und sandte sie nach Irland in die Verbannung. Der junge König, der einsah, daß jeder Widerstand vergebens war, mußte sich nun schweren Herzens in die kirchliche Scheidung fügen. Elgira pflegte ihre Wunden, und sobald dieselben geheilt waren, eilte sie zu-

rück nach England, um sich in die Arme des Königs zu werfen, für dessen Gattin sie sich noch immer hielt. Da aber ließ Odo sie auffangen, noch ehe sie zum Könige gelangte, und beschloß nunmehr, sie gänzlich aus der Welt zu schaffen. Der einfache Tod schien aber der blutdürstigen Rachgier des Erzbischofs nicht zu genügen. Die junge Königin wurde gefoltert und gerädert, bis sie schließlich nach mehreren Tagen den unsäglichsten Todesqualen erlag.

Würde es sich hier nur um die Grausamkeit eines oder mehrerer Individuen handeln, so wäre der Vorfall nicht der Erwähnung wert, denn brutal und grausam waren die Menschen zu allen Zeiten mit und ohne Christentum. Was uns fast mehr empört als der Vorgang selber ist das Verhalten des Volkes. Uns möchte sich heute nach Ablauf vieler Jahrhunderte das Haar sträuben, wenn wir an diese Scheußlichkeiten denken. Das damalige Volk jedoch war durch den Aberglauben des Christentums mit solcher Blindheit geschlagen, daß es in diesen unsäglichen Grausamkeiten eine gerechte Strafe des Himmels erblickte für eine Ehe, die der christlichen Lehre zuwider war. Mit dieser Rache noch nicht zufrieden zettelten die Priester eine Rebellion an, infolge deren Edwy seines Thrones verlustig ging und sein dreizehnjähriger Bruder zur Regierung kam, dessen Unmündigkeit den Pfaffen nunmehr freies Spiel gab.

Die Hauptwaffe der Hierarchie gegen die weltlichen Mächte war, wie obiges Beispiel recht deutlich zeigt, der blinde Glaube des Volkes. Diesen Glauben zu erhalten und je nach Bedürfnis zu variieren, bildete daher eine der Hauptaufgaben des Priestertums. Unter dem Vorwande, daß ein „frommer Glaube“ den einzigen Schlüssel zur ewigen Seligkeit darstelle, waren daher die „Seelenhüter“ mit einer erstaunlichen Selbstaufopferung um den Glauben und mithin das Seelenheil eines jeden Mitgliedes ihrer Gemeinde besorgt. Mit wahrhaft „christlicher Liebe“ vergab die Kirche alle, selbst die schwersten Verbrechen, solange dieselben nicht gegen sie selbst gerichtet waren, und der betreffende seinem Glauben treu blieb. Wehe aber dem, der sich gegen die Kirche wandte oder auch nur im geringsten ihren Lehren widersprach. Einen solchen Ketzer zu martern oder aus

der Welt zu schaffen, war nicht nur ein gottgefälliges Werk, sondern eine heilige Pflicht der Kirche.

Trotz aller dieser Drohungen und der sorgfältigsten Bemühungen der mächtigen Organisation des Klerus gab es zu allen Zeiten eine gewisse Anzahl von Sekten, die mit den Dogmen der römischen Kirche in Widerspruch gerieten. Gerade da, wo es sich um einen aufrichtigen religiösen Glauben handelte, waren solche Meinungsverschiedenheiten unausbleiblich. Die römische Kirchenlehre war zu voll von Absurditäten und offenbaren Widersprüchen, als daß diese Tatsache einem wahrhaft religiösen Gewissen hätte entgehen können. Daher kam es, daß einzelne Gemeinden trotz der großen Gefahr, der sie sich dadurch aussetzten, ihre Ansichten auch zu jener Zeit offen bekannten, als die Hierarchie auf dem Gipfel ihrer Macht stand und jeden religiösen Widerspruch für überwunden hielt.

Es war besonders in den südlichen Teilen Frankreichs, in denen sich einzelne Reste römischer Bildung sowie einige Ueberbleibsel der arianischen Lehre erhalten hatten, wo es zu einer offenen Opposition gegen die päpstliche Gewalt kommen sollte. Unter dem Namen der Albigenser, einer Partei die ihren Namen von dem Ländchen Albigeris erhalten hatte, vereinigte sich zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts eine Anzahl von Sekten, die vor allen Dingen in ihrer Opposition gegen den Papst übereinstimmten.

Innocenz III. suchte zunächst auf dem Wege der Ueberredung und Belehrung durch seine Abgesandten dieser Bewegung Herr zu werden. Als jedoch diese Mittel fehlschlugen, schleuderte er den Bannstrahl gegen die Abtrünnigen, infolgedessen es zu den blutigsten Kriegen zwischen den Päpstlichen und den Albigensern kam. Der Papst rechtfertigte sein brutales Vorgehen, indem er sagte, daß es nicht minder verdienstlich sei, gegen Ketzer und Abtrünnige zu fechten als gegen Ungläubige. Welch eine Fülle von Barbarismus in diesem Ausspruche enthalten ist und noch dazu aus dem Munde eines der größten Päpste! Immerhin steht dieser Ausspruch in vollkommenem Einklang mit dem Ausspruch Christi: „Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein

an seinen Hals gehängt und er ersäufet würde in dem Meer, da es am tiefsten ist".[1]) Das ist ja der Fluch des Christentums, daß man das scheußlichste Verbrechen stets rechtfertigen kann durch irgend einen Ausspruch des geisteskranken Christus.

Die Päpstlichen führten den Kampf mit einem wahrhaft barbarischen Blutdurst. Die Scheußlichkeiten der wilden Hunnen unter Attila erscheinen human gegen die Grausamkeiten dieser Verfechter des Christentums. „Als sie die Stadt Beziers erstürmten, wurden siebentausend Menschen in der Magdalenenkirche verbrannt, und an zwanzigtausend ohne Unterschied des Alters und Geschlechts erschlagen. Bei dieser Gelegenheit soll der Abt von Citeaux auf die Frage, woran man denn die Rechtgläubigen, die dort wohnten, unterscheiden solle, geantwortet haben: ‚Schlaget nur tot, der Herr kennt die Seinen!' Die Blutgier der Päpstlichen war so groß, daß sie die Ketzer selbst dann verbrannten, wenn sie sich bereit erklärten, ihren Glauben abzuschwören".

Als der Graf Simon nach wiederholten Angriffen auf die Stadt Toulouse mit großen Verlusten von den Albigensern zurückgeschlagen war, feuerte der päpstliche Legat ihn zu neuem Kampfe an, indem er ihm zurief: „Fürchte nichts, o Herr, sondern mache einen erneuten heftigen Angriff; wir müssen unter allen Umständen die Stadt einnehmen und die Einwohner vernichten. Ich bürge dafür, daß alle die Unsrigen, die in diesem Kampfe fallen, sofort ins Paradies gelangen werden". Nachdem auch dieser Angriff vergeblich war und der Graf selber erschlagen ward, zwang der Papst den König von Frankreich, seinen Sohn zur Einnahme von Toulouse auszusenden. Als dies jedoch abermals mißlang, wandte sich der Prinz gegen die Stadt Miromand, die er im Sturm eroberte, wobei er fünftausend Männer, Frauen und Kinder ermorden ließ.

Wir müssen immer wieder hervorheben, daß die barbarischen Grausamkeiten nicht dem einzelnen Individuum zur Last gelegt werden dürfen, sondern daß es die allgemein herrschende christliche Lehre ist, die dafür verantwortlich war. Die Ketzer „auszurotten", war die heiligste

---

[1]) Matth, XVIII, 6.

Pflicht aller guten Christen. Einen Ketzer aus der Welt zu schaffen, war ein nicht minder gottgefälliges Werk als einen Ungläubigen zu ermorden. Ja, die Ketzer waren mehr verhaßt als die Heiden. Und nun bedenke man nur, worin diese entsetzlichen „Ketzereien" bestanden, wegen deren Hunderttausende von Menschen ermordet wurden. Hier sind die Punkte, in denen sich die Waldenser, ein Zweig der Albigenser, der römischen Kirche widersetzten.

1) Es solle bei der Taufe kein heiliges Oel gemischt werden.

2) Leblose Dinge anzubeten, wurde für Aberglauben erklärt.

3) Es sei erlaubt zur Zeit des Lents Fleisch zu essen; dem Klerus sei das Heiraten gestattet; die Ohrenbeichte ist unnötig.

4) Die Konfirmation ist kein Sakrament; wir sind nicht verpflichtet, dem Papst Gehorsam zu leisten; die Geistlichen sollten von dem Zehnten unterhalten werden; es solle unter den Geistlichen keinen Rangunterschied geben, nur wahres Verdienst kann ihnen erhöhtes Ansehen verleihen.

5) Bilder in der Kirche sind absurd. Die Bilderverehrung ist Götzendienst. Der päpstliche Ablaß ist lächerlich; die angeblichen Wunder der römischen Kirche beruhen auf Betrug.

6) Hurerei und öffentliche Bordelle sollten nicht erlaubt sein; das Fegefeuer ist ein Schwindel. Zu Leuten, die nach dem Tode zu Heiligen gemacht werden, sollte man nicht beten.

7) Die letzte Oelung ist kein Sakrament. Messen, Ablaß und Gebete tun den Toten kein Gut.

8) Das Vaterunser sollte als Muster für alle übrigen Gebete dienen.

Man sieht hier deutlich, daß es sich bei der Opposition gegen die Kirche nicht um irgend etwas handelte, das die Gotteslehre selber beträfe. An der Göttlichkeit Jesu Christi hatte niemals irgend jemand gezweifelt. Selbst der arianische Streit drehte sich nur darum, ob Christus eine Doppelnatur — göttliche und menschliche — habe,

oder ob er aus dem Nichts als Gott erstanden sei. Die Streitpunkte, um die es sich hier handelte, betrafen meist nur äußerliche Dinge. Was diese jedoch dessen ungeachtet zu so enormer Wichtigkeit erhob, war die Tatsache, daß damit die Autorität des Papstes vernichtet und seine Macht in Zweifel gestellt war. Wich man in irgend einem Punkte von der römischen Lehre ab, so war damit die Autorität des Papstes vernichtet und seine Macht gebrochen. Das mächtige, die Welt beherrschende Gebäude der Hierarchie mußte damit zusammenstürzen. Das ist der Grund, weswegen man die Ketzer mehr haßte als die Heiden. Sie waren tatsächlich dem päpstlichen Stuhle gefährlicher. Der Kampf gegen den Papst wurde dem Volke nicht mehr als Kampf gegen irgend eine Person oder gegen eine von Menschen geschaffene Würde dargestellt, sondern galt als eine direkte Auflehnung gegen die Autorität Gottes. Der Papst war der Statthalter Christi auf Erden. Er war von Gott eingesetzt, und jede Auflehnung gegen ihn galt als Empörung gegen Gott und mithin als größtes Verbrechen, dessen sich ein menschliches Wesen schuldig machen konnte.

In diesem Sinne ward die Auflehnung gegen eine scheinbar ganz irrelevante ceremonielle Verrichtung zum Kapitalverbrechen. Es blieb sich vollkommen gleich, ob die Auflehnung sich auf ein wichtiges religiöses Dogma oder auf eine ganz untergeordnete Ceremonie bezog. Der Ungehorsam gegen den Papst war ein Ungehorsam gegen Gott und bildete das größte und schwerste aller Verbrechen.

Die Päpste erkannten sehr wohl, daß ihre Autorität nur dadurch aufrecht erhalten werden konnte, daß die Lehre der römisch-katholischen Kirche unangefochten und in ihrem ganzen Umfange anerkannt blieb. Ein Kaiser kann Kompromisse machen aber nicht so Gott. Was einmal als Gottes Lehre verkündet war, das durfte nimmermehr zurückgenommen werden. Man war daher bereit, lieber hunderttausende von Menschen zu opfern als auch nur einen Finger breit von der bestehenden Lehre abzuweichen. Das ist es, wodurch das Christentum der Menschheit zum Fluch gereichte. Das ist der Grund, weswegen Jahrhunderte lang die

aller blutigsten Kämpfe geführt wurden um scheinbar ganz geringfügiger Dinge willen. Das ist es, was eine Einrichtung ins Leben rief und über die Welt verbreitete, deren bloßer Name uns heute schaudern macht, eine Einrichtung, die an Brutalität und Grausamkeit alles übertraf, was sich jemals in der Welt ereignet hat — die Inquisition.

Unzählige von Büchern sind über diesen grauenerregenden Gegenstand geschrieben worden, aber Worte sind nicht imstande auch nur annähernd zu schildern, was für einen Abgrund menschlicher Entartung, was für eine Fülle scheußlichster Grausamkeiten dieses „heilige“ Gericht der Inquisition der Menschheit darbot. Wenn man heute nur oberflächlich blättert in den Berichten jener Gerichte, so empört sich die menschliche Natur gegen solche Infamieen. Mit Ekel und Entsetzen wendet man sich von der kaltblütigen Barbarei, mit der Millionen von menschlichen Wesen auf das scheußlichste zu Tode gefoltert, gliedweise abgeschlachtet und lebendig verbrannt wurden. Man schämt sich, ein Mensch zu sein. Man möchte es nicht für möglich halten, daß lebende Wesen, denen die Natur menschliche Gefühle und Empfindungen verliehen hat, solcher Brutalitäten fähig waren. Und dennoch! Nicht wie ein akuter, durch menschliche Leidenschaften erzeugter, schnell vorübergehender Wahn trat die Inquisition auf. Nein! Siebenhundert Jahre lang wütete sie wie die ärgste Pest unter der Menschheit, moralisch und physisch vernichtend, was in ihre Nähe kam. Es war nicht eine einzelne, auf Irrwege geratene Gesellschaft der Menschheit, nicht einmal ein einziges Volk. Nein! Die gesamte Christenheit war erfaßt von dieser entsetzlichen Barbarei. Ueber die ganze sogenannte „civilisierte“ Welt war das „heilige“ Gericht der Inquisition verbreitet. Es handelte sich nicht um die Entfesselung menschlicher Leidenschaften, die sich so häufig in der Geschichte Luft machten, und die selbst die alles veredelnde „christliche Liebe“ nicht zu zügeln vermochte. Nein! Und das ist die denkbar größte Ironie! Das Christentum selber ist es, das diese Ungeheuerlichkeiten nicht nur erzeugte sondern sich mit ihnen identifizierte. Diese monströsen Grausamkeiten waren die natürliche und logische Folge der christlichen Lehre, der zufolge

es ein gottgefälliges Werk war, den Körper eines Ketzers zu foltern und zu verbrennen, um seine Seele von ewiger Verdammnis zu erretten. Eine weitere Ironie ist es, daß es schließlich dem großen Welteroberer, dem Usurpator des neunzehnten Jahrhunderts, dem Schlachtenkünstler, dem das Blutvergießen zur zweiten Natur wurde, daß es ihm vorbehalten war, das „heilige" Gericht der Inquisition definitiv abzuschaffen und dem Foltern und Verbrennen der „christlichen Liebe" ein Ende zu machen.

Selbstredend kann es nicht unsere Absicht sein, an dieser Stelle eine eingehende Beschreibung der Inquisition geben zu wollen. Am liebsten würden wir diesem ekelerregenden Thema den Rücken zukehren und es mit Stillschweigen übergehen. Aber einige Punkte müssen wir hervorheben, um dem Zwecke unserer Arbeit gerecht zu werden.

Was das Ziel und den Zweck der Inquisition anbetrifft, so braucht man nur einen Blick auf die Klassifikation der Verbrechen zu werfen, die unter ihre Jurisdiktion gelangten, um sich darüber klar zu werden. Es gibt deren sechs und zwar:

1. Ketzerei, 2. Verdacht auf Ketzerei, 3. Protektion der Ketzerei, 4. Schwarzkünstlerei, Hexerei und Zauberei, 5. Blasphemie, 6. Jedweder Widerstand gegen die Beamten der Inquisition bei der Ausführung ihrer Befehle. — Offenbar lauter Dinge, die man heutzutage nicht der Beachtung wert halten würde, die jedoch zu jener Zeit als schwerste Verbrechen galten, und wegen derer die Betreffenden zu lebenslangem Kerker, zu den unsäglichsten körperlichen und geistigen Torturen und schließlich zum Feuertode verurteilt wurden.

Nun muß man aber bedenken, was alles als „Ketzerei" betrachtet wurde. Nicht etwa nur Personen, die öffentlich auftraten und Ansichten verteidigten, die den religiösen Dogmen der römischen Kirche zuwider waren, wurden als Ketzer angesehen, sondern die geringste Bemerkung oder Handlung, die irgend eine wenn auch noch so untergeordnete Ceremonie kritisierte, galt als Ketzerei und lieferte einen hinreichenden Grund, den Betreffenden in das Inquisitionsgefängnis zu schleppen. Ein Mann beispielsweise, der von

einem Krucifix sagte, es sei doch nur ein Stück Elfenbein, und man brauche daher dem Gegenstand als solchem keine göttliche Ehre zu erweisen, wurde vor das Gericht gestellt. Ein anderer, dessen Tochter schwer erkrankt war, betete zur Jungfrau Maria, sie möge doch ihrem Sohne befehlen, die Kranke zu retten. Als die Tochter dennoch starb, geriet der Vater in seiner Erregung außer sich und warf eine Medaille mit dem Bildnis der Mutter Maria fort, weil sie seiner Tochter nicht geholfen hatte. Der Mann wurde verhaftet und von der Inquisition verurteilt und gefoltert.

Der Ketzerei „verdächtig“ war jeder, der nur die geringste Bemerkung machte, die mißfällig von seiner Umgebung aufgenommen wurde, oder jeder, der eine Ketzerei mit ansah oder anhörte, ohne den Betreffenden sofort bei der Inquisition zu denunzieren, selbst wenn es sich um den eigenen Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder oder Schwester handelte. Wer nicht pünktlich zur Beichte oder Messe ging, oder wer Fleisch an Tagen aß, an denen der Genuß desselben verboten war, wurde der Ketzerei beschuldigt. Mit einem Ketzer irgendwie zu verkehren oder demselben die geringste Wohltat zu erweisen, selbst wenn sich dieser in Not befand, ihm Speisen zu reichen oder ihm gar Unterkunft zu gewähren, wurde mit lebenslänglichem Gefängnis bestraft. Hatte jemand nur den geringsten Verdacht, daß eine Person der Ketzerei schuldig sei, so war es seine Pflicht, dieselbe sofort zu denunzieren, widrigenfalls er sich selber schuldig machte. Es blieb sich dabei vollkommen gleich, in welchem Verhältnis die Personen zu einander standen. Eltern mußten ihre Kinder, diese ihre Geschwister und Eltern, Diener ihre Herren bei der Inquisition verklagen, wollten sie nicht eventuell selber als Ketzer verurteilt werden. Kinder, die einem ketzerischen Vater Unterstützung boten, mußten dieses „Verbrechen“ auf dem Scheiterhaufen büßen.

Außer den regulären Beamten, die an jedem Inquisitionsgericht angestellt waren, und an deren Spitze der allmächtige Großinquisitor stand, gab es ein über die Welt verbreitetes System von Spionen, die im Dienste der Inquisition standen und auch die Verhaftung der Angeklagten vollzogen. Diese „Familiäre“ waren nicht besoldet und betrachteten das ihnen

verliehene Amt als große Ehre. Leute aus allen Schichten der Gesellschaft, selbst Herzöge und Fürsten waren stolz darauf, wenn sie mit diesem Ehrenamte betraut wurden. Eine goldene Medaille mit den Insignien der heiligen Inquisition bildete das sie legitimierende Abzeichen. In der Regel wurde die Verhaftung von einem Familiär ausgeführt, der denselben Rang hatte wie der Angeklagte. Der Aufforderung, dem Vertreter der heiligen Inquisition zu folgen, durfte nicht der allergeringste Widerstand entgegengesetzt werden. Es war nicht einmal erlaubt, nach der Ursache der Verhaftung zu fragen. In Totenstille ohne ein Wort zu äußern mußten die Familienväter aus dem Kreise der Ihrigen scheiden. Ehegatten wurden zur Nachtzeit aus dem ehelichen Bette ins Gefängnis geführt. Kein Wort des Trostes, kein Abschied von den Angehörigen. Die geringste Bemerkung irgend eines Anwesenden galt als Widerstand gegen das heilige Gericht und wurde auf das schwerste bestraft. Sobald jemand der Inquisition übergeben war, legten die Angehörigen Trauer an, denn die Chancen, den Betreffenden je wiederzusehen, waren so gut wie null. Was aus dem Angehörigen werden mochte, ob er im Gefängnis schmachtete, ob er der Qual und den Wunden der Folter erlag, ob er schließlich den Feuertod erleiden würde, alles dies blieb den Hinterbliebenen verschlossen. Die Qualen des Zweifels waren für sie viel schlimmer als die entsetzlichste Gewißheit.

Sobald der Angeklagte vor dem Richter erschien, wurde er aufgefordert ein freiwilliges Geständnis abzulegen, ohne daß man ihm jedoch weder die Ankläger noch den Inhalt der Klage nannte. Gelang ihm dies, so rettete er dadurch sein Leben. Die Inquisition war dann so „milde“ und „gütig“, ihn nur seiner Güter zu berauben und eine mindestens fünfjährige Strafe auf den Galeeren über ihn zu verhängen. War er nicht imstande, seine Ankläger zu nennen und seine Schuld zu bekennen, so wurde er zunächst im Gefängnis gehalten. Die Namen seiner Ankläger erfuhr er nie. Jeder war fähig, Zeugnis gegen einen Angeklagten abzulegen. Persönliche Feinde, Gläubiger, Meineidige, Verbrecher, sie alle wurden als Zeugen zugelassen. Zwei Zeugen, die vom Hörensagen berichteten, galten für einen direkten

Zeugen. Beharrte der Angeklagte dabei, seine Unschuld zu beteuern, nachdem ihm die Klage jedoch immer ohne Namensnennung der Zeugen bekannt gegeben war, so wurde zur Tortur geschritten.

Wer könnte das Elend und den Jammer schildern, der sich in jenen unterirdischen Höllenräumen der Inquisitionsgefängnisse während sieben Jahrhunderten abgespielt hat? Wer könnte an die vielen Hunderttausende von unschuldigen Männern und Frauen denken, die hier auf das grausamste gefoltert wurden, ohne dabei von Grauen und Entsetzen gepackt zu werden? Die raffiniertesten Maschinen wurden ersonnen, um menschlichen Wesen die Glieder auszurenken, um ihnen langsame und desto entsetzlichere Höllenqualen zu bereiten. Nackte Weiber wurden auf das schändlichste mißhandelt mit Torturen, an welche der bloße Gedanke uns heute schaudern macht.

Gelang es den Inquisitoren, mit Hülfe der Folter ein Geständnis zu erzwingen, so wurde zunächst, — was immer die Hauptsache war, — das Besitztum des Angeklagten eingezogen, und dann die Strafe über ihn verhängt. Die Strafen der Inquisition zerfielen, in kirchliche und weltliche. Zu ersteren gehörten: Der Bann, die Exkommunikation, Wallfahrten, Bußübungen, Geißelungen, Fasten, Beten. Weltliche Strafen waren vor allem die Gefängnishaft. Die individuelle Zelle bestand aus einem kleinen Raume, der nur an der Decke eine geringe Oeffnung hatte, sodaß der Gefangene gleichsam eingemauert war, weswegen man ihn „immuratus" nannte. Die Nahrung bestand aus Wasser und Brot. Eine Erhöhung der Gefängnisstrafe war die Fesselung in Ketten. Diese wurde häufig so weit getrieben, daß der Gefangene nicht imstande war, sich gegen das Ungeziefer zu wehren, mit dem gewöhnlich die Gefängnisse angefüllt waren. „Oeffentliche Zurschaustellung" war die Bezeichnung für eine Strafe, die darin bestand, daß man dem Verbrecher auf Brust und Rücken eine rote, herabhängende Zunge und am Halse ein Zeichen mit Angaben seines Namens befestigte und ihn so an die Kirchentür zur Schau stellte. „Staupbesen" nannte man eine Prozedur, in welcher der Verbrecher auf einem Esel durch die Straßen geführt und mit Ruten ausge-

peitscht wurde. Weiber wurden häufig ohne jegliche Bekleidung in dieser Weise durch die Straßen gepeitscht. Verharrte der Angeklagte trotz aller Torturen bei der Beteuerung seiner Unschuld, so wurde er schließlich auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Man fragte ihn dann, in welcher Religion er zu sterben wünsche. Antwortete er, in der römisch-katholischen Religion, so wurde er zuvor erdrosselt und dann verbrannt. Starb er jedoch als Ketzer, d. h. beharrte er in irgend welcher Opposition zur orthodoxen Kirche, oder gehörte er gar einem anderen Glauben an, so wurde er lebendig verbrannt. Verschärft wurde das einfache Verbrennen durch langsames Versengen mit feuchtem Stroh vor Anzündung des Scheiterhaufens.

Die Verkündigung der Strafen sowie die Verbrennung der zum Tode Verurteilten geschah mit ungeheurem Pomp an einem besonderen Festtage, der „Auto da fe“. Besonders in Spanien und Portugal, wo die Inquisition am gräßlichsten wütete, betrachtete man dies als eines der höchsten und heiligsten Feste. Man feierte damit in der Kirche die Thronbesteigung eines Königs, das Mündigwerden des Thronfolgers, die Heirat des Königs oder Thronfolgers oder die Geburt des Thronfolgers. Die meisten Verurteilten mußten daher gewöhnlich viele Jahre im Gefängnis schmachten, bevor der Feuertod sie von ihren Leiden erlöste.

In Gegenwart des Königs und der Königin sowie des gesamten Hofstaates und einer unabsehbaren Menschenmasse wurden die einen ganzen Tag in Anspruch nehmenden Ceremonieen vollzogen. Auf einem großen freien Platze Madrids waren mächtige Tribünen erbaut, sodaß der Platz einem gigantischen Amphitheater glich. Die einzelnen Ceremonieen einer Auto da fe zu schildern, müssen wir uns enthalten. Worauf es uns hier ankommt, sind nicht die Ceremonieen als solche, sondern die Tatsache, daß man aus einem so scheußlichen Ereignis wie die Verurteilung von Menschenbrüdern zu grausamen Strafen und ihre Verbrennung bei lebendigem Leibe ein pompöses Schauspiel machte, an dem die gesamte Bevölkerung vom Könige bis herab zum Bettler sich ergötzte, und, was das allerentsetzlichste dabei war, daß dieses pompöse Schauspiel eine religiöse Bedeutung hatte,

ja daß es selber einen religiösen Akt darstellte, der mit heiligen Messen und Gebeten verbunden war und zum großen Teil in der Kirche selber vollzogen wurde.

Was sind dagegen die barbarischen Tierkämpfe der Römer im großen Amphitheater Roms, über deren Roheit man sich heute nicht genug ereifern kann? Was sind dagegen die „lebenden Fackeln" des geisteskranken Nero? Was sind dagegen alle die Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern, über die sich jedes gute Christenherz empört? Die theatralischen Tierkämpfe der Römer waren eine einfache Roheit, ein Ueberbleibsel des Barbarentums. Nero war ein geisteskrankes, degeneriertes Individuum, das seine Zeitgenossen ebenso sehr mit Ekel erfüllte wie die Nachwelt, sodaß er nicht lange nach seinem Regierungsantritt gewaltsam aus der Welt geschafft wurde. Die Christenverfolgungen der römischen Kaiser waren ein Uebel und wurden als solches von den Kaisern erkannt, aber sie waren vom Standpunkte der Regierung aus ein notwendiges Uebel, denn die Christen waren Revolutionäre.

Womit aber haben wir es hier zu tun? Ein über die ganze Welt verbreitetes Schauspiel, an dem Könige und Fürsten sich beteiligen. Die größte, heiligste Festlichkeit zu Ehren des allmächtigen Gottes! Zu Ehren unseres Heilands, unseres Herrn Jesu Christi. Und worin besteht dieses heilige Fest zu Ehren des Herrn? Darin, daß man Tausende von Menschen auf das grausamste foltert, daß man nackte Weiber auf Eseln durch die Straßen peitscht, daß man Menschenkinder, Menschen wie wir von Fleisch und Blut, Menschen, die denken und fühlen, die lieben und leiden, daß man diese Menschen lebendig verbrennt — und alles dies zur Ehre unseres Herrn und Heilands Jesu Christi! Alles dies unter den Augen der edelsten Frauen, der Königin und der Hofdamen, alles dies unter den Augen des Landesvaters, des guten Königs von Gottes Gnaden — alles dies auf Befehl der heiligen Väter, der Kardinäle, der Erzbischöfe und Bischöfe. Ist es möglich? Ist es denkbar? Ist alles dies wirklich passiert? Ist es nicht eine scheußliche Erfindung? Eine freche Lüge? Nein! Siebenhundert Jahre lang bestand diese Form der christlichen Liebe — die Inquisition. Allein

in der Stadt Madrid wurden nach den im Jahre 1834 veröffentlichten Akten von 1481 bis 1808 nicht weniger als 31,912 Personen verbrannt, und 291,456 mit anderen schweren Strafen belegt wie besonders ewiges Gefängnis, Galeeren, Einzelhaft in Ketten etc. etc.

In Spanien wurde die Inquisition durch ein Dekret Napoleons vom 4. Dezember 1808 abgeschafft, jedoch versuchte Ferdinand VII. zu wiederholten Malen, sie wieder einzuführen, sodaß sie definitiv erst im Jahre 1834 verschwand.

In Frankreich fanden häufig Volksaufstände gegen die Inquisition statt, sodaß dieselbe mehrere Male außer Kraft treten mußte. Immer aber tauchte sie aufs neue wieder auf mit erneuten und vermehrten Schrecken gleich einer Hydra, deren Häupter zwiefach wieder wuchsen, sobald ihr eines abgeschlagen war. Franz I. wohnte im Jahre 1535 einer Auto da fe mit seinem ganzen Hofstaat bei. Die Inquisition erhielt sich in Frankreich mit verschiedenen Unterbrechungen bis zur Revolution des Jahres 1848.

In Italien hob Napoleon die Inquisition im Jahre 1808 auf, doch ward sie von Pius VII. im Jahre 1814 wiederhergestellt und erhielt sich bis zur Mitte des Jahrhunderts. Noch im Jahre 1852 wurden von ihr die Eheleute Madai wegen Uebertritts zum Protestantismus zu den Galeeren verurteilt.

In Deutschland wurde die Inquisition durch die Reformation abgeschafft. Bis dahin wütete sie auch hier auf das grausamste.

In Spanien und noch mehr in Portugal, wo die Juden vielfach gezwungen wurden, zum Christentum überzutreten, gab es ein besonderes „Verbrechen“, den „Judaismus“. Dieser bestand darin, daß die Betreffenden althergebrachte Gebräuche und Gewohnheiten heimlich ausübten, ohne jedoch dabei ihre christlichen Pflichten zu verletzen. Zum Beispiel, zur Osterzeit ungesäuertes Brot zu essen oder sich des Genusses des Schweinefleisches zu enthalten oder den jüdischen Sabbat zu beobachten, — dies waren genügende Verbrechen, um eventuell, falls der Angeklagte sein Verbrechen nicht eingestand, lebendig verbrannt zu werden.

Da es jedem Menschen freistand, seine persönlichen

Feinde beim Inquisitionsgericht zu denunzieren, so ist es ohne weiteres ersichtlich, daß eine große Anzahl von Leuten ohne jeglichen Grund angeklagt wurde. Da aber einfaches Leugnen sie nicht vor dem Feuertode bewahrte, so bekannten die meisten, die ihnen nachgesagten Dinge begangen zu haben, um dadurch wenigstens ihr Leben zu retten. Hatte jemand auf diese Weise gestanden, Judaismus getrieben zu haben, und glaubte er schon so glücklich zu sein, mit einer fünfjährigen Galeerenstrafe und Einziehung seines Vermögens davonzukommen, so trat ein Inquisitor an ihn heran und sprach: „Mein Sohn, wenn Du, wie Du zugibst, die mosaischen Gesetze gehalten und den Sabbat beobachtet hast, und Deine Ankläger Dich dabei gesehen haben, so überzeuge uns von Deiner aufrichtigen Reue, indem Du uns Deine Ankläger nennst, sowie die Namen derjenigen, die mit Dir jene Werke vollbrachten“.

Nunmehr ging der Unglückliche die ganze Liste der ihm bekannten „neuen Christen“ — so nannte man die getauften Juden — durch, in der Hoffnung, die richtigen Namen zu treffen. Gelang ihm dies, so war sein Leben gerettet, und er durfte seine Strafe antreten. War es ihm jedoch nicht möglich, die rechten zu nennen, so wurde er bei der nächsten Auto da fe verbrannt. Alle die Personen, deren Namen er in seiner Not nannte, galten nunmehr ebenfalls als des Judaismus Angeklagte, und sobald jemand auf diese Weise von sieben Zeugen verklagt war, wurde er verhaftet und mußte nun seinerseits denselben Prozeß durchmachen. Immer wurde das gesamte Besitztum des Verbrechers vom Inquisitionsgericht eingezogen, sodaß dies mit der Zeit ganz ungeheuere Reichtümer anhäufte.

Sich auch nur ein annähernd adäquates Bild zu machen von den Greueln und Scheußlichkeiten der Inquisition sowie von der Macht derselben und ihrem Einfluß auf das Leben und den Charakter der Menschen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Wie man heutzutage angesichts einer solchen sieben lange Jahrhunderte wütenden Institution von einer Veredelung der Menschheit durch das Christentum sprechen kann, gehört zu jenen unerklärlichen Erscheinungen, an denen die Welt so reich ist.

Eine Frage, die sich naturgemäß aufdrängt bei der Betrachtung jener unseligen Zeiten, ist die nach dem Charakter aller jener Machthaber, in deren Händen die Inquisitionsgerichte ruhten, sowie derer, die ihre Hülfe zur Ausführung der Befehle und des Geschäftsganges darboten. Wir erwähnten bereits, daß Leute aus allen Schichten der Gesellschaft von den Königen und Fürsten bis herab zum einfachen Bürger es für eine hohe Ehre hielten, der Inquisition ihre Dienste zu weihen.

Waren alle diese Menschen aus Roheit und Blutdurst zusammengesetzt? War die Menschheit so entartet, daß man es für eine Ehre hielt, zu den grausamsten Qualen, zu den scheußlichsten Torturen seiner Mitmenschen beitragen zu dürfen? Das ist eine psychologische Unmöglichkeit. So grundverschieden können die Menschen damals nicht gewesen sein von allen übrigen Zeiten der Geschichte.

Schlechte und gewissenlose Menschen hat es zu allen Zeiten gegeben, und daß ein Teil der Inquisitionsbeamten ihre Stellung dazu benutzten, ihre persönlichen Interessen zu fördern und sich zu bereichern, das steht wohl außer aller Frage. Auch mag wohl ein gewisses Lustgefühl an den Leiden der Mitmenschen nicht selten vorhanden gewesen sein. Hierauf beruhen zweifellos die schweren Anklagen, die vielfach gegen die Inquisitoren erhoben wurden. Außer anderen Dingen wirft Michael de Montserrat in seiner Abhandlung „De caena domini“ den spanischen Inquisitoren vor, daß sie vielfach Eheweiber und Jungfrauen in das Gefängnis geworfen hätten, weil sie sich weigerten, sich zur Befriedigung ihrer verbrecherischen Leidenschaften herzugeben. Die Barbarei, solche Frauen dann obendrein noch zum Tode zu verurteilen, veranlaßt den Autor auszurufen: „Ihr seid schlechter als die gemeinsten Verbrecher! Schämt Ihr Euch nicht, alle die Eheweiber und Jungfrauen die in Eure Klauen geraten, zu verführen und zu notzüchtigen? und damit nicht zufrieden, sie darnach zum Feuertode zu verurteilen? O, Ihr nichtswürdigen Schurken, die Ihr verruchter seid als jene alten Wüstlinge, welche die fromme Susanne verklagten!“

Trotz dieser Unmenschlichkeiten, trotz der offenbaren

Gier seitens der Inquisitoren, das Besitztum möglichst vieler Leute einzuziehen, kann man doch unmöglich annehmen, daß alle diese Gewalttaten, die länger als ein halbes Jahrtausend in der gesamten christlichen Welt verübt wurden, lediglich auf Schlechtigkeit und auf Freude an den Leiden der Mitmenschen beruht haben sollen. Was letzteren Punkt anbelangt sowie hinsichtlich der unglaublichen Indifferenz, die man angesichts der scheußlichsten Torturen an den Tag legte, bei deren bloßer Beschreibung wir heute mit Grauen erfüllt werden, muß einer der stärksten psychischen Faktoren als Milderungsgrund geltend gemacht werden und zwar die Macht der Gewohnheit. Wie es eine alte Erfahrung ist, daß längere Kriege die Menschen verrohen und sie so sehr an das Blutvergiessen gewöhnen, daß ihnen schließlich das Morden und Abschlachten zur zweiten Natur wird, und selbst von Hause aus edlere Naturen beim Anblick menschlicher Leiden kalt bleiben, so hatte der gewohnte Anblick der gräßlichen Torturen geistiger und körperlicher Art jedes Mitgefühl und jede edlere Regung gewaltsam erstickt.

Zur Ehre der menschlichen Natur sei es daher ausdrücklich betont, daß es eine psychologische Unmöglichkeit ist, daß die gesamte, über die Welt verbreitete Christenheit aus psychischen Monstrositäten bestanden haben soll, die sich an den scheußlichen Martern ihrer christlichen Brüder ergötzten. Der eigentliche Grund für alle jene Schrecken kann daher nur in der Religion selber enthalten sein. Wie Christus selbst wiederholt betonte, daß die Leiden jener Menschen, die in Sodom und Gomorrha untergingen, milde gewesen seien gegen die Strafen, die allen jenen bevorstünden, die nicht an ihn glaubten, so wurde es der Menschheit täglich gepredigt, daß es ein gottgefälliges Werk sei, die Ketzer auszurotten. Es war eine allgemein verbreitete Ansicht, daß körperliche Torturen das einzige Mittel seien, die Seele vor dem Fegefeuer zu retten. Einen Ketzer bei der heiligen Inquisition zu denunzieren, galt dem Volke tatsächlich für die höchste Pflicht. Die Unterlassung derselben bildete ein doppeltes Verbrechen, nämlich sowohl gegen die eigene Seligkeit, als auch gegen die des Ketzers. Wie fest und tief gewurzelt mußten solche religiösen Ueber-

zeugungen gewesen sein, wenn Eltern ihre eigenen Kinder und Kinder ihre Eltern der Inquisition überantworteten! Was für ein Fluch ist eine Religion für die Menschheit, die solche Prinzipien lehrt.

Nicht nur die große Masse des ignoranten Pöbels war es, die in solchen perniciösen Lehren befangen war. Die Fürsten und Könige glaubten mit derselben Ueberzeugung an die Gottgefälligkeit aller dieser Unmenschlichkeiten. Der deutsche Kaiser Friedrich II., den wir oben als einen der best unterrichteten und kunstsinnigsten Männer seiner Zeit schilderten, war einer der eifrigsten Befürworter der Inquisition. Man sagt, daß der Vorwurf der Ketzerei, den man ihm machte, ihn dazu bestimmte, durch die strikte Durchführung der Inquisition in seinem Reiche seine eigene Frömmigkeit und Gottesfurcht zu beweisen.

Als ein zum Feuertode Verurteilter und von der Folter halb zu Tode gemarterter Mensch seine Hände flehend zum Könige Philipp II. von Spanien ausstreckte, rief dieser empört aus: „Lieber würde ich selber den Flammentod erleiden, als einen elenden Ketzer davor zu bewahren.“ Dieser König, dessen Geschichte man heute nicht ohne Grauen lesen kann, war schließlich nur ein guter Christ im Sinne der damaligen Zeit. Darin liegt ja gerade das Furchtbare der christlichen Religion, daß sie von jeher gerade das tatsächliche Gegenteil von dem war, das sie mit solchem Pomp auf ihr Banner schreibt, nämlich das Mitleid und die Liebe zu den Mitmenschen, die Verbrüderung der Menschheit, die vielgepriesene christliche Liebe. Jede Religion lehrt, daß man seinen Nächsten lieben solle, keine Religion aber hat durch Wort und Tat dieser Maxime von Anfang an bis auf den heutigen Tag so zuwidergehandelt wie die christliche. Wie selbst ein König nicht wagen durfte, Gefühle zu äußern, die man bei jedem anständigen Menschen voraussetzt, zeigt recht deutlich das folgende Beispiel.

Unter der Regierung Philipps III., Königs von Spanien, waren zwei Franziskaner Mönche von der Inquisition der Absicht beschuldigt, ihren Orden zu verlassen und zum Protestantismus überzutreten. Sie wurden demgemäß verhaftet, in das Inquisitionsgefängnis geschleppt und nach einer

Untersuchung, bei der sie sich nicht einmal verteidigen durften, zum Tode verurteilt. Als am Tage der Auto da Fe die Prozession der Verurteilten beim Könige vorbeipassierte, sangen die beiden Mönche Psalmen und Gebete und dankten Gott, daß er ihnen gestattet habe, für den Glauben an das Evangelium als Märtyrer zu sterben. Der König empfand Mitleid beim Anblick der beiden Jünglinge und rief aus: „Wahrlich diese beiden Männer sind sehr unglücklich, für eine Sache sterben zu müssen, von deren Wahrheit sie so fest überzeugt sind.“ Kaum waren ihm diese Worte entschlüpft, als ein Familiär zum Großinquisitor eilte, um ihm dieselben zu hinterbringen. Dieser schickte sofort einen Abgesandten zum König, um ihm mitzuteilen, daß seine Worte großes Aergernis bei dem heiligen Gericht erregt hätten, und daß es notwendig sei, daß er sein Verbrechen durch eine exemplarische Strafe büße. Da der König dieser Aufforderung keine genügende Aufmerksamkeit schenkte, begab sich der Großinquisitor selber zu ihm und befahl ihm auf die roheste Weise, sich sofort einer Strafe zu unterziehen. Es wurde darauf beschlossen, ihm ein Gefäß voll Blut abzuzapfen und dies vom gemeinen Henker öffentlich verbrennen zu lassen, was dann auch sofort geschah.[1])

Wenn die leiseste Regung menschlichen Mitgefühls bei einem Könige in dieser Weise bestraft wurde, was mußte das gewöhnliche Volk erdulden, wenn es beim Anblick der teuflischsten Qualen ihrer Freunde und Angehörigen ein Wort des Mitleids laut werden ließ!

Durch Tausende von Beispielen sowohl aus der Geschichte als auch aus den gerichtlichen Akten der Inquisition könnten wir beweisen, daß der Begriff eines „guten Christen“ mit den gewöhnlichen Gefühlen der Menschlichkeit und des Mitleids unvereinbar war, daß vielmehr ein wahrhaft „guter Christ“ ein Monstrum von Hartherzigkeit und Gefühllosigkeit sein mußte.

Eines jener historischen Monumente christlicher Barbarei bildet das Schicksal des unglücklichen spanischen

---

[1]) Memoirs of the count de Bouffy, citiert in „History of the Popes“, Collen 1714 p. 335.

Prinzen, Don Carlos, sowie die damit in Verbindung stehenden Tatsachen. Wenige Vorgänge in der Geschichte sind von der Nachwelt so entstellt worden wie jene Epoche vom Tode Karls V. bis zur Verurteilung des unglücklichen Prinzen.

Ueber die letzten Lebensjahre Karls V. sowie über die Motive, die ihn veranlaßten, sich von der Regierung zurückzuziehen und sein Leben in der Zurückgezogenheit eines Klosters zu beschließen, sind die mannigfachsten Theorieen aufgestellt worden. Tatsache ist, daß der Kaiser an einer schweren Melancholie erkrankt war, die bereits gegen Ende seiner Regierungszeit eine Form annahm, die ihn neun Monate lang daran verhinderte, einen Brief oder einen Befehl zu unterschreiben. Es handelte sich bei ihm um eine jener Formen von Melancholie, die auf Stoffwechselkrankheiten beruhen, — in seinem Falle Gicht, — und mehr oder weniger schwere Gefäßveränderungen des Gehirns zur direkten Ursache haben. Sein Zustand war daher unheilbar, und der Rücktritt von der Regierung eine Notwendigkeit. Zu den charakteristischsten Symptomen dieser Erkrankung gehören Selbstanschuldigungsideen, sehr häufig religiöser Art, die sich eventuell bis zu einem direkten Wahne steigern können. Dementsprechend wurde der Kaiser von dem Gedanken gepeinigt, die von ihm besiegten protestantischen Fürsten, insbesondere den Herzog Johann Friedrich, Kurfürsten von Sachsen, und den Landgrafen Philipp von Hessen ungerecht und grausam behandelt zu haben. Jene Männer erschienen ihm als Helden und Märtyrer, und es ist wohl möglich, daß er sich infolge dieser Ideen auch zu ihrem Glauben, dem Protestantismus, hingezogen fühlte. Dieser Verdacht wurde dadurch noch erhöht, daß er zu seinen geistlichen Beratern drei Männer erwählte, die selber der Ketzerei verdächtig waren, nämlich Doctor Caculla, den er zu seinem Prediger ernannte, den Erzbischof von Toledo und vor allem den Bischof von Dresse, Constantius Pontius, seinen Beichtvater.

Nach seinem Tode fand man in der Zelle des Klosters zu St. Justus, in der er starb, eine Anzahl von Schriftstücken in seiner Handschrift, die von Vergebung der Sünden und

Gnade für irdische Vergehen handelten. Während die Beschäftigung mit solchen Dingen durchaus charakteristisch ist für den melancholischen Geisteszustand, in dem er sich befand, wurden ihm diese Schriften, die mehrfach an protestantische Lehren erinnerten, als Ketzerei ausgelegt. Nichts aber schien diese Anschuldigung so zu rechtfertigen wie sein Testament. Er hinterließ nur sehr wenig fromme Legate oder Stiftungen für Messen, und überhaupt schien das Testament so sehr abzuweichen von der Art, wie man es von einem frommen Katholiken erwarten würde, daß die Inquisition eine direkte Beleidigung darin erblickte.

Als man den Eifer gewahrte, mit dem sein Sohn Philipp II. den Katholizismus unterstützte und alle diejenigen zum Tode verurteilte, die der neuen Lehre huldigten, trugen die Inquisitoren kein Bedenken, die drei geistlichen Berater des dahingeschiedenen Kaisers, nämlich den Erzbischof von Toledo, Caculla, des Kaisers Kaplan und Constantin Pontius, seinen Beichtvater, ins Gefängnis zu werfen und sowohl diese drei Männer wie auch das Testament des Kaisers zu den Flammen zu verurteilen. Diese unerhörte Tat, das Andenken des großen Kaisers so zu beschimpfen und seine Getreuen speziell seinen Beichtvater zum Tode zu verurteilen, rief eine sittliche Empörung in ganz Europa hervor, und König Philipp hielt es daher für ratsam, es nicht zum äußersten kommen zu lassen, indem er die Hinrichtung jener drei Männer verhütete. Er ging jedoch äußerst vorsichtig dabei zu Werke, um die Inquisitoren nicht zu verletzen oder ihre Würde und Autorität irgendwie in Frage zu stellen.

Anders jedoch handelte Don Carlos, der einzige Sohn des Königs. Der junge Prinz war von ebenso großer Bewunderung für seinen Großvater erfüllt als er Haß empfand gegen einen Vater, der ihn auf das grausamste mißhandelte und allen väterlichen Härten dadurch die Krone aufsetzte, daß er die dem Prinzen versprochene, und von ihm zärtlich geliebte Braut, die Tochter König Heinrichs II. von Frankreich, selber heiratete. In seiner jugendlichen Offenherzigkeit griff er die Inquisition auf das heftigste an, bezeichnete ihr Vorgehen gegen das Andenken und die Vertrauten seines Großvaters als die größte Unverschämtheit und erklärte

offen, daß, sobald er an die Regierung käme, er die Inquisition gänzlich abschaffen würde.

Eine solche Sprache konnten die Inquisitoren niemals verzeihen. Ihr Verlangen nach Rache war so groß, daß sie offen den Tod des Prinzen forderten. Nichtsdestoweniger wurde die Sache vor der Hand zum Schweigen gebracht. Caculla wurde lebendig verbrannt. Constantin Pontius starb im Gefängnis und man mußte sich damit begnügen, sein Bildnis zu verbrennen. Der Erzbischof von Toledo appellierte nach Rom und wurde nach Aufopferung ungeheuerer Geldsummen und der Dazwischenkunft höchster Persönlichkeiten vor dem Feuertode bewahrt.

Trotz aller dieser Zugeständnisse war das Rachegefühl der Inquisitoren gegen den Prinzen nicht im geringsten gelindert. Wie in allen Dingen das officielle Christentum das Gegenteil von seinen angeblichen Maximen darstellt, so auch hinsichtlich des Vergebens. Eine der Hauptgrundsätze der heiligen Inquisition war, niemals zu vergeben. Und so wartete man nur auf eine neue Gelegenheit, um den Prinzen in seine Klauen zu bekommen. Diese fand sich bald in dem Aufstande der schwer bedrängten Niederlande.

Bereits vorher war der Prinz sowie des Königs Bruder Johann und sein Neffe, der Fürst von Parma, auf Drängen der Inquisition verbannt worden; letztere weil sie gleichfalls ihre Unzufriedenheit mit der Inquisition geäußert hatten. Als nun die Niederlande zu direktem Aufstande getrieben wurden, da erblickte wohl der junge, freiheitsliebende Prinz in dem Geschick der Unterdrückten ein dem seinen verwandtes Los, und es ist nicht unmöglich, daß er Sympathieen für die Unterdrückten laut werden ließ. Sagte man doch von dem offenen und wahrheitsliebenden Prinzen, er trage „das Herz auf den Lippen.“ Er hielt sich für die geeignete Person, den Aufstand zu beschwichtigen, und stellte daher das dringende Gesuch, mit der Mission betraut zu werden. Als diese ihm aber vorenthalten und dem verhaßten Herzog Alba übertragen wurde, soll er so sehr außer sich geraten sein, daß er den Dolch gegen den Herzog gezückt habe.

Die Inquisitoren erblickten in diesem Vorgange die ersehnte Gelegenheit zur Rache. Da die Niederländer Ketzer

waren, so wurde dem Prinzen seine Sympathie für das unterdrückte Volk als schweres Verbrechen gegen die Religion ausgelegt, und er wurde offen der Ketzerei beschuldigt. Zum Aeußersten gedrängt, machte er einen Fluchtversuch, der jedoch vereitelt wurde. Don Carlos wurde verhaftet und ins Gefängnis geworfen, wo er unter den unsäglichsten Qualen sein Leben beschloß.

Ueber seinen Tod gehen die Meinungen der Geschichtsschreiber auseinander. Manche sagen, daß der unnatürliche Vater seinen Sohn selber zum Tode verurteilen ließ. Anderen Berichten zufolge wurde er zum Selbstmord getrieben. In neuerer Zeit behauptet man, daß er nicht durch die Inquisition verurteilt sei, sondern durch eine Kommission von drei Mitgliedern, worunter sich seine beiden bittersten Gegner, der Fürst von Eboli und der Kardinal von Espinosa, befanden. Mehrfach versuchte man zu behaupten, daß Don Carlos geisteskrank gewesen sei, was jedoch allen Tatsachen absolut widerspricht.

Was die Einzelheiten beim Tode des Prinzen waren, bleibt sich für uns vollkommen gleich. Die ungeheuerliche Tatsache bleibt bestehen, daß hier ein König das Andenken seines Vaters in den Staub zog und dessen getreueste Freunde zum Feuertode verurteilen ließ, und daß er seinen einzigen Sohn auf das unmenschlichste mißhandelte, ihn schließlich einkerkern ließ und ihn auf die eine oder andere Weise in den Tod stürzte; daß aber, — und darin liegt das Ungeheuerliche — dieser König als Muster eines guten Christen hingestellt wurde, und daß man seine verachtungswerten Taten für gottgefällige Werke erklärte. Der Papst bestärkte ihn in seinen Unmenschlichkeiten, indem er an ihn schrieb: „Das Wohl der Christenheit mache eine möglichst lange Regierung Philipps und einen Nachfolger wünschenswert, der in seine Fußtapfen trete“.

Die unmenschlichen Grausamkeiten des Herzogs von Alba sind zu bekannt, um hier eingehend geschildert zu werden. Auch ist es nicht die einfache Tatsache, daß dieses Ungeheuer förmlich im Blute seiner Mitmenschen watete, daß er in den Niederlanden tagtäglich Menschen hängen, köpfen, vierteilen und verbrennen ließ, die für uns von Be-

deutung ist. Was uns viel mehr interessiert als all dies Morden, als all dies Abschlachten seiner Mitmenschen ist der Umstand, daß das Oberhaupt der Christenheit, der Papst Pius V., ihm einen geweihten Hut und Degen verlieh als „Verteidiger der römischen Kirche“, nachdem er während seiner sechsjährigen Statthalterschaft 18000 „Ketzer“ hatte ermorden lassen.

Obwohl die Inquisition in England die geringsten Erfolge aufzuweisen hatte, so waren immerhin religiöse Massenmorde dort gleichfalls an der Tagesordnung. Am schauerlichsten ist die Tatsache, daß dort sogar ein Weib vom Christentum zu fanatischer Blutgier getrieben wurde und somit den fundamentalsten Naturgesetzen Hohn sprach. Entsetzlich wüteten die Flammen des Scheiterhaufens während der glücklicherweise nur vier Jahre währenden Regierung der „bloody Mary.“

Mit der denkbar größten Grausamkeit wurden sämtliche Priester und Laien verfolgt, die dem Glauben anhingen, der von Marys eigenem Vater, Heinrich VIII., eingesetzt war. Gardiner und Bonner wateten förmlich im Blute. Letzterer schlug die Gefangenen mit eigenen Händen, bis ihm dieselben vor Ermüdung versagten. Einem Manne, der sich weigerte, seine Religion abzuschwören, riß er mit eigenen Händen den Bart aus und verbrannte seine Hände mit einer Kerze. Alle die Männer, die unter Heinrich VIII. an der Spitze der Kirche gestanden hatten, wie Rogers, Hooper, Sanders, Taylor, Ridley, Latimer u. s. w. wurden lebendig verbrannt. In Guernsey wurde eine Frau, die sich am Ende der Schwangerschaft befand, auf den Scheiterhaufen geworfen. Als sie sich hier vor Schmerzen krümmte, platzte ihr Abdomen, und sie gebar inmitten der Flammen ein lebendes Kind. Einer der Wächter ergriff dasselbe, um es zu retten; aber ein Geistlicher warf es zurück mit den Worten, es solle keinerlei Ketzerbrut am Leben erhalten werden. — Mehr als zweihundert Menschen wurden während der kurzen Regierungszeit Marys als Ketzer lebendig verbrannt.

Was für Verheerungen der religiöse Aberglaube anzurichten imstande ist, und wie sich das Christentum in keiner Weise von dem heidnischen Aberglauben unterschied, be-

weisen die entsetzlichen über die gesamte christliche Welt verbreiteten Hexenprozesse. Schon der bloße Gedanke an Hexen und Teufel zeugt von einer entsetzlichen geistigen Verirrung. Nichtsdestoweniger bildete dieser Glauben von jeher einen wesentlichen Bestandteil des Christentums, und es wurde derselbe auch von der Reformation nicht nur nicht abgeschafft, sondern im Gegenteil erst recht bestärkt.

Die eigentliche Epoche der Hexenprozesse, die sämtliche christlichen Länder wie ganz Deutschland, Italien, Spanien, Frankreich und England in eine einzige große Folterkammer und einen Scheiterhaufen verwandelte, begann im Jahre 1484 mit der bekannten Bulle Papst Innocenz VIII., in der es unter anderem heißt: „Wir haben neulich nicht ohne große Betrübnis erfahren, daß es in einigen Teilen Oberdeutschlands und in den mainzischen, kölnischen, trierischen, salzburgischen, bremischen Provinzen und Sprengeln, in Städten und Dörfern viele Personen von beiden Geschlechtern gebe, welche, ihres eigenen Heils uneingedenk, vom wahren Glauben abgefallen, mit dämonischen Inkuben und Subkuben sich fleischlich vermischen, durch zauberische Mittel mit Hülfe des Teufels die Geburten der Weiber, die Jungen der Tiere, die Früchte der Erde, die Trauben der Weinberge, das Obst der Bäume, ja Menschen, Haus- und andere Tiere, Weinberge, Baumgärten, Wiesen, Weiden, Körner, Getreide und andere Erzeugnisse der Erde zugrunde richten, ersticken und vernichten, welche Männer, Weiber und Tiere mit heftigen inneren und äußeren Schmerzen quälen und die Männer am Zeugen und die Weiber am Gebären zu verhindern vermögen“.

Daraufhin befahl der Papst den beiden Inquisitoren für Nord- und Süddeutschland, die Hexen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln auszuspähen, zu bestrafen und auszurotten. Den Bischöfen befahl er, den Inquisitoren jeden erforderlichen Beistand zu gewähren und ihnen bei der Ausführung ihres Auftrags behilflich zu sein. Nunmehr begannen zuerst in Deutschland, allmählich aber auch in allen übrigen Ländern die furchtbaren Hexenverfolgungen, infolge deren Tausende von Menschen lebendig verbrannt wurden. Von einem Ende Deutschlands bis zum anderen sah man nichts als

jammernde Familien und Ueberreste verbrannter menschlicher Gebeine.

Von dem Inquisitor Jacob Sprenger wurde der Hexenglaube in ein regelrechtes System gebracht, und sein im Jahre 1489 veröffentlichter „Hexenhammer“ (Malleus maleficarum) wurde zum Gesetzbuch in Hexensachen und regelte das diesbezügliche Gerichtsverfahren. Er besteht aus drei Teilen: Im ersten wird die Hexerei im allgemeinen beschrieben; der zweite beschreibt verschiedene Arten der Hexerei sowie ihre Wirkungen; der dritte Teil enthält das Gerichtsverfahren, ein förmliches Hexenprozeßrecht. „Der Richter darf auf bloßes Gerücht hin, daß es an einem Orte Hexen gäbe, ex officio anfangen zu inquirieren und Zeugen, deren zwei oder drei genügen, zusammensuchen. Sogar Exkommunicierte, Infame können als Zeugen auftreten; ja Ketzer wider Ketzer, Hexen gegen Hexen, die Frau gegen den Mann, Kinder gegen die Eltern, Geschwister gegen Geschwister zeugen. Selbst Hauptfeinde des Angeklagten sind als Zeugen zuzulassen“. Um die Hexen zum Geständnis zu bringen, diente die Tortur. Jacob Sprenger allein ließ zu Konstanz und Ravensburg in Schwaben in kurzer Zeit 48 Weiber verbrennen, und bald wurde durch die päpstlichen Bullen von Alexander VI., Julius II., Leo X. und Hadrian VI. der „Hexenhammer“ auch für die übrigen europäischen Länder als Grundlage des kanonischen Rechts anerkannt. Ganze Gegenden wurden durch Morden und Brennen entvölkert; wie ein drückender Alp lag das Gespenst der Hexenfurcht auf dem Volke. Ueberall hatten die geistlichen Gerichte ihre Späher. War ein altes Weib so unglücklich, rote Augen zu besitzen, so war sie sicher verloren.

Eine besondere Rolle spielten bei den richterlichen Untersuchungen der sogenannte „Hexensabbat“ oder auch „Hexenabendmahl“, das folgendermaßen geschildert ist. Zu gewissen Zeiten, namentlich in der Nacht des ersten Mai, der Walpurgisnacht, wo in der heidnischen Zeit ein Frühlingsfest gefeiert wurde, hielt der Teufel große Hoftage. Die Hexen verließen ihre Wohnungen auf Besen, Gabeln, Stöcken, Böcken oder Hunden und eilten im schnellsten Fluge dem Orte zu, wo der Teufel in Gestalt eines Bockes

oder Menschen auf seinem Throne saß, die neuen Hexen feierlich aufnahm und einweihte, dann sich förmlich huldigen ließ, indem die Hexen nach einem Ringeltanz um seinen Thron einzeln nahten, um seinen Hintern zu küssen. Dann wurde eine aus mitgebrachten Würsten, Schinken etc. der reicheren Hexen hergerichtete Mahlzeit gehalten, und zuletzt endete das ganze damit, daß jede Hexe sich im Stillen mit ihrem Buhlteufel vergnügte.

Eine hiermit in enger Verbindung stehende Erscheinung war die Anthropophagie, der zufolge der Teufel sowie diejenigen, die ihn anbeteten, sich von Menschenfleisch ernähren sollten. Die dem Teufel Ergebenen sollten ihre eigenen Kinder essen. Tausende von Menschen wurden dieses Verdachtes wegen hingerichtet. Die der Hexerei Angeklagten wurden, falls sie geständig waren, verbrannt. Anderenfalls wurden sie auf die Folter gespannt, bis sie sich als Hexen bekannten. Es war aber nicht einmal immer ein Geständnis erforderlich, um die Angeklagten dem Flammentode zu überliefern. Hatten die Betreffenden am Körper irgend ein Muttermal, so war dies ein „genügendes Hexenzeichen“, womit der Teufel sie als die Seinigen markiert hatte. Da nach dem „Hexenhammer“ die Feuerprobe nichts fruchtete, weil das Feuer ein dem Teufel freundliches Element sei, so wendete man die Wasserprobe, das „Hexenbad“ an, das folgendermaßen geschah: Die Inkulpatin wurde nackt ausgezogen, kreuzweise gebunden, sodaß die rechte Hand an die große Zehe des linken Fußes und die linke Hand an die Zehe des rechten Fußes kam, und mit einem langen Strick um den Leib aufs Wasser gelegt. Sank sie unter, so war sie unschuldig, schwamm sie aber oben, so war sie überführt.

Wie so viele Phänomene religiösen Aberglaubens so finden auch diese famosen Hexenprozesse ihre wissenschaftliche Erklärung in geistigen Erkrankungen. Das charakteristische Symptom einer der häufigsten Formen des Wahnsinns, der Melancholie, bildet der sogenannte Selbstanschuldigungswahn. Die betreffenden Kranken, die sich in einem tiefen Depressionszustand befinden, versuchen unbewußt, ihre melancholische Verstimmung dadurch zu er-

klären, daß sie sich irgend eines Verbrechens anklagen. In den milderen Fällen sagen die Kranken einfach: „Ich bin schlecht; ich habe meine Pflichten vernachlässigt; ich verdiene bestraft zu werden“. In den schwersten Formen jedoch nimmt diese Selbstanschuldigung mehr den Charakter einer wirklichen Wahnidee an. Es handelt sich dann nicht um ein blosses Gefühl der Schlechtigkeit, sondern der Kranke glaubt, ein wirkliches Verbrechen verübt zu haben, das er mit allen Einzelheiten schildert, obwohl nicht die geringste Basis dafür vorhanden ist. Der Inhalt solcher Wahnidee richtet sich nach dem Milieu, in dem der Betreffende sich befindet. Heutzutage pflegen sich melancholische Frauen der ehelichen Untreue anzuklagen; Geschäftsmänner behaupten, Wechsel gefälscht oder Geld unterschlagen zu haben, ohne daß auch nur die geringste Veranlassung zu all diesen Wahnideen gegeben wäre. Religiös angelegte Personen klagen sich im Zustande der Melancholie auch heute noch häufig religiöser Verbrechen an. Ja, man begegnet selbst heute noch zuweilen in Irrenanstalten Weibern, die behaupten, Hexen zu sein und mit dem Teufel in Verbindung zu stehen.

Zu jener Zeit des Mittelalters, wo man dank dem jeden geistigen Fortschritt hemmenden Christentum die Existenz von Geisteskrankheiten vollkommen außer acht ließ, wo die gesamte Bevölkerung in finsterem Aberglauben befangen war, da nahmen natürlich die Wahnideen der Selbstanschuldigung durchweg einen religiösen Charakter an, und Tausende von unschuldigen Weibern verklagten sich selber als Hexen.

Eine Hebamme, die in Daun bei Basel lebendig verbrannt wurde, klagte sich an, mehr als vierzig Kinder getötet zu haben. Sie fügte sogar noch hinzu, daß sie dann in der Nacht die Leichname ausscharrte und davon aß, nachdem sie das Fleisch in einem Ofen gebraten hatte. Selbstredend handelte es sich hier um eine geisteskranke Person mit einem melancholischen Selbstanschuldigungswahn.

Eine andere Frau, die in Bern hingerichtet wurde, gestand: „Wir lauern besonders auf die noch nicht getauften Kinder, aber auch auf die getauften, besonders wenn sie nicht vom Zeichen des Kreuzes behütet sind, und töten sie,

wenn sie in ihrer Wiege oder an der Seite ihrer Eltern liegen, durch unsere Worte und Ceremonieen, sodaß man glaubt, sie seien erstickt oder von selbst gestorben“.

Tausende von unglücklichen Weibern wurden auf diese Weise gefoltert und verbrannt. Allein im Kurfürstentum Trier sollen innerhalb weniger Jahre 6500 Menschen als Bezauberte und Behexte hingerichtet worden sein.

Furchtbarer als die Melancholie war in vieler Hinsicht die Paranoia für die armen, dem Scheiterhaufen preisgegebenen Opfer. Denn hier war es nicht das Individuum selber, auf das sich der Wahn bezog, und das demzufolge als Hexe verbrannt wurde, sondern ganz fremde Personen konnten ahnungslos einem fremden Wahne zum Opfer fallen. Bei den vielen an paranoischem Verfolgungswahn leidenden Individuen ist der Inhalt des Wahns ebenfalls abhängig von dem Milieu der Betreffenden. Heute glauben die Paranoiker, durch Elektricität neuerdings namentlich durch drahtlose Apparate oder durch Hypnotismus, Telepathie oder dergleichen von ihren Feinden verfolgt zu werden. In jener Zeit waren es Teufel und Hexen, die ihnen nachstellten und ihr schändliches Spiel mit ihnen trieben. Tausende ganz unschuldiger Personen wurden daher von solchen Paranoikern angeklagt, entweder selber Hexen zu sein oder mit dem Teufel im Einverständnis zu stehen; und da es nur zweier Zeugen bedurfte, um als Hexe oder Teufel verurteilt zu werden, so kann man sich leicht einen Begriff davon machen, was das für unsägliche Zustände gewesen sein müssen. Kein Mensch konnte sich dagegen versichern, nicht plötzlich der Hexerei angeklagt und dann in christlicher Liebe verbrannt zu werden.

Tausende von Büchern könnte man füllen mit den grauenvollsten Beispielen menschlicher Teufelei und Brutalität. Millionen von unschuldigen Männern und Frauen wurden während dieses unseligen Mittelalters auf das scheußlichste zu Tode gefoltert und lebendig verbrannt. Und alles dies „zur Ehre des Herrn Jesu Christi“; alle diese Bestialitäten im Namen einer Religion, von der man noch heute behauptet, sie habe die Menschheit veredelt, und ihr verdanke man unsere heutige Civilisation!

Wenn dies die vielgerühmte christliche Liebe war, die sich die christlichen Brüder untereinander zuteil werden ließen, wie mußte das Verhalten denen gegenüber sein, die sich überhaupt nicht zum Christentum bekannten! Alle Menschen, die nicht an die Göttlichkeit jenes geisteskranken Juden glaubten, wurden überhaupt nicht als menschliche Wesen betrachtet. Die „Heiden“ waren in Europa mit dem Schwerte ausgerottet worden. Juden entweder einzeln oder zu Scharen umzubringen, galt für ein edles gottgefälliges Werk. Die Bekämpfung der „Ungläubigen“, der Mohamedaner, betrachtete man als höchste und hehrste Rittertugend.

Was den letzteren Punkt anbelangt, so müssen wir hier eine sich über mehrere Jahrhunderte erstreckende Erscheinung erwähnen, die, wie der große englische Geschichtsschreiber Hume mit Recht sagt, das bezeichnendste und unvergänglichste Denkmal menschlicher Tollheit für alle Zeiten der Geschichte darstellt, (the most signal and most durable monument of human folly) — die Kreuzzüge.

Ja wahrlich, ein Denkmal menschlicher Tollheit! Kann man sich einen größeren Wahnsinn vorstellen, als einen Heereszug nach dem anderen auszustatten, um das Grab eines vor tausend Jahren gestorbenen jüdischen Tischlergesellen zu erobern? Und noch dazu eine leere Grabeshöhle, da ja der „Heiland“ angeblich auferstanden und gen Himmel gefahren ist! Der über alle europäischen Völker verbreitete Enthusiasmus, mit dem man Weib und Kind verließ und das Leben zu opfern bereit war, um die „Heilige Stätte“ zu erobern, wo der Heiland einst weilte, hat etwas hoch Tragisches. Wie tief und fest gewurzelt muß der religiöse Aberglaube in der ganzen Menschheit gewesen sein von den Fürsten und Königen bis herab zum Bettler! „Jedermann sah Zeichen am Himmel, die, wie man meinte, Gottes Willen unwidersprechlich darlegten. Ein feuriger Weg, heißt es, ging durch die dunkle Bläue nach Morgen hin, und bald darauf erschien der halbe Himmel blutrot. Ein Priester wollte am Himmel ein Schwert, ein anderer ein ganzes Heer, ein dritter zwei feurige Ritter fechtend und den mit dem Kreuze geschmückten Heiland siegend gesehen haben. Ja es ging die Sage, Karl der Große sei von den Toten auf-

erstanden und werde die heiligen Streiter selbst anführen". Aus allen Ländern Europas, aus allen Schichten der Bevölkerung strömten die Scharen zu den Fahnen des heiligen Heeres. „Gott will es!" So ertönte es von einem Ende Europas bis zum anderen. Man berechnet die Gesamtzahl der Kreuzfahrer auf sieben Millionen. Allen denen, die sich an den Kreuzzügen beteiligten, war völliger Ablaß ihrer Sünden verheißen. Niemand, der nach dem heiligen Lande zog, sollte gezwungen werden, seine Schulden zu bezahlen.

So zog denn ein Heer nach dem anderen in ein fremdes Land, um ein fremdes Volk zu bekriegen und womöglich auszurotten, obwohl ihnen diese Menschen nichts zuleide getan hatten. Aber sie waren „Ungläubige". Sie glaubten nicht an „Gottes Sohn", den Herrn Jesus Christus, und daher war es ein gottgefälliges Werk, sie wie räudige Hunde abzuschlachten. Es bildete sich sogar ein dauernder Ritterorden, dessen „Ritterlichkeit" darin bestand, möglichst viele „Ungläubige" zu ermorden. Acht Kreuzzüge wurden zur Eroberung des heiligen Landes unternommen.

Wie viele Millionen Menschen dabei zugrunde gingen, wie viele Weiber und Kinder ermordet wurden, wer könnte es heute sagen? Als es den Kreuzfahrern endlich nach unsäglich vielen Menschenopfern gelungen war, Jerusalem zu erobern, da schlachteten sie in echt christlicher Liebe sämtliche Bewohner der Stadt ab, Mohamedaner und Juden, ohne selbst Weiber und Kinder zu verschonen, um dann auf den Leichen unschuldiger Menschen ihre christlichen Banner aufzupflanzen und christliche Lobgesänge ertönen zu lassen. Als bald darauf der „ungläubige" Saladin Jerusalem zurückeroberte, da verschmähte er es sogar, Rache für die Greueltaten der Christen zu nehmen, und ließ die Gefangenen ungehindert frei abziehen. Auf einer wieviel höheren Kulturstufe stand dieser „Ungläubige" als jene „frommen", „gläubigen" Christen!

„Ein unvergängliches Denkmal menschlicher Tollheit"! Ja, allerdings! Worte sind nicht imstande, diese Tollheit zu beschreiben und eine Vorstellung zu geben von dem Sumpf und der Gemeinheit, in die das Christentum die Menschheit gestürzt hatte. Widerlicher aber als diese Dinge

selber ist die erbärmliche, verächtliche Art und Weise, mit der gewisse moderne Geschichtsschreiber diese „Tollheit“ nicht nur zu entschuldigen sondern zu verherrlichen suchen. „Wahre innige Liebe zu dem Erlöser“, so heißt es, „mußte in den Herzen das Verlangen entzünden, die heilige Erde zu betreten, auf der sein Fuß einst gewandelt, und brünstige Verehrung in heißen Tränen auf dem Grabeshügel auszuschütten, auf dem er einst sein Blut für die Menschheit vergossen hatte.“

Viele Geschichtsschreiber preisen die Kreuzzüge als einen Segen für Europa, weil durch sie die europäischen Völker die Grundlage zu ihrer späteren Kultur, nämlich Bildung, Kunst und Wissenschaft erhielten. „Die höhere Bildung“, so heißt es, „die der Ritter aus dem Orient zurückbrachte, erzeugte im Schoße des adeligen Lebens bei allen Völkern West-Europas eine Poesie des innigen Gefühls und der starken Empfindung, wie sie die Welt bis dahin noch nicht gekannt hatte“. Ein anderer Schriftsteller sagt: „Diesen wilden Unternehmungen, die eine Folge des Aberglaubens oder des Wahnsinns waren, verdanken wir die ersten Strahlen des Lichts, die dazu angetan waren, die Barbarei und die Unwissenheit zu vernichten“.

Daß die aus dem Orient heimkehrenden Ritter Kultur und Bildung mitbrachten, ist vollkommen richtig. Aber was beweist das? Doch nur, daß die „Ungläubigen“ auf einer viel höheren Kulturstufe standen als die durch elenden Aberglauben in Fesseln gehaltenen Christen, daß also das Christentum nichts weniger als „veredelnd“ auf die Menschheit wirkte, daß vielmehr die Nichtchristen in jeder Hinsicht die „Edleren“ waren. In diesem Punkte stimmen wir also vollkommen überein. Daß man aber damit die wahnsinnigen Kreuzzüge rechtfertigt und entschuldigt, ist geradezu empörend. Das ist ungefähr dasselbe, als wollte man eine Einbrecherbande, die eine Anzahl vornehmer Häuser beraubt und sämtliche Insassen auf das grausamste abgeschlachtet hatte, damit rechtfertigen, daß sie mittels der gestohlenen Bücher und Kunstwerke ihre eigene Erziehung gefördert habe. Pfui! Was für eine erbärmliche Moral ist

es, die man den Kindern in der Schule mit solchen Winkelzügen lehrt!

Viel gehörte ja allerdings nicht dazu, die Bildung und Kultur der christlichen Völker zu heben, denn dieselben befanden sich auf der denkbar niedrigsten Stufe geistiger Entwicklung. Der religiöse Aberglaube und die eiserne Strenge des Christentums hatten jegliche Entfaltung geistiger Kräfte zur Unmöglichkeit gemacht. So groß war der Aberglaube, daß die ganze christliche Welt fest daran glaubte, daß im Jahre 1000 Christus wiederkehren, und damit die irdische Welt ihren Abschluß finden würde. Nicht nur die niederen Klassen teilten diesen Aberglauben, sondern alle, der Adel, die Priester, die regierenden Fürsten waren sämtlich auf den Untergang der Welt vorbereitet. Eine Masse legaler Dokumente begannen mit den Worten „Da die Welt sich ihrem Ende nähert....“ In den meisten Gegenden unterließen es die Bauern, im Frühjahre des Jahres 1000 das Land zu bestellen; so fest war man von dem Untergange der Welt überzeugt. Die Folge hiervon war eine allgemeine Hungersnot.

Das Volk wurde absichtlich in größter Unwissenheit gehalten. Lesen und Schreiben war eine Kunst, die selbst in den höheren Ständen zu den Seltenheiten gehörte. Der Adel blickte mit Verachtung auf geistige Bildung herab. Physische Kraft, Gewandtheit im Kampfe, Geschicklichkeit in der Führung der Waffen — dies waren die Eigenschaften, die ihm als höchstes Ziel des Lebens vorschwebten. Eine Wissenschaft im modernen Sinne gab es überhaupt nicht. Die sogenannte Wissenschaft beschäftigte sich immer nur mit religiösen Dingen. Jemand, der in der Bibel gut Bescheid wußte, der alle kanonischen Gesetze kannte, der mit der Unzahl von Heiligen vertraut war, galt als ein gelehrter Mann. Das Lesen der Bibel war den Laien gänzlich verboten, und bei den Geistlichen sah man es auch nicht gern, wenn sie sich zuviel damit beschäftigten. Naturwissenschaft gab es nicht. Wie wäre dies auch möglich gewesen? Sobald jemand eine Meinung äußerte, die mit den biblischen Ansichten im Widerspruch stand, wurde er ja gefoltert und eventuell verbrannt. Alles, das ganze Dasein

drehte sich um die Kirche. Alles stand unter dem mächtigen Druck des Christentums. Die Tausende von Heiligenbildern, mit denen unsere Kunstgalerieen angefüllt sind, die ewigen Madonnen, die unzähligen Kreuzigungen und die immer wiederkehrenden biblischen Scenen zeugen von der Sklaverei, in der sich auch die Künste befanden. Selbst die größten Genies weihten ihre Kunst diesem einen Gegenstande, als wenn es in der Welt nichts weiter gegeben hätte. Die edlen Künste und Wissenschaften der Griechen und Römer schienen auf immer begraben zu sein.

Die herrschende Moral ließ sich in die Worte zusammenfassen: Jeder, der die Ceremonieen der katholischen Kirche gewissenhaft befolgte und allen Anordnungen der Priester gehorsam war, galt als guter und frommer Christ, dessen Seele dereinst im Himmel ihren Lohn empfangen würde. Wer hingegen durch die geringste Aeußerung auch nur den Verdacht erregte, irgend etwas zu mißbilligen, was die Kirche betraf, war ein elender Ketzer, dem die Hölle und das Fegefeuer bevorstand. Vergehen und Verbrechen, die sich nicht auf die Kirche und den Klerus bezogen, waren von geringem Belang und konnten durch Geldspenden leicht gesühnt werden. Der „Ablaß“ der Sünden bildete eine enorme Einnahmequelle für die Kirche, und es gab daher keine Sünden, für die man nicht Ablaß erkaufen konnte. Nur in Vergehen gegen die Kirche kannte man keine Vergebung. Mord, Raub und Totschlag waren weit geringere Vergehen, als sich des Genußes von Schweinefleisch zu enthalten oder abfällige Bemerkungen über das Blutvergießen der Inquisition zu machen. Letztere Sünden mußte der Betreffende auf der Folter und dem Scheiterhaufen büßen, während Mord und Totschlag je nach dem Werte der Ermordeten seinen Preis in Geld hatte. Teilte man den Raub der unschuldig Ermordeten mit der Kirche, so war sogar der Mord ein gottgefälliges Werk, wofür dem Mörder ein besonders guter Platz im Himmel versprochen wurde. So unglaublich dies auch klingen mag, so ist es doch die nackte Wahrheit. Was waren denn die viel bewunderten Ritter des Mittelalters anders als Mörder und Räuber. Wieviel Tausende von unschuldigen Menschen muß-

ten auf der Landstraße verbluten, damit ihre Habe die festen Burgen der kühnen Ritter schmückte. Benutzte ein solcher Rittersmann einen Teil des gestohlenen Gutes dazu, Stiftungen für die Kirche zu machen, so galt er als ein frommer Mann und guter Christ, der seinen Lohn dereinst im Reiche des Herrn ernten würde.

Dies waren die Zustände, wie sie in allen christlichen Ländern während jenes Jahrtausends bestanden, das man als das düstere Mittelalter bezeichnet. So sahen die Menschen aus, die ein tausendjähriges Christentum „veredelt" hatte. Bodenlose Unwissenheit, finsterer Aberglaube, bestialische Grausamkeit, blinder Fanatismus, Scheinheiligkeit und Heuchelei, — das sind die Eigenschaften, die das Christentum der Menschheit zum Geschenk machte.

4. Die Vorläufer der Reformation.

Wenn man die über ganz Europa verbreitete Christenheit bis zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts als eine Einheit betrachtet unabhängig von den politischen und staatlichen Unterschieden der zu ihr gehörigen Völker, so läßt sich derselbe Entwicklungsgang beobachten, den alle Kulturvölker durchzumachen hatten, und auf den wir in den vorangegangenen Kapiteln wiederholt hingewiesen haben.

Wie alle übrigen Völker so begannen auch die Christen ihre politische Laufbahn mit einem urwüchsigen Kommunismus, mit der Lehre der Gleichheit und Brüderlichkeit, die jedoch nicht ein leeres, theoretisches Ideal blieb sondern vielmehr durch vollkommene Aufgabe des persönlichen Besitzes auf das praktische Leben übertragen wurde. Mit dem Wachsen der christlichen Gemeinde und mit der Verbreitung ihrer Lehre begann das kommunistische Princip allmählich zu verschwinden, um wie bei allen anderen Völkern dem persönlichen Besitz und dem sich daraus entwickelnden Streben nach Wohlstand und Reichtum Raum zu geben. Das Princip der Gleichheit und Brüderlichkeit verwandelte sich allmählich in das absolute Gegenteil. Die Gegensätze zwischen reich und arm wurden immer größer. Die Klassenunterschiede wurden immer prägnanter. Die Armut und das Proletariat gewann mehr und mehr an Verbreitung, während die ungeheuren Kapitalansammlungen in den Händen einzelner weniger immer mehr zunahmen. „Es ist die alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu!“ Das

Christentum ließ die Gleichheit und Brüderlichkeit nicht einmal nach dem Tode bestehen. Denn auch im Reiche Gottes gab es „Sancti“ und „Beati“ und alle möglichen Bevorzugungen. Die Priester versprachen „gute Plätze“ im Reiche Gottes, als wenn es sich um die Parterresitze eines Theaters handelte.

Die letzten Jahrhunderte des Christentums vor Beginn der Reformation bilden eine absolut analoge Erscheinung zu den letzten Jahrhunderten des römischen Kaiserreichs; nur mit dem Unterschiede, daß die Betätigungen geistiger Versumpftheit und Entartung, wie sie unter den Leitern und Oberhäuptern der Christenheit auftraten, die analogen Erscheinungen bei den Römern um das hundertfache übertrafen, und daß dadurch das einzige, was den Menschen heilig war und worum sich ihr ganzer Gedankenkreis zu drehen schien nämlich die Religion auf das schamloseste prostituiert wurde. Schon längst hatten die Päpste, „die Statthalter Christi auf Erden“, aufgehört, auch nur die äußere Form des Anstandes zu wahren. Sie entblödeten sich nicht, die allergemeinste Sittenlosigkeit zur Schau zu tragen und den Vatikan geradezu in ein Bordell zu verwandeln.

„Paul II. begann seine Regierung damit, den von allen Kardinälen vor der Wahl geschworenen Eid, der das zu erhebende Oberhaupt band, rücksichtslos zu brechen, wie denn überhaupt jene Päpste den Eidbruch immer mehr zu einer päpstlichen Prärogative erhoben, und wenn sie vor ihrer Wahl die Abstellung so vieler Mißbräuche versprachen und gewiße Verpflichtungen übernommen hatten, so behaupteten sie gleich darauf, daß alle Versprechungen, Eide und Verträge, welche auf die Beschränkung der Gewalt zielten, die Christus seinem Statthalter verliehen hatte, null und nichtig seien“.

Den folgenden Papst Sixtus IV. schildert ein Zeitgenosse, Stephan Infessura, Kanzler der Stadt Rom, als so schamlos geldgierig, daß er „keine Pfründe ohne Zahlung vergab, sie zuweilen den Meistbietenden zuschlug, selbst Kardinalswürden und Bistümer häufig verkaufte, überdies

Kornwucher trieb". Auch unnatürlicher Wollust klagte er ihn an.

„Unter seinem Nachfolger Innocenz VIII. war Rom überfüllt mit Huren, Missetätern und Mördern, und wer ein Verbrechen mit Geld erkaufen konnte, blieb straflos".

Den im Jahre 1492 zur Regierung gelangenden Papst Alexander VI. schildern die Geschichtsschreiber seiner Zeit als ein wahres Ungeheuer. Sein Ceremonieenmeister, Johann Burchard, berichtet in seiner geheimen Geschichte Dinge von ihm, die sich anständigerweise nicht nacherzählen lassen. Seine Zeitgenossen stellten ihn einem Caligula, Nero und andern Ungeheuern unter den Kaisern des alten Roms an die Seite. Seine Schamlosigkeit ging so weit, daß er die Vaterschaft von fünf Kindern ganz offen anerkannte und bei der Vermählung einer seiner Töchter, Lucretia, öffentliche Spiele im Vatikan veranstalten ließ.

Seinen Tod erlitt er durch Gift, das er im Einverständnis mit seinem Sohne mehreren zu einem Gastmahl geladenen Kardinälen reichen lassen wollte, um sich nach ihrem Tode ihrer Schätze zu bemächtigen. Durch ein Versehen verwechselte der Diener die Becher, sodaß der geplante Streich auf seinen Urheber zurückfiel.

Der Papst Julius II. zeichnete sich so sehr aus durch seine Wortbrüchigkeit und Gemeinheit, seinen Uebermut und seine Sucht, Kriege zu führen und an der Spitze eines Heeres einherzuziehen, daß Louis XII. ihm den Untergang schwor und eine Münze auf ihn prägen ließ, mit der Inschrift: „Ich werde Babylon vernichten!" Eine von den Kardinälen nach Mailand berufene Kirchenversammlung setzte ihn ab in contumacia und gab als Gründe hierfür folgende an: „Der Papst sei ein Feind des Friedens, erwecke zwischen christlichen Fürsten nichts als Zwietracht und Blutvergießen, streue unter das Volk Gottes den Samen der Uneinigkeit und jegliches Unkraut aus und zeige sich überhaupt in allen seinen greulichen, unabläßigen und offenbaren Lastern und Verbrechen durchaus unverbesserlich, verhärtet und verstockt". Trotz dieser offenen Erklärung der Synode gelang es diesem „Statthalter Christi", sich mit

Hülfe des Kaisers Maximilian I. bis zu seinem Tode auf dem päpstlichen Stuhle zu halten.

Sein Nachfolger Leo X. war zwar ein Mann von sanfter Gemütsart und ein Freund der Künste, aber seine Prachtliebe und Ueppigkeit kannten keine Grenzen. Um die erschöpfte päpstliche Schatzkammer wieder zu füllen und seinen Hang nach Sinnengenuß ungestört befriedigen zu können, erlaubte er sich jedes Mittel, das zum Zwecke führte. Die Bistümer und Kardinalswürden verschacherte er, als seien es alte Hosen. Einst ernannte er an einem einzigen Tage 31 Kardinäle und unter diesen einen Knaben von acht Jahren.

Daß unter solchem Vorbilde, wie es die Oberhäupter der Kirche der untergeordneten Geistlichkeit darboten, auch diese allmählich mehr und mehr in deren Fußtapfen trat und Zucht und Anstand gänzlich außer Acht ließ, ist ohne weiteres ersichtlich. Schamloseste Schwelgerei und Prunksucht, erbarmungsloseste Erpressungen ihrer Untertanen, Raub und Plünderungen der heiligen Stiftungen ihrer Vorfahren, — dies waren die Eigenschaften, welche die Bischöfe und Kardinäle zur Schau trugen, und zu deren Nachahmung ihr Beispiel auch die Priester geringeren Grades aufforderte.

Nicht minder verworfen und versumpft wie die Weltgeistlichen waren die allem Anstande und jeder Gesittung hohnsprechenden Ordensgeistlichen der damaligen Zeit. Die Roheit und Nichtswürdigkeit der eine förmliche Landplage bildenden Dominikaner und Franziskaner spottet jeder Beschreibung. Neben ihrer maßlosen Schwelgerei und ihren sinnlichen Begierden trugen sie eine Unwissenheit zur Schau, die man heute für ein Ding der Unmöglichkeit hält. In ihren Augen waren Männer, welche Sinn für Wissenschaft und Aufklärung verrieten, wie ein Reuchlin, Erasmus etc. fluchwürdige Ketzer, die mit Feuer und Schwert verfolgt zu werden verdienten. Ein Mönch soll einmal auf der Kanzel folgenden Unsinn geäußert haben: „Man hat nun auch eine neue Sprache erfunden, die man die Griechische nennt, vor der man sich aber wohl zu hüten hat, denn aus ihr entspringen lauter Ketzereien. Ich sehe in den Händen vieler Personen

ein in dieser Sprache geschriebenes Buch, man heißt es das neue Testament, das ist voll Dornen und Ottern. Und was die hebräische Sprache betrifft, so werden alle, die sie erlernen, sogleich zu Juden“.

Wenn schon die Geistlichkeit eine so bodenlose Unwissenheit an den Tag legte, wie groß muß die Dummheit und der Aberglaube gewesen sein, in dem das Volk befangen war. Das Volk in tiefster Unwissenheit zu erhalten, war für den Klerus von der allergrößten Wichtigkeit, denn auf des Volkes Dummheit und Aberglauben beruhte die enorme Macht der christlichen Kirche.

Nicht nur in moralischer sondern auch in politischer Hinsicht lassen sich die Verhältnisse jener Zeit mit der letzten Periode des römischen Kaiserreiches vergleichen. Wie der römische Kaiser so hielt der christliche Papst seinen üppigen Hofstaat in Rom. Beide bildeten das Oberhaupt eines mächtigen, über die Welt verbreiteten Reiches, dem Fürsten und Könige untertan waren, deren sämtliche Staaten dem Oberhaupte zu Rom Tribut zu zahlen hatten; nur mit dem Unterschiede, daß sich der Kaiser durch die Gewalt seiner Legionen den Tribut erzwang, während die Waffe des Papstes das Christentum bildete. Und was für eine Waffe dies war! Weit stärker als alle die siegreichen Legionen der römischen Cäsaren. Der auf Dummheit und Unwissenheit basierte Aberglauben des Volkes, darauf berechnet, Bürger und Soldaten zum Hochverrat aufzufordern an ihrem Landesfürsten, dem sie Treue geschworen hatten. Wer dieser Aufforderung zum Hochverrat nicht Folge leistete, wurde verflucht und mit ewiger Verdammnis im Fegefeuer bedroht. Wie die gesamte Politik des römischen Kaiserreiches auf die Unterwerfung von Völkern, auf die Erlangung von Sklaven und den Gewinn eines möglichst großen Tributs gerichtet war, so ging das ganze Streben des über die Welt verbreiteten Klerus darauf hinaus, Güter zu erwerben, die Völker auszusaugen und den Schatz der Kirche ins Unendliche zu vermehren. Alles war eine Sache, — wie der Amerikaner sagt, — von Dollars und Cents. Das Christentum bildete ein enormes Schachergeschäft, an dessen Spitze der „heilige Vater“ stand, dessen Rayonchefs die Kardinäle und

Bischöfe waren, dessen Beamte und Buchhalter der niedrigere Klerus bildete und dessen Handlungsreisende die Ablaßkrämer und Missionäre darstellten. Wer sich im geringsten dagegen sträubte, die ihm dargebotene Ware mit schwerem Gelde zu erkaufen, oder wer es wagte, auch nur die leiseste Kritik zu üben an der christlichen Ware, der wurde sofort eingesperrt, gefoltert, in lebenslänglicher Haft gehalten oder verbrannt. Ein sauberes Geschäft!

Daß sich allmählich die Welt gegen dieses Christentum empörte, daß man verschiedentlichst versuchte, sich dem entsetzlichen Drucke zu entziehen, den das Christentum auf die Menschheit ausübte, kann sicherlich niemanden verwundern. Vielmehr scheint es erstaunlich, daß sich die Menschheit so lange Zeit hindurch auf die scheußlichste Weise knechten und mißhandeln ließ. Der Grund hierfür liegt in der Tatsache, daß diejenigen, die es in der Hand gehabt hatten, das christliche Joch abzuschütteln, nämlich die weltlichen Machthaber, sich derselben Waffe, des christlichen Aberglaubens, bedienten, um ihrerseits das Volk ebenfalls auszusaugen. Die großen Herren trachteten darnach, mit der Kirche auf gutem Fuße zu stehen, um gemeinschaftlich mit ihr das Volk zu berauben. Von dem Elend und dem Jammer, den die große Masse des Volkes im Laufe jener langen Jahrhunderte durch „die christliche Liebe“ zu erdulden hatte, läßt sich mit einfachen Worten auch nicht annähernd ein Bild entwerfen. Kein Geschichtsschreiber wäre imstande, den Abgrund der Verzweiflung zu schildern, an den die Menschheit vom Christentum getrieben wurde. Nur da, wo die Interessen der großen Machthaber mit denen des Oberhauptes der Kirche kollidierten und in unversöhnlichen Gegensatz traten, kam es zu Kämpfen zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, aus denen die erstere gewöhnlich als Siegerin hervorging. Im Büßerhemd mußte Kaiser Heinrich IV. von Deutschland die Gnade des Papstes erflehen. Das edle Geschlecht der Hohenstaufen wurde vollends vernichtet durch die Päpste. Weniger erfolgreich war ihr Kampf gegen die weltliche Macht der Franzosen. Hier war es Philipp IV., der als Sieger aus dem Kampfe mit der Kirche hervorging. Papst Bonifacius VIII. wollte wie Gre-

gor VII. und Innocenz III. die höchste weltliche und geistliche Macht in seinen Händen vereinen. Deutlicher als irgend einer der früheren Päpste verkündete er das Princip der irdischen Allmacht der Kirche. Aber an dem festen Widerstande Philipps IV. scheiterten seine ehrgeizigen Pläne, sodaß es dem Könige von Frankreich gelang, das Papsttum auf das empfindlichste zu demütigen. Die Päpste wurden von ihm wie Gefangene in Avignon gehalten und vollkommen unter französischen Einfluß gebracht.

Der Grund dafür, daß die Päpste in der Ausübung ihrer Gewalt den deutschen Kaisern gegenüber erfolgreicher waren als gegenüber den Herrschern der übrigen Völker, liegt in der inneren Verfassung der betreffenden Länder. Kaiser Maximilian tat den bekannten Ausspruch: „Der König von Frankreich regiert über Esel, die jede Last, die er ihnen auferlegt, bereitwillig tragen; Der König von Spanien über Männer, die nur den Verstandesgründen gehorchen; der König von England über Engel, so treu seien ihre Dienste; der deutsche Kaiser aber regiere über Fürsten, die ihm nur folgten, wenn es ihnen passe". So lagen in der Tat die Verhältnisse. Deutschland bestand aus einer Unzahl Reichsunmittelbarer, deren jeder eine souveräne Macht bildete. Der deutsche Kaiser war lediglich ein Bundesgenosse, dem man den Vorsitz eingeräumt hatte, dessen Macht jedoch von dem freien Willen der Fürsten abhing.

Die Beendigung der Kreuzzüge, die ja nichts anderes als große Raubzüge gewesen waren, führten dazu, daß die Ritter, die nun einmal nur von Raub leben konnten, sich gegen die Bürger und Bauern des eigenen Landes wendeten oder sich untereinander beraubten und zerfleischten. Diese Verhältnisse machten sich die Päpste zunutze, indem sie es stets verstanden, Bundesgenossen innerhalb seines eigenen Landes gegen den Kaiser zu finden, falls sich dieser ihnen widersetzte.

Anders lagen die Verhältnisse in England. Hier herrschte unter der Ritterschaft, die ebenfalls vom Raube lebte, genügende Einigkeit, um sich mit den Franzosen in jenen mehr als hundertjährigen Krieg zu verwickeln. Dieser Krieg, der nichts als eine unendliche Kette enormer Raub-

züge darstellte, bot den Engländern eine scheinbar unversiegbare Quelle des Reichtums. Man sagt, daß nach der Schlacht von Crecy die eroberten Nordprovinzen Frankreichs so ausgeplündert wurden, daß der erworbene Reichtum das Leben und die Sitten der Engländer vollständig veränderte. Eine andere Einnahmequelle bildete für die Engländer die stetig aufblühende Wollindustrie der Niederländer, die ihr Rohmaterial aus England bezogen und daher diesem Lande ungeheure Reichtümer zuführten, zumal man einen hohen Ausfuhrzoll auf Wolle gesetzt hatte. Im Jahre 1354 betrug der Wert der aus England exportierten Wolle 196062 Pfund Sterling.

Wie die Engländer vom Raube der Franzosen lebten, so stürzten sich letztere auf die Niederländer, während die Schotten ihre Raubeinfälle in England machten und dabei von den Franzosen unterstützt wurden.

In letzter Linie waren es immer die Bauern, die für alle diese Kriege zu bluten hatten. Sie mußten stets die Zeche bezahlen und wurden in gleicher Weise von der Kirche und dem Adel ausgebeutet.

Ueberall, wo es sich in der Geschichte um eine schwere Unterdrückung des Volkes handelte, wo das Volk durch Not und Elend zu Versuchen getrieben wurde, seine Lage zu verbessern und sich von dem Joch der Unterdrücker frei zu machen, begegnen wir jenem instinktiven, auf reinem Naturtriebe basierenden Streben nach Vereinigung und Verbrüderung. Dieses Streben, das bereits bei Tieren in die Erscheinung tritt, führt bei rohen und wilden Völkern zu jenem urwüchsigen Kommunismus, der sich auf gemeinsames Jagen und Fischen sowie gemeinsames Kämpfen gegen äußere Feinde beschränkt. Handelt es sich jedoch um höher entwickelte Völkerschaften, so nimmt das kommunistische Bestreben einen mehr wissenschaftlichen Charakter an. Es bilden sich dann Gesetze und Regeln der Produktion und des Konsums sowie auch eventuell der gesamten Lebensweise der einzelnen Individuen. Die kommunistischen Gemeinden können sich, wie dies die Essener der Juden taten, abgeschlossen für sich halten, ohne mit der Staatsregierung oder der übrigen Bürgerschaft in Konflikt zu geraten, oder

sie können eine aggressive Haltung annehmen, indem sie das von ihnen aufgestellte Prinzip für das einzig richtige halten und wie die ersten Christen die allgemeine Einführung desselben anstreben. Die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes mögen dabei rein friedliche, d. h. agitatorische sein, oder es mag sich um revolutionäre, gewaltsame Erhebungen gegen die bestehende Ordnung der Dinge handeln.

Selbstredend stand in derartigen Fällen diejenige Klasse, die die Rolle der Unterdrücker spielte und aus der Not und den Entbehrungen der Unterdrückten ihren Vorteil zog, solchen kommunistischen Bestrebungen stets feindlich gegenüber. Es waren die Lehren des Kommunismus, die zu den grausamen Christenverfolgungen während der Kaiserzeit führten. Kommunistische Bestrebungen, gleichviel unter welchem Namen, unter welchem Deckmantel dieselben auftreten mochten, wirkten von jeher wie ein rotes Tuch auf die besitzende Klasse. Die Kommunisten wurden verfolgt und verbrannt, und bis zum heutigen Tage hat sich diese Furcht vor dem Kommunismus erhalten. Trotz alledem — o welche Ironie des Schicksals! — ist es dieser Kommunismus, auf dem das ursprüngliche Christentum aufgebaut war. Ohne Kommunismus wäre die Entwicklung und Verbreitung des Christentums eine Unmöglichkeit gewesen. Die alten Kirchenväter, welche die Säulen des ursprünglichen Christentums bildeten, die das Evangelium Christi über die Welt zu verbreiten suchten, vertraten dieselben Principien, sie bedienten sich derselben Worte wie alle jene Männer, die in späteren Jahrhunderten von den christlichen Machthabern als kommunistische Ketzer gefoltert und verbrannt wurden.

Man vergleiche nur einmal die Aussprüche der alten Kirchenväter, für die dieselben von den christlichen Machthabern hochgepriesen und „heilig“ erklärt wurden, mit Aussprüchen späterer Sektenführer, für die letztere eingekerkert, gefoltert und verbrannt wurden. „Ihr Elenden“, sagt z. B. der „heilige“ Basilius, „wie wollt Ihr Euch vor dem ewigen Richter verantworten? Ihr erwidert mir: Wie habe ich Unrecht, da ich nur für mich behalte, was mir gehört? Ich aber frage Euch, was nennt Ihr Euer Eigentum? Von wem

habt Ihr es erhalten? Ihr handelt wie ein Mann im Theater, der sich beeilt, alle Plätze zu belegen und die anderen nur hindern will einzutreten, indem er zu seinem Gebrauch sich vorbehält, was für alle da ist. Wodurch werden die Reichen reich als durch Besitznahme von Dingen, die allen gehören? Wenn jeder für sich nicht mehr nähme, als er zu seiner Erhaltung braucht und den Rest den anderen ließe, dann gäbe es weder Reiche noch Arme.“

Papst Gregor der „Große“ schrieb in gleichem Sinne: „Es genügt nicht, daß man anderen ihr Eigentum nicht nimmt, man ist nicht schuldlos, so lange man sich Güter vorbehält, die Gott für alle geschaffen hat. Wer den anderen nicht gibt was er hat, ist ein Totschläger und Mörder, denn da er für sich behält, was zur Erhaltung der Armen gedient hätte, kann man sagen, daß er tagaus tagein so viele erschlägt als von seinem Ueberfluß leben könnten. Wenn wir mit denen teilen, die in der Not sind, dann geben wir ihnen nicht etwas, was uns gehört, sondern was ihnen gehört. Es ist nicht ein Werk der Barmherzigkeit sondern die Zahlung einer Schuld“.

Man vergleiche diese Lehren der „heiligen“ Männer des früheren Christentums mit den Aussprüchen jener Reformatoren, die das von der späteren christlichen Kirche bedrückte Volk zu befreien suchten. So sagte in England John Ball in einer seiner Predigten: „Liebe Leute, in England wird es nicht besser werden, ehe nicht alles Gemeineigentum wird und es weder Hörige noch Edelleute gibt; ehe wir nicht alle gleich sind, und die Herren nicht mehr wie wir. Wie haben sie uns behandelt? Warum halten sie uns in Knechtschaft? Wir stammen alle von den gleichen Eltern ab, von Adam und Eva. Wodurch können die Herren beweisen, daß sie besser sind als wir? Vielleicht dadurch, daß wir erwerben und arbeiten was sie verzehren? Sie tragen Sammet, Seide und Pelzwerk; wir sind gekleidet in elende Leinwand. Sie haben Wein, Gewürze und Kuchen; wir haben Kleie und trinken nur Wasser. Ihr Teil ist Nichtstun auf herrlichen Schlössern; der unsere ist Mühe und Arbeit, Regen und Wind auf dem Feld, und doch ist es unsere Arbeit, aus der sie ihren Prunk ziehen.“

John Ball, ein Franziskaner Mönch, war einer der Führer der „Lollharden“, die im vierzehnten Jahrhundert das Land durchzogen und durch die Gründung kommunistischer Gemeinden das entsetzliche Elend, das durch die Aussaugung des Volkes seitens der Kirche allgemein verbreitet war, zu lindern suchten. Der Erzbischof von Canterbury sowie der Bischof von Norwich exkommunicierten ihn, und Eduard III. ließ ihn ins Gefängnis werfen.

Dieses ist nur ein Beispiel von Tausenden. Wer dasselbe sagte und lehrte wie die alten „heiligen“ Kirchenväter, wurde exkommuniciert, gefoltert und verbrannt. Denn jetzt war es die christliche Kirche, die den Großgrundbesitz vertrat, und die von dem elenden Proletariat im Genuß ihrer Reichtümer nicht gestört sein wollte. Tausendmal schlimmer als die römischen Kaiser die christlichen Kommunisten verfolgt hatten, zerfleischten die Oberhäupter der Christenheit ihre christlichen Brüder, lediglich weil diese das ursprüngliche Christentum, die Lehre der alten, heiligen Kirchenväter aufs neue predigten. Genau dasselbe, was die geisteskranken Neros und Caligulas getan hatten, das taten in tausendfach vergrößertem Maßstabe die Häupter des Christentums im Namen und zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi.

Alle die Erhebungen gegen das christliche Joch, die sogenannten „Vorläufer der Reformation“ waren kommunistische Agitationen. Eine religiöse Bedeutung gewannen dieselben nur dadurch, daß alle Institutionen des Lebens vom Christentum beherrscht wurden, und daher keine sociale oder politische Angelegenheit unabhängig von der Religion bestehen konnte. Eine Bewegung nach der anderen wurde von den Oberhäuptern des Christentums unterdrückt und die Führer derselben auf das grausamste zu Tode gemartert.

Bereits im dreizehnten Jahrhundert entstand in den unteren Klassen Italiens die Bewegung der „Apostelbrüder“. Es war dies ein von Gerardo Segarelli begründeter Bund, der in jeder Hinsicht den Vereinigungen der ersten Christen entsprach. „Sie hießen sich alle untereinander nach der Weise der ersten Christen Schwestern und Brüder. Sie lebten in einer strengen Armut und durften weder eigene

Häuser noch Vorrat auf den anderen Morgen noch etwas, das zur Bequemlichkeit oder Gemächlichkeit gehörte, haben. Wenn der Hunger sich bei ihnen regte, sprachen sie den ersten um Speise an, ohne etwas Gewisses zu begehren, und aßen ohne Unterschied das, was man ihnen reichen wollte. Die Begüterten, die zu ihnen traten, mußten dem Besitz ihrer Güter entsagen und dieselben dem gemeinschaftlichen Gebrauch der Brüderschaft überlassen." Dies ist genau dieselbe Beschreibung, die wir von den ersten Christengemeinden haben. Auch sie hielten gemeinsame Zusammenkünfte bei Nacht, in denen sie die „neue Heilsbotschaft" lehrten. Nach allen Ländern sandten sie ihre Apostel, nach Spanien, Frankreich und Deutschland. Hier wurden sie so zahlreich, daß 1287 eine geistliche Versammlung zu Würzburg besondere Gesetze gegen sie ergehen ließ. In Italien versuchte der Papst Honorius IV., die Verbrüderung auszurotten. Segarelli wurde ergriffen und im Jahre 1300 verbrannt. Damit jedoch war die Verbrüderung nicht aus der Welt geschafft. An Segarellis Stelle trat der kühne und mutige Dolcino. Er verband sich mit der durch Schönheit, Geistesgröße und Edelmut ausgezeichneten Margherita von Trenk, und beide kämpften nun vereint für die ihnen heilige Sache. Sieben Jahre lang trotzten sie an der Spitze der heldenmütigen „Brüder". Die Bischöfe von Vercelli und Novara, die ein starkes Heer gegen sie ins Feld führten, erlitten eine völlige Niederlage. Dolcino versuchte, sein namentlich aus Bauern bestehendes Heer möglichst zu verstärken. Mit dem größten Enthusiasmus strömten die Anhänger der neuen Lehre zu seinen Fahnen; „nicht nur Männer sondern auch Frauen, die unter Margheritas Führung wie Löwinnen kämpften. Die Schwestern waren weder ungeeigneter noch ungeschickter zu diesen Heldentaten als die Männer. Sie steckten sich in Männerkleider, ließen sich in der Reihe der Soldaten mit anführen und fochten ebenso mutig und verzweifelt wie die Männer". Trotz ihrer ungeheuren Uebermacht wagten die Bischöfe nicht, die heldenmütige Schar nochmals in offenem Felde anzugreifen, und sie beschlossen daher, sie einzuschließen und aushungern zu lassen. Dante schildert in seiner „göttlichen Komödie" den Sieg des „Kreuzheeres"

über die kleine eingeschlossene Schar, die nur dem „Frost und Hunger“ erlag. So hoch stieg ihre Not, „daß sie sich von dem Fleisch der den Entbehrungen und Seuchen Erlegenen ernährten. Die Apostel wurden zuletzt so ausgezehrt, daß sie mehr halbverwesten Leichen als lebendigen Menschen ähnlich sahen“. Trotzdem war die Furcht der Belagerer vor den Helden so groß, daß sie sich erst zum Sturme entschlossen, als ihnen von Ueberläufern verraten wurde, „daß die Eingeschlossenen vor Schwäche unfähig geworden seien, ihre Waffen zu gebrauchen“. Endlich erfolgte der „Sturm“ auf die Belagerten, die vor Schwäche nicht einmal auf den Beinen stehen konnten, und von denen jeder einzelne, Männer und Weiber, abgeschlachtet wurde. Nur Dolcino und Margherita wurden auf ausdrücklichen Befehl des Bischofs „verschont“, weil er sich zuvor an ihren Todesqualen und einer verlängerten Todesart ergötzen wollte. Man versuchte, die beiden durch Foltern zum Widerruf ihres Glaubens zu zwingen. Aber „standhaft trotzten Dolcino und Margherita den Martern, die der grausame Richter über sie verhängte. Kein Laut des Schmerzes entfuhr dem gläubigen Weibe, kein Wort der Klage noch des Unwillens ihrem starkherzigen Leidensgenossen. Nicht das Schinden und Lockern von Teilen ihres Körpers, nicht das Zerquetschen und Stacheln mittels Torturpiken und Zangen konnten den gepreßten Lippen Widerruf oder Flehen abnötigen“.

Sie wurden beide als Ketzer zum Flammentode verurteilt. Margherita wurde gezwungen, der Hinrichtung Dolcinos zuzusehen. „Auch in diesem entsetzlichen Moment blieb das heldenmütige Weib standhaft. Noch einmal, aber ebenso vergeblich wurden beide zum Widerruf ermahnt, worauf, des Unglücklichen Seelenqual zu steigern, die Knechte Margherita ergriffen und an ihr auf einem Gerüst dem Lohfeuer des Scheiterhaufens von Dolcino gegenüber während der Agonie desselben jeden Spott und Torturmechanismus übten. Margherita wurde später verbrannt“.

So grauenhaft und ekelerregend diese Begebenheit klingt, so ist sie doch weit davon entfernt, etwa vereinzelt in der Geschichte dazustehen. O, nein! Im Gegenteil! So behandelte man alle diejenigen, die sich gegen die empörende

Unterdrückung und die Raub- und Habgier der christlichen Kirche widersetzten. In allen Ländern, in Italien, Deutschland, Frankreich, England, Spanien wurden Taten wie diese fortwährend verübt. Man vergleiche diese Zustände mit den Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern und frage sich, was von beiden schlimmer war. Wo ist die „Veredlung“ der Menschheit nach mehr als tausendjährigem Bestehen des Christentums? Ist es nicht die frechste Lüge, wenn man immer noch fortfährt zu behaupten, das Christentum habe die Menschheit veredelt?

Alle die religiösen Sekten, die sich im Laufe der Jahrhunderte in Opposition zur Kirche bildeten, waren in der Tat nichts als Protestationen der Not und des Elends gegen die Ausbeutung und Unterdrückung seitens des Papsttums. Die religiösen Tendenzen bildeten gleichsam den Funken zur Entzündung einer kommunistischen Agitation. In diesem Sinne muß man die vielen Bauernkriege sowie die gewaltsamen Erhebungen der vielen Sekten des Mittelalters betrachten. Sie alle aber verliefen sich im Sande. Sie alle wurden unterdrückt nach mehr oder weniger hartnäckigem Widerstande. Der Grund ihrer gänzlichen Ohnmacht lag in der Tatsache, daß sie nicht nur die Kirche sondern auch den Adel gegen sich hatten. Beide hatten ein gleichmäßiges Interesse an der Ausbeutung des Volkes, und gegen zwei solche Feinde konnten die hilflosen Bauern jener Zeit auf die Dauer nichts ausrichten. Von den drei Faktoren, die sich damals gegenüber standen, der Kirche, der freien Ritterschaft und den Bauern, war die erstere die weitaus stärkste, und an eine Besiegung der Kirche hätte man höchstens denken können, wenn sich die übrigen Parteien miteinander verbunden hätten. Allein bei der Verschiedenartigkeit ihrer Interessen war daran während all der Jahrhunderte nicht zu denken. Schließlich aber nahm die Habgier und das Aussaugungssystem der christlichen Kirche solche Dimensionen an, daß man zunächst alle übrigen Interessen außer acht ließ und nur auf die Befreiung vom päpstlichen Druck bedacht war.

Nächst dem deutschen Reiche war England dasjenige Land, auf das sich die Päpste am meisten gleich hungrigen

Wölfen herstürzten. Ja, es gab eine Zeit, wo England die Hauptschatzkammer des heiligen Vaters bildete. König Johann, einer der größten Schurken, die jemals auf dem englischen Throne saßen, hatte den jungen Prinzen Arthur, den Sohn seines Bruders und rechtmäßigen Thronerben, mit eigener Hand ermordet. König Philipp von Frankreich klagte ihn offen des Mordes an und erklärte ihn aller seiner Besitzungen auf französischem Boden verlustig. Da Johann auch den Klerus beleidigt hatte, so belegte der Papst Innocenz III. den König mit dem Bann und England mit dem Interdikt. Johann befand sich in einer schweren Lage, und die Krone Englands schien für ihn verloren. Aber mit Geld war bei den Päpsten alles zu erreichen, und wieviel leichter ist dies für einen König, der anstatt in den eigenen Beutel in den seiner Untertanen greifen kann. Johann erklärte sich bereit, dem Papste einen jährlichen Tribut von 250,000 Mark zu zahlen, und damit waren alle Schandtaten inklusive des Prinzenmordes begraben.

Von da an steigerte sich die Ausbeutung Englands unaufhörlich. Noch zur Zeit Edwards III. klagte das Parlament, daß die dem Papste jährlich geleisteten Abgaben diejenigen an den König um das fünffache überträfen. Als aber später die Päpste ihren Sitz in Avignon nehmen mußten und gänzlich unter französischen Einfluß gelangten, da änderten sich die Dinge. Frankreich war der Todfeind Englands; der hundertjährige Krieg war zwischen beiden Ländern ausgebrochen. An diesem Kriege waren alle Stände in gleicher Weise interessiert. Die Ritter betrachteten ihn als eine Kette von Raubzügen, von denen sie stets reich, mit neuen Schätzen beladen, zurückkehrten. Die Bauern waren durch den Krieg von der Ausbeutung und Beraubung der Ritterschaft bewahrt, die ihre Gewalttätigkeit in fremdem Lande anstatt daheim verübte. Der Krieg hielt die Franzosen vom Einfall in die Niederlande zurück, sodaß der Wollhandel mit England seinen ungetrübten Fortgang nehmen konnte.

Der Krieg mit Frankreich war daher für England eine nationale Angelegenheit, an der alle Stände in gleicher Weise interessiert waren. Der Papst zu Avignon aber war zum Werkzeug des Feindes herabgesunken, und, ihn mit Geld

zu unterstützen, galt daher als Hochverrat am eigenen Lande. So verbanden sich denn hier zum ersten Male alle Stände, der König, der Adel, die Ritter, die Bürger und Bauern, ja selbst ein Teil des niederen Klerus gegen die Allgewalt und das Aussaugungssystem des Papsttums.

Bei ihren so mannigfachen Erhebungen begründeten die Bauern ihr kommunistisches Princip mit der Lehre der Apostel und Kirchenväter. Sie fanden die religiöse Rechtfertigung ihres Bestrebens in den Evangelien. Sie wollten die Lehre Christi und der Apostel aufs neue verwirklichen. Schwieriger war es schon für die Kirche, diese ursprünglichen christlichen Lehren als Ketzerei zu erklären und die Anhäufung unermeßlicher Reichtümer als wahres Christentum zu proklamieren. Allein die Schlauheit der heiligen Väter vermochte es, diese Schwierigkeit zu überwinden. Die Nachfolger Petri, so hieß es, mußten das Besitztum der jungen Gemeinde verwalten. Die Christenheit sei nur eine große Gemeinde. Das Volk müsse in Bescheidenheit und Armut verharren, denn nur so könne es auf die ewige Seligkeit hoffen. Ein Reicher könne nimmermehr in das Himmelreich gelangen, denn eher könne ja ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen. Die Letzten würden die Ersten sein. Je mehr man auf dieser Welt leide und darbe, um so sicherer würde einem das ewige Seelenheil zuteil werden. Mit solchem Geschwätz betörte man das Volk. Aber auch diese Lehren ließen sich auf die Evangelien zurückführen, sodaß sich beide Parteien auf das „Christentum“ berufen konnten.

Nunmehr entstand ein neues „religiöses“ Problem. In dem gemeinsamen Kampfe gegen das Papsttum, in dem die Bauern mit dem Adel Schulter an Schulter fochten, hatte letzterer selbstverständlich niemals daran gedacht, die der Kirche abgerungene Beute mit den niederen Ständen zu teilen. Der Adel huldigte keinem kommunistischen Princip. Er ließ es sich wohl gern gefallen, daß Bürger und Bauern ihm im Kampfe gegen die Kirche beistanden, aber die Beute mit ihnen zu teilen, das fiel ihm nicht ein. Der unermeßliche Grundbesitz sollte der Kirche abgenommen werden, aber die Besitzer sollten fortan nicht die Bürger und Bauern sein, sondern der König und der Adel. Dieses Princip durch re-

ligiöse Dogmen zu begründen, zu beweisen, daß in ihm das „wahre Christentum“ enthalten sei, das war das neue Problem, mit dem sich die „Reformation“ der Kirche beschäftigen sollte. Vor allem mußte man jetzt Männer von Ruf und Bedeutung in der „gelehrten“ Welt finden, die ein solches Princip des Christentums zu vertreten imstande waren.

Ein solcher Mann fand sich in John Wiclif, einem Professor der Universität Oxford. In ihm erblicken wir den eigentlichen Begründer jenes religiösen Princips, auf dem die mächtige Bewegung basiert ist, welche die Geschichte als „Reformation“ bezeichnet.

Wie alle übrigen Gegner des Papsttums, so berief auch er sich auf die Lehren der ersten Christengemeinden, bei denen absolute Gütergemeinschaft herrschte. Er verherrlichte die Armut Christi und stellte ihr die Prunksucht und die Schwelgerei der christlichen Priester gegenüber. Er verurteilte jeden persönlichen Besitz unter den „Nachfolgern Christi“ und forderte von ihnen dieselbe Entsagung und dieselbe Teilung der Güter, die Christus von seinen Jüngern gefordert hatte. Aber, — unter den Nachfolgern Christi verstand er nur den Klerus, nicht die übrige Christenheit. Seine Lehre ging daher darauf hinaus, den ungeheuren Grundbesitz der Kirche zu expropriieren und denselben den Königen und der Ritterschaft zuzuerteilen. Vom Bürger und Bauernstand war dann überhaupt nicht mehr die Rede. Dies war natürlich dem Adel aus der Seele gesprochen. So war die Reformation, wie er sie sich vorstellte, und Wiclif fand daher einen sicheren Schutz seitens der hervorragendsten Männer Englands.

Man würde aber sowohl Wiclif als auch seinen Nachfolgern ein großes Unrecht tun, wollte man sie als bloßes Werkzeug der weltlichen Machthaber betrachten. Wiclifs Agitation entsprach einer aufrichtigen Entrüstung über die Schamlosigkeit, mit der Papst und Klerus die christliche Kirche prostituierten, und seine Lehre richtete sich hauptsächlich gegen die päpstliche Autorität. Die Bekämpfung anderer dogmatischer Punkte war mehr untergeordneter Natur. Die wichtigsten Artikel seiner Lehre sind folgende:

1) Bilder sollen nicht angebetet werden.

2) Reliquien der Heiligen sollen nicht heilig gehalten und verehrt werden.

3) Christus hat den Päpsten nicht die Macht übertragen, mit der er Petrus und die übrigen Apostel ausgestattet hatte.

4) Der Wein und das Brot des Abendmahls werden nicht in den wirklichen Leib Christi verwandelt.

5) Der Zehnte solle nicht ausschließlich den Priestern gegeben werden, ein Teil davon gebühre den Armen, den Witwen und Waisen.

6) Der Papst ist nicht der Nachfolger Petri.

7) Der Papst betrügt das Volk mit seinen Bullen und dem Ablaß.

8) Die Messe kann den Seelen, die bereits im Fegefeuer sind, nichts nützen.

9) Der Papst und die Bischöfe betrügen das Volk mit ihrem Dispens.

10) Die Absolution sollte nicht erteilt werden, um gegen die Sarazenen zu kämpfen.

11) Der Papst hat keine Macht, die Qualen des Fegefeuers zu lindern.

12) Der Segen der Bischöfe hat keinen Wert.

13) Man braucht die Exkommunikation der Kirche nicht zu fürchten, wenn kein genügender Grund dazu vorliegt.

14) Priestern soll die Ehe gestattet sein.

15) Wahre Christen empfangen den Leib Christi täglich durch ihren Glauben.

16) Nachdem die Ehe gesetzlich vollzogen ist, soll es keine Scheidung geben.

17) Nicht der Papst, sondern nur Gott kann Sünden vergeben.

18) Man solle nicht an die Wunder glauben, die in Rom vollzogen wurden.

19) Man solle nicht zur Jungfrau Maria beten.

20) Man könne eben so gut an anderen Orten beten wie in der Kirche.

21) Der Papst und seine Minister seien Mörder der Seelen.

22) Diejenigen, die man Fürsten und Prälaten der Kirche nennt, seien Diebe und Mörder.

Diese Artikel sind nicht minder charakteristisch für

den orthodoxen Glauben an das Evangelium als für die Verachtung für das Papsttum. Der letztere Punkt allein war es, auf den es dem Adel und dem Volke ankam, die Lossagung vom Papste und die Expropriation der Kirchengüter. Was kümmerte sich das Volk darum, welche Bedeutung man dem Wein und Brot des Abendmahls zuschrieb, so lange es zu Hause nichts zu essen hatte. Was scheerte sich ein Rittersmann um die Seelen im Fegefeuer! Für sie war es lediglich eine Frage des Besitzes, eine Sache von „Dollars und Cents“.

Der einzige Artikel, der eine social-ökonomische Bedeutung hatte, war die Freigebung der Priesterehe. Das priesterliche Cölibat war durchaus keine Institution, die aus so idealen Motiven entsprungen war, wie man vielfach anzunehmen pflegt, nämlich dafür Sorge zu tragen, daß die Priester kein anderes Ideal hätten als die Kirche und sich mit Leib und Seele der Pflege religiöser Dinge hingäben. Wenn die Priester eine Familie hätten, so wäre es natürlich, daß sie für das materielle Wohl ihrer Kinder sorgten und diesen ihre Besitztümer nach dem Tode hinterließen. Die enormen Reichtümer, wie sie namentlich der Grundbesitz der Kirche bildete, würden gar bald in die Hände der Weltlichkeit übergehen, und die Kirche würde an Macht und Größe verlieren. Also wo man auch immer anrühren mag, überall kommt es auf „Dollars und Cents“ hinaus bei der heiligen, christlichen Kirche.

John Wiclif wurde während seines Lebens genügend von seinen Gönnern geschützt, um nicht der Rache des Papstes zum Opfer zu fallen. Erst einige vierzig Jahre nach seinem Tode beschloß man auf dem Koncil zu Konstanz, seine armen Gebeine als die eines Ketzers zu verbrennen, was auch wirklich im Jahre 1428 geschah. Seine Lehre aber legte den Grundstein zur Reformation, die hundert Jahre später ihren Aufschwung nehmen sollte.

Die Principien der sich dabei gegenüberstehenden Parteien waren also folgende:

Das Papsttum strebte nach der höchsten geistlichen und weltlichen Macht und verteidigte seinen enormen Grundbesitz, der in manchen Staaten mehr als die Hälfte aller

Ländereien ausmachte. Die weltlichen Machthaber, die Könige und Fürsten, wollten dieses päpstliche Joch abschütteln und waren begierig, den mächtigen Besitz der Kirche an sich zu reißen. Das Volk, in erster Linie die Bauern, berief sich auf das Evangelium und hegte kommunistische Gelüste. Das Rittertum schwankte zwischen den verschiedenen Parteien und spürte umher, wo es den größten Gewinn für sich erwischen könnte.

Als sich in England nach dem gemeinsamen Kampf gegen die Kirche die Bauern um ihren Lohn betrogen sahen, erhoben sie sich in einem gewaltsamen Aufstande gegen die Regierung. Gewöhnlich schreibt man die Veranlassung zu diesem Bauernkriege einer entehrenden Gewalttätigkeit zu, die ein Steuerbeamter an der Tochter Wat Tylers verübt haben soll. Allein, Zufälligkeiten wie diese, sind nicht imstande, die Gesetzmäßigkeit geschichtlicher Entwicklungen zu durchbrechen. Die Erhebung der Bauern war eine natürliche, ja notwendige Folge der bestehenden Verhältnisse; auch soll der Aufstand an mehreren Orten zu gleicher Zeit ausgebrochen sein.

Die Bauern waren zunächst erfolgreich, und der junge König, Richard II., mußte sich entschließen, mit ihnen zu unterhandeln. Er bewilligte sämtliche ihrer Forderungen, die — bescheiden genug — im wesentlichen nur in der Erlangung ihrer persönlichen Freiheit bestanden. Als sich jedoch ihr Anführer Wat Tyler auf Veranlassung des Königs zu weiteren Unterhandlungen zu ihm begab, ließ er ihn hinterrücks ermorden und klagte ihn bei den Insurgenten der Verräterei an, indem er sich selber als ihr Führer anbot.

Alles dies war natürlich nur auf Betrug der Bauern abgesehen, um Zeit zu gewinnen, ein genügend großes Heer zu sammeln. Sobald dies geschehen war, warf Richard die Maske ab und wandte sich aufs neue gegen die Aufständigen. Als diese Gesandte zu ihm schickten, um ihn an sein Versprechen zu erinnern, rief er ihnen verächtlich zu: „Knechte seid Ihr gewesen, und Knechte seid Ihr jetzt! Ihr sollt in Leibeigenschaft bleiben; nicht in der, in welcher Ihr bisher gelebt habt, sondern in einer unendlich viel schlimmeren. Denn so lange wir leben und mit Gottes Hülfe dieses

Reich regieren, werden wir unseren Verstand, unsere Kraft, unser Vermögen dazu anwenden, Euch so zu mißhandeln, daß Eure Sklaverei ein warnendes Beispiel für die Nachkommenschaft sein wird".

So endete der Aufstand der Bauern, nachdem ein furchtbares Blutgericht über ihre Führer verhängt war, in welchem 1500 derselben umgebracht wurden. Gleichzeitig aber war damit der Widerstand gegen die Kirche gebrochen, den der Adel ohne Mithülfe der Bauern nicht durchzuführen imstande war. Die Expropriation des kirchlichen Grundbesitzes mußte einstweilen unterbleiben.

Diesen Entwicklungsgang, den der Aufstand gegen das Papsttum hier in England nahm, sehen wir während der folgenden Jahrhunderte sich in ganz analoger Weise in verschiedenen Ländern vollziehen. Vergleicht man z. B. das Auftreten Wiclifs mit der Johann Hußschen Bewegung, so wird man finden, daß von Anfang bis zu Ende inklusive der sich daran knüpfenden Bürgerkriege beide Vorgänge ganz analoge Erscheinungen darbieten. Es handelt sich dabei nicht etwa um Zufälligkeiten sondern um ganz prägnante psychologische Gesetze, auf denen die geschichtlichen Phänomene beruhen.

Wie alle ihnen analogen Vorgänge, so werden auch die sich an Huß anknüpfenden Begebnisse von zwei extremen Standpunkten aus verschieden beurteilt.

Die einen erblicken in den Hußschen Agitationen sowie den darauf folgenden Hussitenkriegen lediglich einen religiösen Fanatismus. Die von Wiclif aufgestellten und von Huß weiter ausgeführten Artikel wären dieser Auffassung gemäß das einzige Objekt aller jener Kämpfe gewesen. Besonders wäre es die Forderung, den Laien das Abendmahl in „beiderlei Gestalt" zu gewähren, auf der die Hussiten in fanatischer Weise bestanden hätten. Bekanntlich war seit dem dreizehnten Jahrhundert der Gebrauch des Kelches den Priestern vorbehalten, und die Hussiten, die das volle Abendmahl begehrten, wurden demnach „Utraquisten" genannt. Die Historiker, die hierin die einzige Ursache der langen und blutigen Kämpfe erblicken, pflegen mit Vorliebe auf die „Beschränktheit" jener Zeit hinzuweisen und sich des

Fortschrittes und des Freigeistes zu erfreuen, der sich inzwischen entwickelt habe.

Die anderen betrachten das religiöse Element in diesem ganzen Vorgange lediglich als äußeren Vorwand. Man hat die Verschiedenheit des Abendmahls das „Feldzeichen“ der Parteien genannt. Das Abendmahl in „einerlei Gestalt“ repräsentierte die päpstliche Partei, das Abendmahl in „beiderlei Gestalt“ die böhmischen Insurgenten. Die Religion selber sollte damit nichts zu tun haben.

Beide Auffassungen enthalten etwas Wahres, sind aber gerade daher in ihrer extremen Form beide unrichtig. Weder handelte es sich lediglich um einen religiösen Kampf, noch darf man die Bedeutung des religiösen Elementes unterschätzen. Die Verhältnisse lagen genau ebenso wie bei den ersten Christengemeinden. Diese wären niemals in politischen Konflikt mit der Regierung geraten, wenn sie einfach zu Christus anstatt zu den römischen Göttern gebetet hätten. Die Verfolgungen galten nicht den Anbetern Christi sondern den Agitatoren und den Begründern kommunistischer Gemeinden. Andererseits wären die Christen, wenn es sich nur um sociale und politische Dinge gehandelt hätte, niemals die Enthusiasten und Fanatiker geworden, die sich für ihren Glauben zu Tode foltern ließen, und denen es trotz der grausamsten Unterdrückungsversuche gelang, ihre Lehre zu erhalten und zu verbreiten.

Was für England der Wollhandel und die französischen Raubzüge waren, das waren für Böhmen im 14. Jahrhundert die reichen Silberbergwerke, die wie besonders das von Kuttenberg Böhmen zu einem der reichsten Länder Europas machten. Die glänzende Regierung Ottokars II. beruhte auf diesem Reichtum. Karl I. wurde durch ihn in die Lage versetzt, sowohl die Kurstimmen als auch die Unterstützung des Papstes zur Kaiserwahl zu kaufen, sodaß er als Karl IV. den deutschen Thron besteigen konnte.

Die Hinneigung zum Papst und zur Kirche behielt Karl auch nach seinem Regierungsantritt bei, sodaß er den Namen „Pfaffenkaiser“ erhielt. Furchtbar wütete die Inquisition unter ihm in Deutschland. Die Scheiterhaufen brannten von einem Ende des Landes bis zum anderen. Die Reichtümer, die

er der Kirche zuwendete, stiegen ins Ungeheuerliche. „Die Erzbischöfe von Prag besaßen 17 große Herrschaften in Böhmen, außerdem die Herrschaft Kojetein in Mähren, Lühe in Baiern und kleinere Güter in Menge. Ihr Hofstaat wetteiferte oft mit dem des Kaisers an Glanz, und ein Heer von Vasallen stand ihnen zu Diensten stets bereit."

Aeneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II., schreibt in seiner Geschichte der Böhmen: „Ich glaube, zu unserer Zeit gab es in ganz Europa kein Land, in dem so viele, so großartige und so reich geschmückte Gotteshäuser zu finden waren wie in Böhmen. Himmelanstrebend waren die Kirchen. Die hohen Altäre belastet mit Gold und Silber, das die Reliquien der Heiligen einschloß; die Priestergewänder mit Perlen gestickt, die ganze Ausschmückung reich, das Geräte aufs kostbarste . . . Und nicht nur in Städten und Märkten konnte man derlei bewundern sondern selbst in Dörfern".

Karl IV. war ein Mann von hoher Bildung und aufrichtiger Liebe zu Kunst und Wissenschaft. Er sprach und schrieb fünf Sprachen und wird als der gelehrteste Kaiser des Mittelalters angesehen. Er gründete die Universität Prag, die erste Deutschlands, nach dem Muster der Pariser Hochschule. Er schmückte die Stadt mit prächtigen Bauten und Brücken, sodaß man von dem „goldenen Prag" unter seiner Regierung sprach. Infolge des Reichtums, den die Silberbergwerke dem Lande einbrachten, entwickelten sich auch Handel und Industrie, und Karl tat viel zu deren Förderung dadurch, daß er den inneren Frieden herstellte, indem er die Burgen abbrach, von denen die Sicherheit der Landstraßen gefährdet wurde.

Dieses Aufblühen Böhmens mußte aber sehr bald dieselben Verhältnisse wachrufen, die sich unter ähnlichen Bedingungen überall entwickelten, nämlich die Kapitalansammlung in den Händen der Großindustriellen einerseits und die Armut und Unzufriedenheit des Arbeiterstandes andererseits. Hierzu kam noch eine Reihe anderer Umstände, die eine allgemeine Unzufriedenheit des Volkes hervorriefen.

Karl IV. hatte das Wohl seiner Erblande aufrichtig am Herzen und benutzte die Kaiserwürde nur dazu, den Aufschwung und die Ausdehnung seines Königreiches besser be-

wirken zu können. Bereits Kaiser Maximilian nannte ihn „Böhmens Vater, des heiligen römischen Reiches Erzstiefvater“, und es war in der Tat Karls Bestreben, das Reich zum Anhängsel Böhmens zu machen. Aber gerade darum, um dies bewirken zu können, um die immerhin niedere slavische Kultur Böhmens auf ein höheres Niveau zu bringen, sah er sich genötigt, deutsche Bauern, Handwerker, Kaufleute sowie deutsche Künstler und Gelehrte zur Einwanderung zu veranlassen. So geschah es denn bald, daß die wohlhabenden Klassen in den Städten von Deutschen gebildet wurden, während die niederen Handwerker und Taglöhner eingeborene Tschechen waren.

Auch die Universität zu Prag war fast ausschließlich in Händen der Deutschen. Es zerfiel dieselbe in die böhmische, bayrische, sächsische und polnische Nation, sodaß von vier Stimmen die Böhmen nur eine hatten. Alle die reichen Stifungen für Professoren und Studenten, die mit der Universität verbunden waren, befanden sich in Händen der Deutschen. Desgleichen waren alle höheren Kirchenstellen von Deutschen besetzt. Der Prager Erzbischof, Konrad von Vechta, war „ein fanatischer Deutscher aus dem finstersten Winkel des Münsterlandes“.

Eine große Unzufriedenheit herrschte unter dem niederen Adel. Die deutschen Großindustriellen und die Großgrundbesitzer, die ebenfalls zum Teil Deutsche waren, hatten diesen Rittern alle Einnahmequellen verstopft, und dem Raubrittertum war durch die starke Hand des Kaisers das Handwerk gelegt. Nicht minder unzufrieden waren die Bauern, unter denen man wie in England versuchte, die Leibeigenschaft wieder einzuführen.

So hatten denn alle Klassen der eingeborenen Böhmen einen gemeinsamen Haß gegen den Klerus und gegen die Deutschen, die sie als ihre Ausbeuter betrachteten. Während die Deutschen in Deutschland wie alle Völker von der Aussaugung des Papsttumes zu leiden hatten, so traten sie hier in Böhmen mit Leib und Seele für die Kirche ein, weil sie die beste Anwartschaft auf reiche Posten im Klerus und in den Klöstern hatten. Auch die Universität war ja in erster

Linie ein theologisches Institut, in dem die Deutschen weitaus die Oberhand besaßen.

So lagen die Verhältnisse in Böhmen, als Johann Huß in Gemeinschaft mit seinem Freunde Hieronymus sich öffentlich zu den Wiclifschen Lehren bekannte. Die Spannung war in Böhmen derart gesteigert, daß es nur eines Tropfens bedurfte, um die Flut der Unzufriedenheit zum Ueberlaufen zu bringen. Dies geschah durch einen erneuten Ablaßhandel, den der Papst Johann XXIII. veranstaltete, da er sich in Geldnot befand. Huß wandte sich auf das allerentschiedenste gegen diesen Unfug und erklärte den Papst für den Antichrist. Die deutschen Doktoren der Universität stellten sich auf Seiten des Papstes und veranlaßten den Erzbischof Sbinko, ein Verbot gegen die Wiclifschen Lehren ergehen zu lassen. Die dadurch erzeugte Wut der Böhmen wußte es bei Wenzel durchzusetzen, daß von nun an die Böhmen drei und die übrigen nur eine Stimme in der Universität haben sollten. Das Resultat hiervon war die bekannte Auswanderung sämtlicher deutscher Professoren und Studenten, fünftausend an der Zahl, sowie die Gründung der Universität zu Leipzig.

Als darauf der Erzbischof die Wiclifschen Schriften verbrennen ließ, geriet das Volk, das hierin eine offene Parteinahme für die Deutschen erblickte, in große Wut. Es plünderte Kirchen und Klöster, und es geschahen viele Gewalttätigkeiten. Als aber gar der Papst wiederum seinen Ablaßhandel eröffnete und allen vollkommenen Ablaß versprach, die Geld zur Bekriegung von Ladislaus von Neapel beitragen würden, da traten Huß und Hieronymus offen gegen diesen Unfug auf, sodaß es jetzt zum offenen Aufstande gegen den Magistrat und die kirchlichen Beamten kam.

Nunmehr verhängte Papst Johann XXIII. den Bann über Huß und Hieronymus, und die oberen Klassen begannen sich von Huß zurückzuziehen, da er zu sehr mit dem niederen Volke sympathisierte. Auch Wenzel, der ihm bisher seinen Schutz hatte angedeihen lassen, zog sich aus Angst vor dem Papste von ihm zurück. Huß wurde jetzt unter kaiserlicher Zusicherung des „freien Geleits“ vor das Koncil zu

Konstanz geladen. Auch der Papst gab ihm die Versicherung, „es solle ihm nichts Böses geschehen, wenn er auch des Papstes Bruder ermordet hätte."

Die trotz kaiserlicher Zusicherung erfolgte Verurteilung und Verbrennung Johann Huß' ist zu bekannt, um hier eingehend erzählt zu werden. Nur hinsichtlich der Motive zu dieser Greueltat scheint man sich nicht genügend klar zu sein. Das Koncil war bekanntlich in erster Linie berufen worden, um das Schisma zu beseitigen, und die Päpste hatten daher zu viel mit sich selber zu tun, um sich um Huß kümmern zu können. Es wird daher in der Regel behauptet, daß seine Verurteiler eine ebenso große Feindschaft gegen die Päpste gehabt hätten als er selber, und daß es „wissenschaftliche Eifersucht" und Parteistreitigkeiten gewesen seien, denen Huß seinen Untergang zu verdanken hätte. Man hielt die alten Gegensätze der „Realisten" und „Nominalisten" für die eigentliche Ursache dieser grausamen Gewalttätigkeit. „Die ihn schlachteten", so heißt es, „waren nicht die Päpste, gegen die er sich erhoben; es waren die, welche, wie er, das Papsttum zum Ziel ihrer Angriffe gemacht...... eben jene Doktoren und Prälaten waren es, die sich als Hußens bitterste Feinde und Verfolger erwiesen, weil er nicht zu ihrer Schule gehörte."

Diese Ansicht, obwohl sie sich in den meisten Geschichtswerken vorfindet, ist grundfalsch, und wer von ihr ausgeht, kann unmöglich ein richtiges Urteil über diese wichtige Epoche der Geschichte haben.

Jene Männer, die Huß verurteilten, d. h. die gesamten Kardinäle und Bischöfe des Koncils zu Konstanz, hatten vorher keineswegs „wie er das Papsttum zum Ziel ihrer Angriffe" gemacht. Im Gegenteil, sie versuchten, das durch das Schisma gefährdete Papsttum zu retten und ihm zu einem neuen Glanz zu verhelfen. Was sie zum „Ziel ihrer Angriffe" gemacht hatten, war nicht das Papsttum, sondern ein paar individuelle Päpste. Der hohe Klerus kann sich niemals gegen das Papsttum als solches wenden, ohne dadurch seine eigene Existenz zu untergraben. Man wollte auf dem Koncil die Päpste zum Abdanken zwingen oder sie absetzen, um einen neuen Papst zu wählen und so das Papst-

tum wieder auf seine alte Höhe zu bringen. Huß aber wandte sich allerdings wie sein Vorgänger Wiclif gegen das Papsttum. Er griff nicht die Person des Papstes an sondern die Institution dieser Würde. Die Kardinäle wollten Johann XXIII. aus politischen Gründen los werden und stellten deswegen siebzig Klagepunkte gegen ihn auf. Er wurde beschuldigt, Alexander V. vergiftet, seines Bruders Weib beschlafen, dreihundert Nonnen entehrt, Auferstehung und ewiges Leben geleugnet zu haben u. s. w. Trotz dieser Scheußlichkeiten war es nicht sittliche Entrüstung, welche die Kardinäle veranlaßte, ihn unter Anklage zu stellen, sondern man klagte ihn an, weil man ihn politischer Gründe halber absetzen wollte. Ganz anders dachte und fühlte der redliche und naive Huß. Er war eine von jenen Naturen, die sich bis in ihr spätes Alter eine große Kinderseele bewahren. Politische Umtriebe waren ihm fremd; wahrscheinlich verstand er sie nicht einmal. Er war die verkörperte Offenherzigkeit. Ihn hatte die frevelhafte Lebensweise des Papstes auf das tiefste angeekelt, und er fühlte sich durch sie bestärkt in seinem Glauben, daß der päpstliche Stuhl keine göttliche Institution sein könne. Frei und offen sprach er dies aus und forderte das Volk auf, sich vom Papste loszusagen. Er glaubte in seiner Naivität allerdings, genau dasselbe zu predigen, was die Kardinäle in ihrer Anklage gegen den Papst sagten. Er durchschaute nicht den himmelweiten Unterschied zwischen ihrem und seinem Standpunkt. Er konnte es nicht begreifen, daß man ihn für schuldig erklären wollte, gerade darum, weil er recht hatte.

Als Huß nach Konstanz ging, verließ er sich daher weit weniger auf den kaiserlichen Geleitsbrief als auf sein gutes Gewissen, nichts getan zu haben, was nicht die großen Herren in Konstanz vor ihm getan hatten. Doppelt mußte er dann überrascht sein, dort als „Ketzer“ empfangen zu werden. Nicht minder schwierig aber war es für die Kardinäle, ihren Standpunkt in würdiger Weise zu behaupten. Huß hatte ja tatsächlich nichts anderes gesagt als sie selber, aber erstens war Huß ein Universitätsprofessor und kein Kardinal, und zweitens hatte er zum Volke gesprochen und dieses mit seinen Reden gegen die Kirche aufgewiegelt. Auch hatte er den

Einfluß der Kirche an der Universität vernichtet. Alles dies durften ihm die Kardinäle aber nicht zum Vorwurf machen. Sie durften ihm nicht sagen: Ja, in der Sache hast du recht. So etwas sagt man aber nicht dem Volke. Das Volk muß einfach gehorchen und zur Kirche emporblicken. Huß war eine so gerade und kindliche Natur, daß er solche Reden kaum verstanden hätte.

Das Volk war nun einmal aufgewiegelt, und den Kardinälen kam es lediglich darauf an, daß Huß öffentlich erklären solle, er hätte sich geirrt. Sie wollten, er solle „abschwören", damit sich das Volk wieder beruhige. Dasselbe Interesse hatte Kaiser Sigismund. Es ist eine direkte Unwahrheit, wenn Historiker behaupten, der Kaiser hätte sich gegen die Verurteilung von Huß gesträubt und nur der Not gehorchend in dieselbe eingewilligt. Sigismund nahm Huß gegenüber auf dem Koncil von vornherein eine feindliche Stellung ein und drängte ihn wie die Kardinäle zum „Abschwören". Er hatte ein ebenso großes Interesse daran wie der Klerus, denn der böhmische Aufstand richtete sich gegen die Kirche und gegen die Deutschen.

Der arme Huß wußte nicht wie ihm geschah, und beteuerte fortwährend, er wisse überhaupt nicht, was er abschwören solle. Da man sich ihm nicht deutlicher machen konnte, und er natrülich dabei beharrte, er hätte ja weiter nichts gesagt als seine Ankläger und Richter selber, so erfand man eine ganze Reihe von Anschuldigungen, nur um ihn zum Abschwören zu bewegen. Es lag den Kardinälen weit weniger daran ihn umzubringen, als ihn zum Abschwören zu überreden. Sie wußten wohl, daß sein Tod das Volk erst recht aufreizen würde, während ein Schuldbekenntnis seinerseits das Volk wahrscheinlich zur Ruhe bringen würde. Man beschuldigte ihn, sich selber als vierte Gottheit neben die Dreieinigkeit gestellt zu haben, eine vollkommen absurde Erfindung. Man versuchte auf alle mögliche Art und Weise, ihm klar zu machen, daß es gleichgültig sei, ob die Anschuldigungen wahr seien oder nicht, daß er sie nur abschwören solle. Täglich besuchte man ihn im Gefängnis und versuchte, ihm klar zu machen, daß ein guter Christ sich unbedingt den Oberen fügen müsse, daß es daher seine

Pflicht sei, sich dem Koncil zu unterwerfen. „Wenn das Koncilium spricht“, sagte ihm einer der Prälaten, „Du hättest nur ein Auge, ob Du gleich zwei hast, solltest Du dennoch dem Koncil bekennen, daß dem so wäre“.

Alle diese Versuche scheiterten an dem festen religiösen Glauben, den Huß zur Schau trug. Das Bekenntnis einer Schuld, die er nicht begangen hatte, erschien ihm als schreckliche Sünde, und er wollte lieber den qualvollsten Tod erleiden als seine Seele mit einer solchen Sünde belasten. Bis zum letzten Augenblick versuchte man, ihn vor dem Tode zu bewahren und ihn zum Widerruf zu bewegen, — freilich nicht aus Gründen der Humanität sondern aus reinstem Egoismus, denn man fürchtete die Folgen seines Todes. Ja, als er bereits von den Priestern aller seiner Würden beraubt war, und man ihm die mit Teufeln bemalte Mütze aufs Haupt gesetzt und ihn der weltlichen Macht zur Hinrichtung übergeben hatte, da wandten sich die Bischöfe an den Kaiser Sigismund und sprachen: „Diese heilige Synode zu Konstanz überantwortet jetzt Johann Huß, der in der Kirche Gottes kein Amt noch Verwaltung mehr hat, der weltlichen Macht und Gericht. Doch haben dennoch diese Bischöfe, Prälaten und Geistlichen den römischen König und die weltliche Herrschaft gebeten, daß man den armen Menschen nicht töten sondern etwa in stetem Gefängnis halten wolle“. Der Kaiser jedoch rief dem Pfalzgraf Ludwig zu: „Sintemal wir das weltliche Schwert führen, das Uebel zu strafen, hierum, lieber Fürst, so nehmet hin diesen Mann, Johann Huß, und in unserem Namen lasset ihm tun, als einem Ketzer gebührt“.

Die Furcht, die man vor den Folgen des Todes von Johann Huß hatte, erwies sich als in jeder Hinsicht gerechtfertigt. Die böhmischen Stände erließen noch im September desselben Jahres ein Schreiben an das Koncil zu Konstanz, in dem es heißt: „Ihr habt den Johann Huß, einen Prediger des Wortes, unüberführt, auf die lügenhafte Anklage seiner und des Reiches Böhmen Hauptfeinde schimpflich hingerichtet, zu unseres Vaterlandes ewiger Schmach. Wir beteuern öffentlich, daß jener Mann niemals etwas gegen die Kirche gelehrt, und erklären jeden, wes Standes er auch sei, der da behauptet, daß unser Volk von Ketzereien angesteckt wäre,

für einen niederträchtigen Schurken, Verräter und selbst schändlichen Ketzer und des Teufels Kind, überlassen die Rache Gott, wollen aber unsere Prediger bis aufs Blut schützen“.

Die sich an diese Begebenheit anknüpfenden Kämpfe, die in der Geschichte als „Hussitenkriege“ bekannt sind, haben ihre ursprüngliche Ursache allerdings in den socialen Verhältnissen, in der gleichmäßigen Unzufriedenheit aller böhmischen Stände, in dem Haß gegen die beiden großen Ausbeuter des Landes, die Kirche und die Deutschen. Aber das religiöse Moment ist weit davon entfernt, lediglich als äußerer Vorwand zu dienen. Das Volk fühlte sich in seinen heiligsten Gefühlen aufs tiefste verletzt. Ihr geliebter Lehrer, zu dem sie wie zu einem Gott emporblickten, war auf das grausamste und ungerechteste auf Grund lügenhafter Anklagen verbrannt worden. Seine religiösen Ansichten und Lehren waren ihnen ein heiliges Vermächtnis, für das sie ihren letzten Blutstropfen herzugeben bereit waren. Der Kelch im Abendmahl wurde nur insofern zum „Symbol ihrer Partei“, als er einen der wichtigsten Punkte der Hußschen Lehre bildete. Beide, das sociale und religiöse Element, bildeten daher in koordinierter Weise eine gemeinsame Ursache zu jenen Kämpfen. Die sociale Unzufriedenheit lieferte die Anregung zum Kampfe, der religiöse Glaube verlieh ihm jenen fanatischen Enthusiasmus, den er allein zu erzeugen imstande ist.

Trotz der Androhung des Papstes, alle Anhänger der Hußschen Lehre verbrennen zu lassen, nahm der Aufstand immer größere Dimensionen an, sodaß sich schließlich Wenzel auf Andrängen seines Bruders, des Kaisers Sigismund, genötigt sah, alle diejenigen von seinen Hofleuten zu entlassen, die hussitisch gesinnt waren; darunter den talentvollen Ziska, der nunmehr der Anführer der Aufständischen wurde.

Nachdem der erste Enthusiasmus der Böhmen sich einigermaßen gelegt hatte, traten die natürlichen Unterschiede der Klassen wieder mehr in den Vordergrund. Es zeigte sich dieselbe Erscheinung, die man nach dem gemeinsamen Kampfe der Engländer gegen die sie unterdrückende Kirche

beobachtet hatte. Es bildeten sich verschiedene Parteien unter den Böhmen.

Ein kleiner Teil des Adels blieb dem alten Glauben treu, da er seine Interessen von denen des Hofes nicht trennen wollte. Die Mehrzahl der Adligen jedoch blieb mit der Hussitischen Sache eng verwachsen, indem sie durch die von ihnen konfiscierten Kirchengüter dazu gezwungen wurden. Zu dieser Partei gehörte auch das höhere Bürgertum, das an der Teilung des Kirchengutes einen gleichen Anteil hatte. Daher wurde Prag der Mittelpunkt dieser Partei, die man „Calixtiner" nannte und als die „gemäßigte Partei" bezeichnete.

Nach der Stadt Tabor, die den Mittelpunkt ihrer Partei bildete, wurden die Demokraten „Taboriten" genannt. Sie bestanden vorzugsweise aus den Bauern und den Kleinbürgern der Städte. Ihr Anführer war der sich überall durch Tapferkeit und Heldenmut auszeichnende Ziska.

Die Deutschen in Böhmen waren die eifrigsten Katholiken und die erbittertsten Gegner der Hussiten. Die Silberbergwerke in Kuttenberg befanden sich in ihren Händen, und der Sieg der Hussiten bedeutete für sie den Verlust ihres Besitztums. Sie waren daher die fanatischsten Gegner der neuen Lehre. Jeden Hussiten, der in ihre Gewalt kam, ließen sie verbrennen. Man sagt, die Kuttenberger hätten „ein Schock Prager Groschen für einen gewöhnlichen Ketzer und fünf Schock für einen ketzerischen Priester ausgesetzt".

Es konnte nur eine Frage der Zeit sein, wie länge der Adel mit dem Bürger- und Bauernstande gemeinsame Sache machen würde. Ihre Interessen lagen zu weit auseinander, um sie dauernd dasselbe Ziel verfolgen zu lassen. Es kam zu einem Zerwürfnis zwischen den Callixtinern und den Taboriten, sodaß letztere mit gleichem Fanatismus gegen die böhmischen Städte zogen, die sich ihnen widersetzten. Ihre Prediger forderten sie auf, die Rache Christi an allen seinen Widersachern zu vollziehen; „verflucht sei, wer sein Schwert vom Blute rein halte". Klöster und Kirchen wurden vernichtet. Die Grausamkeiten gegen Männer, Weiber

und Kinder waren auf allen Seiten gleich groß. Nachdem sämtliche Männer bei der Verteidigung der Stadt Kommotau umgekommen waren, schleppten die taboritischen Weiber die Frauen in ein Gebäude, das sie dann in Brand steckten. Die alten chiliastischen Anschauungen wurden aufs neue unter dem Volke verbreitet. Alle Städte, die sich nicht den wahren Gläubigen ergeben würden, sollten verbrannt werden. Tausende von Bürgern und Bauern verkauften all ihre Habe und zogen mit Weib und Kind hinaus in die Wildnis, um zu den Füßen der Apostel das Wort Gottes zu hören. Die kommunistischen Prediger verkündeten das tausendjährige Reich Christi. Christus werde in seiner Herrlichkeit niedersteigen und ein Reich gründen, in dem es weder Herren noch Knechte, weder Sünde noch Not, auch keine anderen Gesetze als die des freien Geistes geben werde. Die dann Ueberlebenden, in den Stand paradiesischer Unschuld zurückversetzt, würden keine körperlichen Leiden und Bedürfnisse mehr kennen, auch der Kirchensakramente zu ihrer Heiligung nicht bedürfen.

Die Grundsätze der Taboriten sind rein kommunistischer Natur sowohl in socialer als auch in religiöser Hinsicht. „In dieser Zeit“, so heißt es in den von ihnen aufgestellten Artikeln, „wird auf Erden kein König oder Herrscher noch ein Untertan sein und alle Abgaben und Steuern werden aufhören. Keiner wird den anderen zu etwas zwingen, denn alle werden gleiche Brüder und Schwestern sein. Wie in der Stadt Tabor kein mein und dein sondern alles gemeinschaftlich ist, so soll immer allen alles gemeinschaftlich sein, und keiner ein Sondereigentum haben, und wer ein solches hat, begeht eine Todsünde“.

In kirchlicher Hinsicht stellten sie die Aufforderung, alle Kirchen niederzureißen und Gott überall und von jedermann verehren zu lassen. Jeder Laie konnte Priester werden und war von der Gemeinde zu wählen. Einen großen Wert legten sie auf die Erziehung der Kinder, die sämtlich lesen und schreiben lernen sollten, was damals eine große Ausnahme war. Freilich sollte sich diese Erziehung wie überhaupt alle Gelehrsamkeit auf die Kenntnis der Bibel beschränken. „Nichts soll von Christen geglaubt oder gehal-

ten werden, was nicht ausdrücklich in der Bibel gesagt und geschrieben steht, und außer der Bibel soll keine Schrift heiliger Doktoren oder welcher Magister und Weltweisen immer gelten oder gelehrt oder verkündet werden, denn es sind Menschen, die da irren könnten; wer daher den sieben Künsten obliegt oder die Magisterschaft in ihnen annimmt, oder sich einen Magister derselben nennen läßt, der ahmt die Heiden nach, ist ein eitler Mensch und begeht eine Todsünde“.

Die Taboriten hatten ganz ähnliche Tendenzen wie die ersten Christengemeinden. Ihr Kommunismus beruhte wie jener hauptsächlich auf dem gemeinsamen und gleichmäßigen Konsum, ohne sich viel um die Produktion zu kümmern. Von langer Dauer konnte ein solcher Zustand nicht sein. Im Anfang half ihnen ihr ungeheurer Enthusiasmus über alle Schwierigkeiten. Ziska nannte seine Krieger „wahrhafte Krieger Gottes“, und in der Tat leistete diese kühne Schar von Streitern ganz Unglaubliches. Fünf Kreuzzüge ließ der Papst Martin V. gegen die mit dem Banne beladenen Ketzer unternehmen. Aber ein Kreuzheer nach dem anderen wurde von den tapfern Hussiten elendiglich geschlagen, sodaß schließlich ganze Truppenmassen die Flucht ergriffen auf die bloße Nachricht von dem Nahen der Hussiten, ohne auch nur ein Treffen mit ihnen zu wagen.

Trotzdem mußten die Hussiten untergehen wie alle ähnlichen Gemeinschaften vor und nach ihnen. Nicht durch die Gewalt der Waffen wurden sie besiegt sondern durch ihre eigene Lebensunfähigkeit, durch ihre inneren Zwistigkeiten. Der Adel hätte sich längst von ihnen losgesagt, wenn er nicht hätte fürchten müssen, die geraubten Kirchengüter wieder zu verlieren. Nachdem aber Papst und Kaiser einsahen, daß sie mit der Waffengewalt nichts zu erreichen imstande waren, begannen sie, mit den Callixtinern zu unterhandeln und erklärten sich bereit, den Kirchenraub nicht als solchen ansehen und den Adel im Besitz seiner Güter lassen zu wollen. Anstatt das Geraubte zurückzuverlangen, schickte der Papst sogar Gesandte mit Geldmitteln nach Prag, um den Adel im Kampf gegen die Taboriten zu unterstützen.

Trotz dieser Aenderung der Sachlage blieben die Taboriten unter ihrem starken Führer Prokop, der nach dem Tode Ziskas die Leitung übernommen hatte, unbesiegt. Aber jetzt brachen auch unter ihnen selber Uneinigkeiten aus. Der Krieg, der zum größten Teil auf böhmischem Boden geführt worden war, hatte das Land verheert und dem Volke unermeßlichen Schaden bereitet. Die Bauern waren des Kampfes müde und sehnten sich nach Frieden. Als der Krieg infolge der siegreichen böhmischen Waffen aus der Defensive zur Offensive überging, und man begann, die benachbarten Städte und Länder zu berauben und zu plündern, da strömte allerhand Gesindel von aller Herren Länder zu den böhmischen Fahnen, um hier sein Glück zu versuchen. Aus den ursprünglichen „Kriegern Gottes“ wurde ein Banditenkorps, das nur an Brennen und Morden Gefallen fand. Ihre mordbrennerischen Züge erstreckten sich nach allen Richtungen hin, nach Ungarn, Oesterreich, Schlesien und Pommern. Der religiöse Enthusiasmus, der die Haupttriebfeder des aufständischen Volkes gebildet hatte, war längst erloschen, und es entstand eine Anzahl von Parteien, die sich untereinander bekämpften und schließlich zugrunde richteten.

Das große Weltendrama, das sich vom ersten Auftreten Johann Huß' bis zum Ende der sich daran anknüpfenden Hussitenkriege abspielte, ist von ganz besonderem Interesse für unsern speziellen Zweck. Wir haben hier eng zusammengedrängt alle möglichen Eventualitäten, die sich dem Christentum darboten. Durch das Studium der einzelnen Personen der großen Tragödie können wir uns ein Urteil bilden, welchen Einfluß das Christentum auf den Charakter der Menschen, auf die jeweiligen Verhältnisse sowie auf die Entwickelung der Civilisation ausgeübt hat.

Der Papst, der persönlich auf dem Koncil erschien und dann von ihm entfloh, Johann XXIII., war ein elender Schurke, ein Mörder, ein Bösewicht, den man lieber für die übertriebene Intrigantenfigur einer Tragödie als für einen wirklichen Menschen zu halten geneigt ist. Daß es solche Mißgebilde der Natur wirklich gibt, das ist niemandes

Schuld. Daß man aber ein solches Individuum zum Papste machte, daß es möglich war, daß ein solcher Ausbund von Schlechtigkeit zur höchsten Person der christlichen Kirche, zum „Statthalter Christi“ gemacht werden konnte, das zeigt welcher Art die Menschen waren, die als Repräsentanten der Kirche galten. Wenn man aber bedenkt, daß dieser Papst durchaus keine Ausnahme bildete, sondern daß dies das Holz war, aus dem die übrigen Päpste geschnitzt waren; ja, wenn man bedenkt, daß die Anklage gegen den Papst durchaus nicht etwa aus Entrüstung über seine Schlechtigkeit geschah, sondern daß es politische Ursachen waren, aus denen man den Papst absetzen wollte, dann kann man nur mit Mitleid und Verachtung auf die Religion herabblicken, die solche Menschen zu Repräsentanten ihrer Gottheit machte.

Huß wurde nicht von einem individuellen Richter oder von einem Richterkollegium verurteilt, sondern das Koncil urteilte über ihn, das gesamte Koncil zu Konstanz. Es handelt sich also nicht um eine Individualität, nicht um die Schlechtigkeit eines Individuums, sondern die Versammlung der höchsten Geistlichkeit aus allen Ländern taten diesen Richterspruch. Aus Italien, Deutschland, Frankreich, England und Spanien war die Elite der Geistlichkeit erschienen. Es waren hier beisammen: 29 Kardinäle, 49 Erzbischöfe, 116 Bischöfe, von dem übrigen Klerus und den weltlichen Herren garnicht zu reden. Sie alle saßen zu Gericht über Johann Huß. Sie alle verdammten ihn als einen elenden Ketzer. Kein einziger erhob seine Stimme für ihn. Nicht einer von den 29 Kardinälen hatte den leisesten Skrupel, einen unschuldigen Mann zu verbrennen. Sie alle wußten, daß er unschuldig war, alle, sämtliche Herren Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, etwa 200 an der Zahl, sie alle wußten es, und keiner sprach ein einziges Wort zu seinen Gunsten. Da sie alle wußten, daß er unschuldig war, erfanden sie die absurdesten Anklagen, wie daß er sich zur vierten Gottheit machen wolle, und verlangten von ihm, daß er diese Sachen „abschwören“ solle, was gleichbedeutend ist mit einem Schuldbekenntnis. Jeder einzelne von ihnen wußte, daß diese Anklagen reinste Erfindung seien, und nicht ein einziger erhob Einspruch gegen seine Verurteilung.

Was kann man von der allgemeinen Moral eines Volkes erwarten, wenn die Vornehmsten und Edelsten eine solche Verbrecherbande bilden? In dieser Versammlung von Kardinälen und Bischöfen zeigt sich so recht der Fluch, der das Christentum für die ganze Menschheit war. Niemals hat eine Religion oder irgend eine sonstige Lehre die Moral der Menschheit so korrumpiert wie das Christentum. Niemals wurden die Begriffe von Recht und Unrecht, von gut und böse so verdreht und geradezu auf den Kopf gestellt als zu jener Zeit, da das Christentum in seiner höchsten Blüte war.

Nun betrete Sigismund die Bühne! Man sehe sich einen deutschen Kaiser an, der offen, ohne das geringste Bedenken sein Ehrenwort bricht. Wer ist es, der heute nicht den tiefsten Abscheu vor einem solchen Buben empfände? Ein Kaiser, der wissentlich einen unschuldigen Menschen fälschlich anklagen läßt und ihn dann dem Flammentode überantwortet! Und doch, im Kaiser regte sich das menschliche Gewissen, das selbst jenes Christentum nicht gänzlich ersticken konnte. Er mußte erröten, als ihm Huß ins Auge sah und ihn an sein Kaiserwort erinnerte. Aber jede edlere Regung des Herzens mußte verschwinden vor dem unbarmherzigen Schwert christlicher Rache. Ja, der Kaiser fühlte sich nicht nur gerechtfertigt sondern durfte das Gefühl hegen, seine Pflicht erfüllt zu haben. War ihm doch von Jugend auf gelehrt worden, einem Ketzer gegenüber brauche man sein Wort nicht zu halten. Einen elenden Ketzer zu bestrafen sei die heiligste, höchste Pflicht eines guten Christen, und der Kaiser hätte keine höhere Pflicht vor Gott und den Menschen, als die Welt zu reinigen von diesen „verdammten Ketzern!“ Aus Kaisern Schurken gemacht zu haben, des kann sich die Religion rühmen, von der man behauptet, sie habe die Menschheit veredelt.

Und nun noch die traurige Gestalt des Helden dieser Tragödie, Johann Huß. Wir sehen ihn vor uns stehen mit der pappenen, mit Teufeln bemalten Bischofsmütze auf dem Haupte. Rings um ihn her sind die Holzscheite in Brand gesteckt, um ihn, einen unschuldigen Menschenbruder, zu verbrennen. Die rechte Hand auf die Brust gelegt richtete er seinen Blick gen Himmel, um das letzte Gebet an seinen

Herrn und Schöpfer zu richten. Armer, bemitleidenswerter Tor! Bis zum letzten Moment war er standhaft geblieben und starb als Märtyrer für seinen Glauben. Das gen Himmel gerichtete Auge hoffte, sobald die irdische Hülle verbrannt war, seinen „Erlöser“ zu erschauen. Wie dieser gelitten und geendet hatte, so wollte auch er untergehen. Mit dem Ende seines irdischen Lebens hoffte er die ewige Seligkeit zu erhalten. Im Reiche Gottes erwartete er Entschädigung zu finden für die Todesqualen, die seine Verfolger ihm hier bereitet. Wie rührend ist dieser naive Kinderglaube! Wie traurig, wie bejammernswert! Ein edler, nobler Charakter, irre geführt durch ein törichtes Ammenmärchen! Ein Märtyrertum ist ideal und schön, wenn es einer edlen Sache gilt. Ein Mann, der sich aufopfert für das Wohl seiner Mitmenschen, wird stets unsere höchste Bewunderung erregen und als nachahmenswertes Beispiel von der Nachwelt gepriesen werden. Aber für ein leeres Phantom zu leiden und zu sterben, der Torheit und dem Aberglauben zum Opfer zu fallen, und darin ein Märtyrertum zu suchen, ist in hohem Maße tragisch. Es kann dies unser Mitleid und Bedauern erregen, aber nicht unsere Bewunderung. Mit um so bittereren Gefühlen muß uns eine Lehre erfüllen, die solchen Irrtum, solchen Aberglauben erzeugt und ideal angelegten Naturen, die ihren Mitmenschen einen großen Nutzen hätten gewähren können, ein zweckloses Märtyrertum auferlegt, das weder ihnen selber, noch anderen zum Heile gereicht.

Nunmehr fällt unser Blick auf das Volk, dessen endlose Kämpfe, dessen verheerende Bürgerkriege den Abschluß dieser großen Tragödie bilden. Es handelt sich dabei in erster Linie um jene unvermeidlichen Erscheinungen, die der Kampf ums Dasein zu allen Zeiten der Geschichte erzeugte, und die sich überall in verschiedener Form wiederholten. Der Adel war eifersüchtig auf den Reichtum der Kirche; der Bürgerstand mißgönnte dem Adel seine Vorrechte; das Proletariat der Städte sowie die Bauern wurden durch die Ausbeutung der oberen Klassen besonders des Klerus zu Not und Verzweiflung getrieben. Zustände wie diese und die sich aus ihnen entwickelnden Kämpfe können zu allen Zeiten der Geschichte beobachtet werden. So weit die ge-

schichtliche Tradition reicht, bildeten sie von jeher einen essentiellen Faktor in der kulturhistorischen Entwicklung der Völker. Aber, so müssen wir uns fragen, welchen Einfluß hat in diesem Falle das Christentum auf den Ablauf der Vorgänge ausgeübt? Wir sahen, daß der schamlose Betrieb des Ablaßschachers, die Anhäufung unermeßlicher Reichtümer in den Händen der Kirche, die Unterdrückung und Aussaugung des Volkes seitens des Klerus den äußeren Anlaß bildeten zu den entsetzlichen, sich über Jahrzehnte erstreckenden Bürgerkriegen. Hat aber das Christentum etwas dazu getan, die wilden Leidenschaften des Volkes zu mäßigen? Sind die Kämpfe unter christlichen Brüdern weniger grausam und blutig gewesen als die analogen Bürgerkriege heidnischer Völker? Hat die christliche Religion, die die Nächstenliebe auf den Lippen führt und sich darin ergeht, die Liebe zum Feinde zu predigen, irgend etwas getan, diese theoretischen Lehren zu verwirklichen? Nein! Keineswegs! Von alledem hat das Christentum das volle Gegenteil getan. Es hat alle niederen Leidenschaften der Menschen zur höchsten Wut angefacht und alle edleren Triebe gewaltsam erstickt.

Der Adel war auf nichts weiter bedacht, als die von der Kirche angesammelten Reichtümer nun seinerseits zu stehlen und sie dem Volke vorzuenthalten. Das niedere Volk wurde zu einem Fanatismus angespornt, der wahre Ungeheuer aus ihm machte; Weiber wurden zu Hyänen. Wie weit mußte die moralische Verkommenheit gediehen sein, wenn Weiber sich gegen ihr eigenes Geschlecht wandten und sie samt ihren Kindern verbrannten? In Dummheit und Unwissenheit wurde das Volk gehalten, und niemals hat der Aberglaube eine so verderbliche Höhe erreicht als zu jener Zeit. Die christlichen Priester, zu welcher Partei sie auch gehören mochten, stachelten das Volk zu nie geahnter Wildheit und Grausamkeit an. Auf jeden Kopf eines Ketzers war ein Preis gesetzt. Des Mordens und Brennens war kein Ende.

So endete denn schließlich das Drama dadurch, daß das Volk sich selbst vernichtete. Wie hungrige Wölfe, wie rasende Ungeheuer fielen die christlichen Brüder übereinander her, bis schließlich alles zerstört war, und man allseitig

neue Kräfte sammeln mußte, um die Tragödie wieder von neuem zu beginnen nur in noch viel größerem, nie geahntem Maßstabe.

Fragt man sich nun, ob das Christentum bei der ganzen Hußschen Tragödie auch nur einem einzigen Menschen etwas genutzt hat, so muß der unparteiische Beobachter die Frage ganz entschieden mit „Nein“ beantworten. Das Christentum hat nicht nur niemandem den geringsten Nutzen erwiesen, sondern hat die Menschen zu Ausgeburten der Hölle gemacht. Von den höchsten Spitzen der Christenheit, von den Kardinälen bis herab zu den Lumpenproletariern und Bauern wurden überall die niedrigsten Leidenschaften angefacht, und die ganze Affaire Huß enthält auch nicht einen einzigen Punkt, der uns mit dem Christentum auch nur einigermaßen auszusöhnen imstande wäre.

5. Die Reformation.

Mit der aufsteigenden Morgenröte, die sich nach langer dunkler Nacht am Horizonte erhebt und allmählich zum Firmamente empordringt, um in goldenem Strahlenglanze die Welt zu erleuchten, pflegt man das Zeitalter der Reformation zu vergleichen.

Nun wohl! Dunkel genug war freilich die Nacht jenes schrecklichen Jahrtausends vom Beginne des Christentums bis zur Reformation. Volle tausend Jahre fürchterlicher Greuel, menschlicher Bestialität! Wahr ist es auch, daß unsere heutige Civilisation, was man auch immer über dieselbe denken mag, im Vergleich zu jenem grauenhaften Mittelalter einen enormen, nicht hoch genug zu schätzenden Fortschritt darstellt.

Anders jedoch liegen die Verhältnisse hinsichtlich der Frage, welchen Anteil die „Reformation" der christlichen Kirche an diesem Fortschritt gehabt habe. Wenn man vom Zeitalter der Reformation spricht, so hat man in der Regel in erster Linie oder gar ausschließlich die Umwälzungen auf dem Gebiete der Kirche im Auge. Jenes Zeitalter aber war durch andere Faktoren gekennzeichnet, die von der größten Bedeutung für die Entwicklung der Civilisation waren.

Mehr als irgend etwas anderes hat zu einer radikalen Umwälzung auf allen Gebieten menschlichen Tun und Treibens die Erfindung der Buchdruckerkunst beigetragen. Man hat in richtiger Würdigung dieser Tatsache den Satz aufgestellt, daß es ohne Buchdruckerkunst nur Barbaren gegeben

haben könne. Dieser Satz hat seine vollkommene Richtigkeit und wird selbst durch die hohe Kunst und Wissenschaft der alten Völker nicht umgestoßen. Bei ihnen konnte es sich nur um die geistige Bildung einiger weniger handeln, während die große Masse des Volkes in Unbildung und Unwissenheit verharrte. In den großen Städten, in Athen, Korinth und Sparta wurde die Jugend durch Vorträge gebildet. Die Geschichte der Vorfahren wurde durch mündliche Ueberlieferung von Generation auf Generation übertragen. Die Geschichtsschreiber lasen ihre Werke wie Herodot in Olympia bei besonderen Gelegenheiten vor. Alles dies aber konnte die Masse des Volkes nicht heranbilden. Nach unseren heutigen Begriffen richtet sich die Kulturstufe eines Volkes nicht nach den Leistungen einzelner Philosophen, Dichter und Künstler sondern nach dem Bildungsgrad des Durchschnittsmenschen. Die große Masse des Volkes aber kann ohne Druckschriften keine Kenntnisse erlangen. Man versuche nur einmal sich vorzustellen, wie die Welt heute aussehen würde ohne Druckerkunst, d. h. ohne Bücher, ohne Zeitschriften, ohne tägliche Zeitungen. Dank dieser segensreichen Erfindung besitzt heute jede Küchenmagd mehr Kenntnisse und eine höhere Weltanschauung als der tapferste Rittersmann des Mittelalters.

Es war durchaus kein Zufall, daß im Zeitalter der Reformation so viele Faktoren zusammenfielen. Die Reform der Kirche oder deutlicher ausgedrückt die Lossagung vom Papsttum, die Wiedergeburt der alten klassischen Künste und Wissenschaften, die großen Fortschritte auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Tätigkeit, alles dies verdankte seine Entstehung der einem halben Jahrhundert vorausgegangenen Erfindung der Buchdruckerkunst. Ohne diese wäre nichts von alledem möglich geworden. Hätte man die Buchdruckerkunst hundert Jahre früher erfunden, so hätten sich die Aufstände der Hussiten nicht im Sande verlaufen. Damals konnte man Huß mitsamt seinen Schriften verbrennen und das Volk hübsch dumm halten. Luther aber sowie die übrigen Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts hätte man zwar auch verbrennen können, ihre Schriften jedoch hätten fortgelebt und um so zündender gewirkt unter dem

durch Flugschriften aller Art in Aufregung versetzten Volke. Man versuchte zwar an manchen Orten, Luthers Bücher zu verbrennen, aber dies konnte höchstens eine symbolische Bedeutung haben, insofern als diese Handlung als Zeichen der Verdammung dienen sollte. Aus der Welt schaffen ließen sich Schriften nicht, die in Tausenden von Exemplaren gedruckt und über das ganze Land verbreitet waren.

Der gewaltige Unterschied zwischen der Neuzeit und den älteren Perioden der Geschichte besteht darin, daß jetzt sämtliche Errungenschaften des menschlichen Geistes mehr oder weniger zum Gemeingut aller werden, während früher nur wenige Bevorzugte überhaupt Kenntnis davon erhielten. Und diese nicht hoch genug anzuschlagende Tatsache ist lediglich eine Folge der Druckerkunst. Es wäre daher viel richtiger, den Beginn einer neuen Epoche in der Geschichte jener bedeutungsvollen Erfindung zuzuschreiben, als die sogenannte „Reformation" der christlichen Kirche dafür verantwortlich zu halten. Den Einfluß klarzustellen, den diese auf den Fortschritt der allgemeinen Civilisation gehabt hat, und den „Segen" zu betrachten, den sie der Menschheit brachte, soll die Aufgabe nachfolgender Erörterungen sein.

Die Schamlosigkeit des Papsttums und des höheren Klerus hatte zu Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreicht. Ihrem Beispiele folgend waren in Deutschland sämtliche Schichten der Bevölkerung von dem gemeinsten Schachergeist durchdrungen. Von der Kaiserkrone bis herab zum kleinsten Beamtenposten war alles für Geld käuflich und ohne Geld nichts erreichbar. Jeder hatte seinen Preis, aus jeder Handlung wurde ein Geschäft gemacht. Die Kurfürsten verkauften ihre Stimme bei der Kaiserwahl. Die kaiserliche Würde, die zu einem bloßen Schattenbild herabgesunken war, wurde von den Kurfürsten nur deshalb aufrecht erhalten, weil jede neue Kaiserwahl ihnen ein glänzendes Geschäft in Aussicht stellte. Sie ließen sich von sämtlichen Kandidaten bestechen, um dann schließlich dem Meistzahlenden ihre Stimme zu geben. Die höchste Geldgier und die gemeinsten Mittel zur Befriedigung derselben legten die beiden Hohenzollern an den Tag, der Kurfürst von Brandenburg, Joachim I., und

sein Bruder Albrecht, der Erzbischof von Mainz und Magdeburg.

Der Adel und die Städte wurden in gleicher Weise von der sich immer mehr erhebenden Fürstenmacht bedrängt. Rittergüter, die der Adelstand als sein Eigentum betrachtet hatte, wurden von den Landesfürsten als fürstliches Lehen in Anspruch genommen. Den Städten wurden Steuern auferlegt, die sie kaum aufzubringen imstande waren. Um sich für die erlittenen Verluste schadlos zu halten, beraubten und erpreßten die Ritter das Volk und die Bauern, bis diese zur Verzweiflung getrieben wurden.

Die gemeinsten Ausbeuter des Volkes aber waren die Pfaffen. Die besten Gegenden des Landes hatten sie sich angeeignet. Der Rhein, den bereits Kaiser Friedrich III. die Pfaffengasse genannt hatte, war fast ausschließlich in Händen der Geistlichkeit. Dabei kümmerten sich die meisten Bischöfe überhaupt nicht um geistliche Angelegenheiten. Sie waren vielmehr Jäger und Räuber, vor denen niemandes Eigentum sicher war. Trotzdem wurden die Pfaffen von den Fürsten unterstützt, weil diese für ihre Angehörigen Bischofsstühle zu erwerben suchten.

Wie die höheren Stellen so wurden auch die geringeren Aemter der Kurie an den Meistbietenden verschachert. Mit den zahlreichen Pfründen war es soweit gekommen, daß man einen regelrechten Handelsartikel daraus machte. Man überließ den Vertrieb derselben den großen Handelsgesellschaften wie dem Hause Fugger, die sie gegen einen mäßigen Zins an den Meistbietenden verkauften oder verpachteten. So gab es Geistliche, die eine erhebliche Anzahl von Kanonikaten besaßen, ohne auch nur eines derselben selber zu versehen.

Deutschland hatte zwar in kommerzieller und industrieller Hinsicht zu jener Zeit einen großen Aufschwung genommen. Es besaß große Bergwerke und erfreute sich eines weitverbreiteten Warenhandels. Aber gerade darum stürzten sich die hungrigen Wölfe aus Rom um so gieriger über das Land her. In England, Frankreich und Spanien hatte man es verstanden, dem kirchlichen Ausbeutungssystem entgegenzusteuern. In jenen Ländern blieb der Er-

trag der Ausbeutung im Lande und kam der herrschenden Klasse zugute, die alle einträglichen Aemter und Pfründen mit ihren eigenen Leuten besetzte. In Deutschland aber waren es Kreaturen des Papstes, die alle einträglichen Kirchenstellen inne hatten. Durch die Annaten, die Pfründenvergebung an auswärtige Kardinäle, die Zehnten, die Sportelerhebungen und alle möglichen kirchlichen Besteuerungen strömten unermeßliche Summen nach Rom. Die Prachtliebe und Prunksucht des aus dem Hause Medici stammenden Papstes Leo X. kannte keine Grenzen und verschlang Unsummen Geldes, ohne doch jemals genug zu haben. Die Fürsten und Stände erhoben offene Klage, daß ihre Länder systematisch ausgesaugt würden, ohne jedoch von irgendwelcher Seite auf Abhülfe hoffen zu dürfen.

So lagen die Verhältnisse in Deutschland zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts. Es herrschte eine allgemeine Unzufriedenheit unter sämtlichen Schichten des Volkes, von den Fürsten bis herab zu den Bauern. Unter dem Joch und dem Aussaugungssystem des Papsttums hatten alle Kreise in gleicher Weise zu leiden, und es bedurfte daher nicht viel, die Unzufriedenheit darüber zu einem offenen Ausbruch zu bringen.

Den direkten Anlaß bildete dazu bekanntlich die Schamlosigkeit, mit welcher der Ablaßhandel zu jener Zeit betrieben wurde. Schon die Lehre vom Ablaß, wie sie damals von der Kirche formuliert war und allgemein als christliche Satzung gepredigt wurde, ist geradezu eine Beleidigung der menschlichen Intelligenz. Allerdings, menschliche Intelligenz! Armseliges Wort! Wie kann man nur an Intelligenz denken, wenn man es mit dem christlichen Aberglauben zu tun hat!

Jener Lehre zufolge sei durch das Opferblut des Heilands die Erlösung der Menschheit bewirkt; seine guten Werke aber seien für andere Gnaden verwendbar geblieben. Dieser Schatz sei im Laufe der Jahrhunderte noch vermehrt worden durch den Ueberfluß an guten Taten, den das große Heer der Heiligen geleistet habe, der weit reichhaltiger sei, als für ihre Seligkeit und die ihrer Anbeter erforderlich wäre. Die Verwahrung und Verwaltung dieses Schatzes überschüssiger Verdienste gebühre dem Statthalter Christi auf

Erden. Er habe das Recht und die Macht, dem Sünder aus diesem Vorrate guter Werke so viele zuzuerteilen, als für sein eigenes Seelenheil erforderlich wären. Auch könne er mittels dieser heiligen Verdienste die sich im Fegefeuer befindlichen Seelen Verstorbener befreien oder ihre Strafe abkürzen. Diesen Unsinn erdreistete man sich, dem Volke zu lehren, und, was schlimmer ist, das Volk glaubte daran.

Seinen Höhepunkt erreichte der Ablaßschwindel unter der Regierung Leos X., der kein Mittel scheute, sich in den Besitz von Reichtümern zu setzen.

Der Dominikaner Johann Tezel durchreiste das Land im Auftrage des heiligen Vaters mit zwei großen Kisten, von denen die eine die verschiedensten Ablaßbriefe für begangene oder noch zu begehende Sünden enthielt, die andere aber zur Aufbewahrung der ungeheuren Geldsummen diente, die von dem armen Volke erpreßt waren. In allen Städten und Dörfern, durch die er kam, errichtete er ein großes Feuer, pflanzte daneben sein rotes Kreuz auf mit dem Wappen des Papstes und zeigte dem Volke die päpstliche Bulle, die ihn ermächtigte, Ablaß für jederlei Sünden zu verkaufen. Das bekannte Motto: „Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer springt“, zog Tausende und abermals Tausende von Menschen herbei, die die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollten, ohne für ihr eigenes Seelenheil und das ihrer nächsten Angehörigen zu sorgen. So manche arme alte Frau gab ihren letzten Sparpfennig hin, um die Seele ihres Sohnes aus dem Fegefeuer zu retten. Tausende von armen Leuten opferten die im Schweiße ihres Angesichts erworbenen Ersparnisse für einen Zettel, auf dem die Erlösung aus der Hölle oder die Vergebung von Sünden verkündet war. Der Herr Kommissarius hatte auch sogenannte „Milch- und Butterbriefe“ zum Verkauf, deren Besitzer ohne priesterliche Strafe Milch und Butter während der Fasten genießen konnten. Die Preise der Ablaßzettel richteten sich nach den betreffenden Sünden. Eine Seele aus dem Fegefeuer zu erlösen, kostete nach unserer Rechnung 40 Pfg. „Für Vielweiberei zahlte man sechs Dukaten, für Meineid neun, für Mord acht, für Zauberei zwei. Simson, der in der Schweiz einen ähnlichen Handel trieb, hatte einen

anderen Tarif. Er forderte z. B. für Kindermord nur vier Livres und für Eltern- oder Brudermord nur einen Dukaten".

Was viel erstaunlicher ist als die Verworfenheit und Unverschämtheit, mit der dieser Schwindel betrieben wurde, ist die bodenlose Dummheit seitens der Bevölkerung, die einen solchen Betrug ermöglichte. Es war durchaus nicht nur die unterste Klasse des Volkes, die dem Ablaßhandel zum Opfer fiel, alle Schichten der Bevölkerung trugen vielmehr dazu bei, den Schatz des heiligen Vaters zu vermehren.

Wie sehr die Menschheit unter dem Banne des Papstes stand und selbst angesichts der scheußlichsten Verbrechen es für unmöglich hielt, daß der von Gott eingesetzte Statthalter Christi zu fehlen imstande sei, beweist die Schüchternheit und Zaghaftigkeit der Oppositionsversuche gegen eine Aussaugung des Volkes, deren Gemeinheit und Niederträchtigkeit heutzutage jede Köchin auf den ersten Blick erkennen würde. Man bedenke nur, wie Luther von der ganzen Welt angestaunt wurde, als er zuerst gegen diesen Unsinn Einspruch erhob. Dabei darf man nicht vergessen, daß es lediglich nur der Ablaßhandel war, gegen den er sich wandte, daß er in keinem anderen Punkte die Autorität des Papstes anzugreifen versuchte. Er sagt selber in späteren Jahren, er sei damals noch so „trunken, so ersoffen in den Lehren des Papstes gewesen, daß er schier bereit gestanden, alle diejenigen zu töten, welche dem Papste auch nur mit einer Silbe den Gehorsam versagt hätten". Und wie ging er dabei zu Werke, seine Opposition gegen den Ablaß zu rechtfertigen! 95 lange Thesen schlug er an die Schloßkirche zu Wittenberg, um zu beweisen, daß der Ablaßhandel keine göttliche Institution sei, daß der Papst keine Macht habe, Seelen aus dem Fegefeuer loszukaufen. Alles dies wegen einer Sache, die man heute kurz und bündig in die zwei Worte „elender Schwindel" zusammenfassen würde. Ja, er lud „jeden Sachverständigen" zu einer öffentlichen Disputation ein, um seine Meinung frei zu verfechten. Wie versumpft muß die ganze Bevölkerung gewesen sein, wenn es solcher Mittel bedurfte, um einen so handgreiflichen Schwindel als solchen zu kennzeichnen! Und wie entsetzlich mußte die ganze Christenheit von diesem Schwindel vergiftet werden. Es handelte sich

nicht nur um einen einfachen Raub, um eine Ausbeutung des Volkes. Das wäre noch ein unschuldiges Beginnen gewesen im Vergleich mit dem verderblichen Ablaßhandel. Die Raubritter, die ihre Opfer offen überfielen und ihnen ihr Hab und Gut stahlen, ja auch nicht zögerten, unschuldige Menschen ums Leben zu bringen, wenn sie sich ihnen widersetzten, sie betrieben ein unschuldiges Handwerk im Vergleich zu dem teuflischen Schwindel des pästlichen Ablasses. Denn jene waren offene Räuber und Mörder, die ihre Opfer nur ins Unglück stürzten, aber keine Verbrecher aus ihnen machten. Der Ablaßhandel aber, der auf jedes Verbrechen einen bestimmten Preis setzte, der sich nicht entblödete, sogar Vergebung für noch zu begehende Verbrechen zu verkaufen, der reizte die Menschen offen auf zu den schändlichsten Taten. Was mußten es für Zustände sein, wenn ein Vater- oder Brudermörder gerechtfertigt „vor Gott und den Menschen" dastand, nachdem er sich einen elenden Ablaßwisch vom heiligen Vater gekauft hatte. Jeder, der sich in den Besitz genügender Ablaßzettel setzte, konnte mit ruhigem Gewissen brennen, stehlen, morden so viel es ihn gelüstete. Und das geschah im Namen der Religion, von der es heißt, sie sei der größte „Segen" für die Menschheit gewesen und habe die Menschen aus Barbaren zu „veredelten Völkern" gemacht. Das ist die Religion, der wir unsere heutige Civilisation verdanken sollen.

Wie man der „Reformation" auf kirchlichem Gebiete die großen Fortschritte zuschreibt, die die Civilisation während der letzten vier Jahrhunderte zu verzeichnen hat, so pflegt man Martin Luther als Helden und Begründer der Reformation anzusehen. Beide Anschauungen sind unrichtig. Die Empörung des Volkes gegen das unerträgliche Aussaugungssystem der Kirche und die Lossagung eines Teiles der Christenheit vom Papsttum bildete nicht die Ursache des geistigen Fortschritts der Menschheit, sondern umgekehrt, die Abschüttelung dieses Joches war eines der ersten Symptome des Erwachens aus dem Schlafe düsteren Aberglaubens und bodenloser Dummheit. Desgleichen war Luther nicht der Begründer und Träger der Reformation, sondern umgekehrt, er wurde getragen von den anschwellenden Fluten

des sich entwickelnden Freiheitsdranges des Volkes.

Was Luther getan hat, haben vor ihm andere in weit höherem Maße getan. Sowohl Wiclif als Huß traten selbstbewußt gegen das Papsttum auf und vertraten eine ganze Reihe von Sätzen, die sich mit dem damaligen Christentum im Widerspruch befanden. Gegen den Ablaßschwindel sind andere vor Luther weit energischer und deutlicher aufgetreten, als Luther es getan hatte.

Johann von Wesel z. B., der Professor an der Erfurter Universität war und zwei Jahre vor Luthers Geburt starb, nannte den Papst einen „bepurpurten Affen" und zog auf das heftigste los gegen den Ablaß, die Beichte, die letzte Oelung und sogar das Abendmahl.

Wie behutsam und schüchtern trat dagegen Luther auf. Er hatte nicht im entferntesten die Absicht, irgend etwas gegen den Papst zu sagen, geschweige denn, sich von ihm zu trennen. Nur gegen die schamlose Art und Weise, mit welcher der Ablaßhandel betrieben wurde, erhob er Einspruch. Nicht einmal den Ablaß als solchen wollte er bekämpfen. In der 38. These sagt er ausdrücklich: „Doch ist des Papstes Vergebung und Austeilung mit nichten zu verachten". Luther besaß in religiöser Hinsicht den denkbar orthodoxesten Glauben. Wie sonderbar war schon sein plötzlicher Entschluß, ohne Abschied von den Eltern und Freunden in ein Kloster zu gehen, weil „Gott" ihn bei einem Gewitter „beschützt" hatte. Als er in Rom war, rutschte er die Treppe des Pilatus, welche der Sage nach von Jerusalem nach Rom verpflanzt worden sein sollte, auf den Knieen hinauf, um den verheißenen Ablaß zu erlangen. Er versäumte keine Pilgerandacht in der heiligen Stadt. Er lief „durch alle Kirchen und Klüfte". Er las Messen, um die Seelen seiner Freunde aus dem Fegefeuer zu erlösen, und es war ihm „schier leid, daß sein Vater und seine Mutter noch lebten", so gerne hätte er auch sie erlöst durch seine Werke und Gebete. Was für eine Art von „Reform" konnte einem solchen religiösen Fanatismus entspringen?

Nicht eine freiere aufgeklärtere Gesinnugsart, nicht eine Emanzipation von dem althergebrachten Aberglauben hat Luther jemals angestrebt, sondern im Gegenteil die strengste

orthodoxeste Befolgung der Bibel bildete sein Ideal. Nur insofern das Papsttum diesen strengen Glauben durch seine Frivolitäten verletzte, trat er ihm entgegen.

Aus freien Stücken aber hat sich Luther dem Papste niemals widersetzt. Sein selbständiges Handeln begann und endete mit der Veröffentlichung jener 95 Thesen gegen den Ablaß. Noch lange nachher schrieb er die demütigsten Briefe an seine vorgesetzten Bischöfe und an den Papst. „Derohalben", schließt der Brief an letzteren, „heiligster Vater, falle ich Ew. Heiligkeit zu Fuß und übergebe mich ihr mit allem, was ich bin und habe; sie möge mich am Leben erhalten oder töten, meiner Sache zu oder abfallen, mir Recht oder Unrecht geben nach ihrem Gefallen. Es gerate nun, wie es wolle, so will ich nichts anders wissen, denn daß Ew. Heiligkeit Stimme Christi Stimme sei, der durch sie handele und rede."

Die Thesen Luthers, die übrigens ein Muster von Naivität waren, — man bedenke nur, 95 Thesen, um das Ungehörige dieses Schwindels zu beweisen, — diese Thesen hatten sich wie ein Flugfeuer über das ganze Land verbreitet, und es war fortan nicht mehr die Person Luthers, um die es sich handelte, sondern das deutsche Volk.

Wie ein Gnadengeschenk des Himmels begrüßte der Adel die Opposition gegen die Kirche. Schon wähnte er sich im Besitze von reichen Klöstern und Stiften und malte sich Zustände aus, wie sie den Aufständen in Böhmen gefolgt waren. Das gemeine Volk und besonders die Bauern, die unter der Last der Steuern stöhnten, träumten vom himmlischen Reich, wo „Milch und Honig fließt". So wurde Luther mit einem Male der populärste und andererseits am meisten gehaßte Mensch der ganzen Welt.

Dabei muß man aber immer im Auge behalten, daß es sich nicht um die Person Luthers handelte sondern um den großen Streit pro oder contra Papsttum, der sich seit Jahrhunderten herangebildet hatte und nunmehr zum Ausbruch gekommen war. Wäre Luther in jenem Augenblick gestorben, so hätten die Dinge ihren Verlauf gerade ebenso genommen. Er war nicht der leitende Faktor dieser großen Begebenheiten, sondern lediglich ein Produkt derselben.

Luther konnte daher, nachdem die Flammen einmal aufgelodert waren, unmöglich wieder zurücktreten. Die Brücke war hinter ihm abgebrochen. Mit Gewalt wurde er dazu gedrängt, eine Rolle zu spielen, von der er sich nicht im entferntesten etwas hätte träumen lassen. Er war nichts weniger als der zielbewußte Held, der unverwandt sein Ideal verficht und unerschrocken immer vorwärts dringt. Bei der Abfassung der Thesen hatte er nichts anderes im Auge als die Mißbräuche des Ablasses, von denen er in seiner Naivität dachte, daß sie ohne Wissen und gegen den Willen des Papstes und der hohen Bischöfe geschähen. Nichts lag ihm ferner, als seine Heiligkeit den Papst irgendwie anzugreifen. Als er sich aber infolge seines Auftretens von allen Seiten angegriffen sah, da mußte er sich natürlich verteidigen. Seine Position war daher die einer Defensive, nicht die eines anstürmenden Helden. Wiederholt erklärte er sich bereit, fortan schweigen zu wollen, wenn nur seine Feinde auch schwiegen und ihn in Ruhe ließen. Hätte man dies getan, so wäre Martin Luther vergessen und begraben gewesen. Aber gerade seines zaghaften Auftretens wegen glaubten seine Widersacher, leichtes Spiel mit ihm zu haben, und drängten ihn nun zum Aeußersten. Sie übersahen dabei, daß sie nicht gegen die Person Luthers vorgingen sondern gegen ein ganzes Volk, und daß es nur eines Funkens bedurfte, um das Pulverfaß zur Explosion zu bringen. Man verfaßte die ärgsten Schmähschriften gegen ihn; man klagte ihn der schlimmsten Ketzerei an und wollte ihn nun schließlich zum Widerruf zwingen.

Auf der anderen Seite wuchs das Begehren, das kirchliche Joch abzuschütteln, zur höchsten Begeisterung. Je heftiger die Angriffe wurden, die man von päpstlicher Seite auf Luther ausübte, um so größer wurde der Enthusiasmus, den das Volk für ihn zur Schau trug. Es galt dieser aber nicht der Person Luthers sondern der Sache, in die er, ohne es zu wissen und zu wollen, hineingedrängt war. Von einer Umkehr konnte aber fortan nicht mehr die Rede sein. Jetzt hatte er den Papst und die hohe Geistlichkeit zum Feinde. Dahingegen wurde er von allen Schichten der Bevölkerung, vom Adel wie von den Bauern, als Held verehrt. Dazu kam noch,

daß der Kurfürst von Sachsen in aufrichtiger religiöser Ueberzeugung ihm seinen persönlichen Schutz zuteil werden ließ. Solange er also fest blieb, hatte er im Kurfürstentum Sachsen nichts zu fürchten. Hätte er jedoch widerrufen, so hätte er sich dadurch seine Freunde zu Feinden gemacht, ohne jedoch seine Feinde zu versöhnen.

Als nun der Papst unkluger Weise den Bann gegen ihn schleuderte, da war ihm absolut keine Wahl mehr gelassen. Das Verbrennen der Bannbulle, das vom Volke als hehre Heldentat angestaunt wurde, war das einzige was er unter den gegebenen Verhältnissen tun konnte. An eine Versöhnung mit dem Papste war nicht mehr zu denken, und so konnte ihm nur noch daran gelegen sein, sich unter dessen Gegnern möglichst viele Freunde zu machen. Dies gelang ihm in hohem Maße, denn in der Fähigkeit allen Klassen gleichzeitig das Wort zu reden, ist die Ursache seines großen persönlichen Erfolges zu suchen. In seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation, von des geistlichen Standes Besserung“ forderte er die Nation auf, das römische Joch abzuschütteln, dem Papste seinen bisherigen Einfluß auf die deutsche Kirche und den daraus gezogenen Gewinn zu entziehen, den Priestern den Ehestand freizugeben und die Bettelklöster aufzuheben. Die bald darauf erscheinende Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ enthielt alle jene Punkte, die vor ihm von Wiclif und Huß aufgestellt waren, und die bereits überall Anerkennung gefunden hatten, wenn man es auch nicht wagte, sie offen auszusprechen.

Bevor er es selber wußte, war Luther zu einem Agitator geworden, nicht durch freies Wollen sondern durch die Macht der Verhältnisse. Wie ein winziger Nachen auf den Wogen des Meeres wurde er von der brausenden Flut der Ereignisse fortgerissen. So kam es, daß er im Jahre 1519 verfluchte, was er im Jahre 1518 noch heilig gehalten hatte.

Der Adel, der seine Gier nach den Kirchengütern kaum verhehlen konnte, bot Luther offen seinen Schutz an. Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten und Sylvester von Schaumburg, drei der hervorragendsten deutschen Reichsritter, schrieben ihm aufmunternde Briefe und luden ihn ein, falls er

sich in Wittenberg nicht sicher fühle, auf ihre Burgen zu kommen, wo hundert Ritter bereit wären, ihn zu schützen. Selbstverständlich galt dies nicht der Person Luthers sondern der Sache, die er vertrat, die aber für den Adel eine ganz andere Bedeutung hatte als für ihn.

Wie der Adel mit dem Besitze der Kirchengüter liebäugelte, so sehnten sich die Bürger und Bauern nach Freiheit und Erlösung von dem unerträglichen Drucke, der von allen Seiten her auf sie ausgeübt wurde. Auch an sie richtete Luther seine Worte und verkündete ihnen die Freiheit des „Evangeliums“, von dem sie sich große Dinge versprachen.

So lagen die Dinge, als im Jahre 1520 Luther vor den Reichstag zu Worms geladen wurde. Der große Kampf mit Rom hatte begonnen, und Luther war das Aushängeschild der antipäpstlichen Partei. Alle Schichten der Bevölkerung waren von Kampfeslust erfüllt. Sie alle hatten verschiedene Interessen auf dem Spiel, aber in Luther glaubten alle, den Vertreter ihrer Wünsche zu erblicken.

Seine Reise nach Worms glich einem Triumphzuge. Ueberall drängte sich das Volk, um den kühnen Mann zu sehen, der es gewagt hatte, die päpstliche Macht anzugreifen. Zu Erfurt wurde ihm ein feierlicher Einzug bereitet. Der Rektor der Universität und vierzig Bürger der Stadt zogen ihm zu Pferde zwei Meilen entgegen. Ueberall, wo er sich blicken ließ, jubelte ihm die Volksmenge entgegen und feierte ihn, als wäre er einer der größten Helden gewesen.

Diese Popularität konnte nicht der Person Luthers gelten, denn damals hatte er ja überhaupt noch keine Gelegenheit gehabt, etwas zu leisten. Die Veröffentlichung seiner Thesen und jener paar Schriften, die nichts Neues enthielten, konnten ihn unmöglich zum Helden machen. Was daher das Volk für ihn enthusiasmierte, war außer der Sache selber, um die es sich hier handelte, die Erwartung, die man von seinem zukünftigen Auftreten hegte. Er befand sich daher in der eigentümlichen Lage, gefeiert zu werden nicht für Heldentaten, die er vollbracht hatte, sondern für solche, die man von ihm erwartete.

Eitelkeit ist eine Eigenschaft, die einen Bestandteil der normalen menschlichen Psyche bildet. Der eine besitzt mehr,

der andere weniger davon. Luther war von der Natur mit dieser Eigenschaft auf das reichlichste bedacht worden. In seinem späteren Leben machte sie sich vielfach sehr bemerkbar. Er duldete keine Götter neben sich. Damals mußten die stürmischen Ovationen einen ungeheuren Eindruck auf ihn machen. Für einen einfachen Mönch, der weiter nichts getan hatte, als jenen skandalösen Ablaßschwindel in vorsichtiger Weise zu kritisieren, mußte es in der Tat etwas Berauschendes haben, sich plötzlich als größter Held gefeiert zu sehen.

Die große Frage, um die es sich für ihn zunächst handelte, war die, ob er imstande wäre, den Erwartungen, die man von ihm hegte, gerecht zu werden. War er imstande, die Heldenrolle zu spielen, die ihm das Schicksal zuerteilt hatte? Zunächst nahm er einmal die Sprache des Helden an. Als man ihm sagte, es wären gar viele Kardinäle und Bischöfe zu Worms, und man würde ihm vielleicht dasselbe Schicksal bereiten, das Huß hatte erleiden müssen, da erwiderte er: „Wenn sie gleich ein Feuer machten zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, will ich doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth zwischen die großen Zähne in sein Maul treten und Christum bekennen und denselbigen walten lassen“.

Das klingt allerdings sehr heldenhaft und wird den Leuten wohl sehr imponiert haben. Aber hätte Luther denn anders handeln können? Hätte er sich jetzt weigern können, nach Worms zu ziehen? In solchem Falle hätte er seine „Freunde“ viel mehr zu fürchten gehabt als seine Feinde. Also war es schon das ratsamste und sicherste für ihn, „in das Maul zwischen die großen Zähne zu treten“. An heldenhaften Redensarten ließ Luther es wahrlich nicht fehlen. Bei einer anderen Gelegenheit sagte er: „Wenn auch so viele Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hinein“. Das klingt in der Tat heroisch, namentlich wenn einem gar keine Wahl gelassen ist, ob man will oder nicht.

So hielt denn Luther seinen Einzug in Worms. In einem offenen Wagen von einer großen Volksmenge umgeben fuhr er zum Tor hinein. Voraus ritt der kaiserliche Herold

in seiner Amtstracht und mit dem Wappen des Adlers. Justus Jonas mit einem Famulus sowie zweitausend Menschen folgten dem Wagen. Das Gedränge auf den Straßen war so groß, daß viele, um ihn zu sehen, auf die Dächer steigen mußten. Von allen Seiten donnerte ihm der Jubelruf der Volksmenge entgegen. In derselben Wohnung mit ihm befanden sich der Reichsmarschall Ulrich von Pappenheim sowie die beiden sächsichen Ritter Friedrich von Thunau und Philipp von Feilitsch. Der Reichsmarschall von Pappenheim setzte ihn davon in Kenntnis, daß er am folgenden Tage um vier Uhr nachmittags in der Reichsversammlung zu erscheinen habe.

Die Augen der ganzen Welt waren in diesem Augenblicke auf Luther gerichtet; handelte es sich doch um die höchste und heiligste Angelegenheit, die zu jener Zeit die Welt beherrschte. Alles blickte auf den Helden, der vom Himmel gesandt zu sein schien, um das Volk Gottes zu erlösen aus der „babylonischen Gefangenschaft“. Mit der größten Spannung sah man dem Augenblicke entgegen, da der Held die Ketten sprengen würde, die das arme, unterdrückte Volk so lange getragen hatte.

Daß der Held die Nacht schlaflos verbrachte, kann uns nicht wundernehmen. Daß er sie „mit Betrachtung des gestirnten Himmels und mit Lautenspiel“ zubrachte, mußte eine besondere Bewandnis haben. Auf Luthers orthodoxen religiösen Glauben wurde bereits hingewiesen. Selbstverständlich glaubte er wörtlich an das Bestehen eines himmlischen Reiches, auf dessen Thron Christus saß von den Jüngern umgeben, wie es in den Evangelien geschildert ist. Warum sollte sich nicht in dieser bedeutungsvollen Nacht der Himmel auftun und sich ihm in seinem vollen Glanze zeigen? Warum sollte sich Christus seinen Jüngern nicht offenbaren, wie er sich Paulus offenbart hatte? War es nicht die Pflicht Gottes, ihn in diesem Augenblicke zu erleuchten und zu klären? War es doch Gottes Angelegenheit, um derentwillen er hier erschienen war, und für die er sein Leben zu lassen sich bereit erklärt hatte.

Konnten es andere Gedanken sein als solche, die Luther erfüllten, als er jene Nacht „mit Betrachtung des gestirnten

Himmels“ verbrachte? Für den, der darüber in Zweifel ist, bringen wir hier einen Teil des Gebetes, das Luther in jener Nacht gen Himmel sandte, und das er eigenhändig niederschrieb.

„Ach Gott, ach Gott! o, Du mein Gott, Du mein Gott! Stehe Du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit, tue Du es. Du mußt es tun, Du allein! Ist es doch nicht meine, sondern Deine Sache! Hab' ich doch für meine Person allhier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herren der Welt zu tun. Wollt ich doch auch wohl gute geruhige Tage haben und unverworren sein. Aber Dein ist die Sache, Herr, die gerecht und ewig ist! Stehe mir bei, Du treuer und ewiger Gott! Ich verlasse mich auf keinen Menschen. Es ist umsonst und vergebens, es hinket alles, was Fleisch ist und Fleisch schmeckt. O Gott, o Gott! Hörest Du nicht? Bist Du tot? Nein, Du kannst nicht sterben, Du verbirgst Dich allein. Hast Du mich dazu erwählet, ich frage Dich, wie ich es denn gewiß weiß. Ei so wollt es Gott, denn ich mein Leben lang nie wider solche großen Herren gedachte zu sein, habe es mir auch nicht vorgenommen. Ei Gott, so stehe mir bei in dem Namen Deines lieben Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz und mein Schirm sein soll, ja meine feste Burg, durch Kraft und Stärkung Deines heiligen Geistes. Herr, wo bleibest Du? Du mein Gott, wo bist Du? Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben darum zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein. Denn gerecht ist die Sache und Dein, so will ich mich denn von Dir nicht absondern ewiglich. Das sei beschlossen in Deinem Namen! Die Welt muß mich über mein Gewissen wohl ungezwungen lassen. Und wenn sie noch voller Teufel wäre, und sollte mein Leib, der doch zuvor Deiner Hände Werk und Geschöpf ist, zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen, dafür aber Dein Wort mir gut ist, und ist auch nur um den Leib zu tun. Die Seele ist Dein und gehört Dir zu und bleibt Dir ewig. Amen, Gott helfe mir! Amen!“

In solche Gebete versunken saß der große Held „wie ein Lämmlein“ und rief: „Komme doch Gott! Hörest Du nicht? Bist Du tot?“ Die ganze Nacht verbrachte er auf

diese Weise. Endlich aber nahte der Tag, dem die Menschheit so sehnsüchtig entgegengeblickt hatte.

Von allen Seiten empfing Luther Beweise der Sympathie. Selbst im Saale gaben ihm verschiedene von den hohen Anwesenden Zeichen der Zustimmung. Es sollen sich im Saale und in den Vorzimmern mehr als 5000 Menschen befunden haben. Die Versammlung, die seiner harrte, war sehr glänzend und zahlreich. Außer dem Kaiser und seinem Bruder, dem Erzherzog Ferdinand, waren anwesend: 6 geistliche und weltliche Kurfürsten, 24 Herzöge, 8 Markgrafen, 30 Bischöfe und Prälaten nebst vielen anderen Fürsten, Grafen, Edelleuten und Gesandten.

Als Luther vor dem Kaiser und den Ständen erschien, wurden ihm von dem Kurtrierischen Offizial im Namen des Kaisers zwei Fragen vorgelegt: „1. Ob er diese Bücher, die vor ihm niedergelegt waren, als die seinigen anerkenne, und 2. ob er alles, was darin verdammt sei, widerrufen wolle?“

Wie hatte sich wohl die hohe Versammlung im Saale und die Volksmenge, die draußen harrte, sowie die ganze Welt, deren Augen auf unseren Helden gerichtet waren, die Beantwortung der zweiten Frage vorgestellt? Die Frage, ob er alles das widerrufen wolle, um dessentwillen er als der größte Held gefeiert wurde, um dessentwillen ihm das Volk zugejubelt hatte, um dessentwillen die vornehmsten Ritter des Landes ihm ihren Schutz angeboten hatten; diese Frage, wie hatte man wohl geglaubt, daß Luther sie beantworten würde? Jener große Held, der nach Worms gekommen war, um seine Meinung zu verfechten, „wenn auch so viel Teufel dort wären wie Ziegel auf den Dächern!“ Wie hatte man wohl geglaubt, daß dieser große Held sich dieser Frage gegenüber verhalten würde?

Ist es eine zu große Anforderung an die Phantasie, sich jenen Helden vorzustellen, wie er mit zornig gefalteter Stirne jene Frage vernimmt, und wie sich gleich einem Pistolenschuß ein donnerndes „Nein“ als Antwort seinen Lippen entringt? „Nein“, so hören wir ihn rufen, „Nimmermehr! Kein Jota werde ich zurücknehmen von alledem, was dort geschrieben steht. Ich habe es aus innerster Ueberzeugung ge-

schrieben, und niemals werde ich meiner Ueberzeugung untreu werden!“

Wir fragen noch einmal. Ist es eine zu große Anforderung an die Phantasie, sich jenen Helden so vorzustellen? Wohl kaum! Wie hätte denn der Held anders sprechen und handeln können? Läßt es sich überhaupt denken, daß unser Held auch nur einen Moment mit dieser Antwort gezögert haben sollte? Nun wohl! So mag der Vorhang sich denn entfalten und unsern Helden zeigen in einem der wichtigsten Augenblicke, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat.

„Auf das aller untertänigste und demütigste“ erbittet sich Luther eine „Bedenkzeit“, „auf daß er ohne Nachteil Gottes Wortes und ohne Gefahr seiner Seelen Seligkeit auf die vorgehaltenen Fragestücke richtig antworten möge!“

Bleich und zitternd stand der große Held vor der Versammlung, sich eine Bedenkzeit erbittend, ob er das, was er gegen den Ablaß geschrieben habe, widerrufen solle! Derselbe Mann, dem man Ehren erwiesen hatte, wie sie dem „wiederkehrenden Messias“ nicht größer erwiesen werden könnten, bat um Bedenkzeit, um alles das, wofür ihn die Welt gefeiert hatte, zu widerrufen. Fast klingt dies unglaublich. Und doch, einen so kläglichen Eindruck machte der Held auf die Versammlung, daß der Kaiser zu einem seiner Nachbarn sagte: „Der würde mich nicht bewegen, daß ich ein Ketzer würde!“

Wie anders handelte dagegen der brave Huß auf dem Koncil zu Konstanz. Der bat um keine Bedenkzeit. Vom ersten bis zum letzten Augenblick erklärte er frank und frei, er würde nimmermehr ein Wort zurücknehmen von dem, was er gelehrt habe. Und wie verschieden lagen dabei die Dinge in beiden Fällen. Huß wußte, daß, falls er nicht widerrufen würde, er den Flammentod zu erleiden haben würde. Er war umgeben von Feinden, die ihm Dinge unterschoben, die er niemals gesagt hatte. Nicht einen Freund hatte er in der großen Versammlung; nicht eine Stimme erhob sich zu seinen Gunsten. Wie anders war die Lage Luthers. Er hatte umgekehrt lauter Freunde, wohin er den Blick auch wandte. Hinter ihm standen die tapferen Ritter, die nicht zugeben wollten, daß man ihm auch nur ein Haar krümme. Der Kur-

fürst von Sachsen hatte ihn unter seinen persönlichen Schutz genommen. Alle diese, — von der großen Volksmenge garnicht zu reden, — waren seine Freunde, solange er nur fest blieb. Er hatte viel mehr zu verlieren durch einen Widerruf als durch Festigkeit. Und doch, zitternd und bebend bat er um Bedenkzeit.

Sehr richtig bemerkte darauf der kaiserliche Offizial, er habe doch hinreichende Zeit gehabt, über den Grund seiner Vorladung nachzudenken, und es komme ihm daher eigentlich nicht zu, um einen Aufschub seiner Antwort zu bitten. Trotzdem bewilligte man noch einen Tag Bedenkzeit und beorderte ihn für den folgenden Tag vor die Versammlung.

Was sich innerhalb dieser 24 Stunden zugetragen hat, darüber fehlen uns alle näheren Angaben. Versetzt man sich aber in die Lage der dabei interessierten Parteien, so dürfte es wohl nicht unbillig sein, anzunehmen, daß Luthers Wankelmut eine allgemeine Bestürzung unter seinen bisherigen Verehrern hervorrief. Besonders kann man sich vorstellen, wie nicht nur der Adel seinen Unmut Luther gegenüber bekundete, sondern wie sich die früheren Versprechungen der Ritter, ihn zu beschützen und zu beschirmen, nunmehr in direkte Drohungen verwandelten, falls er der guten Sache untreu würde. Wir haben wie gesagt keine direkten Angaben darüber, aber es ist kaum glaublich, daß es anders hätte gewesen sein können.

Am folgenden Tage erschien er in der Versammlung, wo er eine lange Rede hielt, in der er sein Verhalten zu rechtfertigen suchte, bis ihn schließlich der Trierische Offizial unterbrach und ihm vorwarf, er habe nicht zur Sache gesprochen. Man sei nicht hier, um mit ihm zu disputieren, sondern man verlange von ihm eine klare und bündige Antwort, ob er widerrufen wolle oder nicht. Da ihm auf diese Weise gleichsam die Pistole auf die Brust gesetzt wurde, bequemte er sich endlich dazu, die Erklärung abzugeben, daß er nicht widerrufen würde, fügte aber die gewöhnlich mißgedeuteten Worte hinzu, „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen“! Diese Worte schilderten die Lage, in der er sich befand. Er konnte allerdings nicht

anders. Hier umzukehren, was für ein absolutes Ding der Unmöglichkeit! Ein Widerruf hätte aus dem gefeierten Helden das verächtlichste Individuum der Welt gemacht. Schwerlich hätte Adel und Volk ihm einen solchen Schritt verziehen, und um seine Sicherheit wäre es schlecht bestellt gewesen. Mut gehörte also für ihn sicherlich nicht dazu, die Widerrufung zu verweigern. Als er sich trotzdem später seines Heldenmutes in Worms rühmte, verspottete ihn Münzer mit den Worten: „Ueber Deinem Rühmen möchte einer wohl entschlafen vor Deiner unsinnigen Torheit, daß Du zu Worms vor dem Reich gestanden bist, Dank hab' der deutsche Adel, dem Du das Maul also wohl bestrichen hast und Honig gegeben; denn er wähnte nicht anders, Du würdest mit Deinem Predigen böhmische Geschenke geben, Klöster und Stifte, welche Du jetzt den Fürsten verheißest. So Du zu Worms hättest gewankt, wärest Du eher erstochen vom Adel worden als losgegeben; weiß es doch ein jeder!"

Der Adel, der nach dem Besitz des Kirchengutes lechzte, war fast durchweg auf Seiten Luthers. Von den Fürsten waren ihm mehrere feindlich gesinnt. Der Herzog Georg von Sachsen hielt unerschütterlich fest zum Papste. Am meisten aber waren die beiden Hohenzollern gegen Luther aufgebracht. Bei ihnen war es direktes Geschäftsinteresse. Der Erzbischof von Mainz hatte den ganzen Ablaßhandel für Deutschland übernommen; man sagt, daß er die Hälfte der Einkünfte für sich behielt. Der Kurfürst von Brandenburg war indirekt dabei beteiligt und ward daher ebenfalls zum eifrigsten Verteidiger des Papsttums. Die Hauptstütze aber fand der Papst gegen alle Angriffe in Deutschland in der Person des Kaisers.

Bekanntlich bewarben sich um die deutsche Kaiserkrone nach dem Tode Maximilians I. die drei größten Monarchen Europas, nämlich die Könige von Frankreich, Spanien und England. Der Papst war gegen Karl und begünstigte die Wahl Franz' I. von Frankreich, weil er sich davor fürchtete, einen König von Neapel den deutschen Kaiserthron besteigen zu sehen. Als Karl dennoch die Kaiserkrone erlangte, mußte ihm viel daran gelegen sein, mit dem Papste auf gutem Fuße zu stehen. Er sah voraus, daß er mit seinem Nebenbuhler,

Franz I., viele Kämpfe zu bestehen haben würde. Außer der persönlichen Eifersucht zwischen den beiden Monarchen waren die beiderseitigen Interessen in Mailand, in Neapel, in Navarra und Burgund keineswegs geordnet, und es war nur eine Frage der Zeit, wann der Kampf zwischen ihnen offen ausbrechen würde.

Im Osten war Karl durch die Türken bedrängt und mußte daran denken, den Papst dafür zu gewinnen, einen allgemeinen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu veranstalten. Wie richtig Karl den König von Frankreich beurteilt hatte, zeigte sich später, als sich der „allerchristlichste" König auf Seiten der Türken stellte, um gegen seinen verhaßten Nebenbuhler, den Kaiser von Deutschland, zu streiten.

Karl V. versuchte daher auf jede Weise, sich dem Papste gegenüber verbindlich zu zeigen. Darin hatte er aber jetzt in Deutschland einen schweren Stand, da die ganze Nation sich gegen den Papst zu erklären schien. Nachdem Luther die päpstliche Bannbulle verbrannt hatte, wurde Karl von Seiten des Papstes gedrängt, durch ein Generaledikt der Bannbulle die gesetzliche Kraft zu verleihen. Dagegen aber hätte der Adel und das Volk protestiert. Besonders mußte Karl den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, berücksichtigen. Er war es, der den Geldbeutel hatte. Sachsen war damals durch seine Bergwerke das reichste Land in Deutschland. Friedrich war der einzige gewesen, der bei der Kaiserwahl kein Geld genommen hatte. Er hatte es Gott sei Dank nicht nötig. Hatte man ihm doch sogar die Kaiserkrone angeboten. Aber er lehnte sie ab. Er wußte, daß sie den Preis nicht wert sei und unterstützte anstatt dessen die Wahl Karls.

Anstatt gegen Luther einzuschreiten, hatte Karl notgedrungen einwilligen müssen, ihn nach Worms zu bescheiden, um sich auf dem Reichstage zu verantworten. Dies war etwas Unerhörtes, nie Dagewesenes. Ein Mönch, der vom Papst in den Bann gelegt war, sollte sich auf dem Reichstage vor Kaiser und Reich verantworten. Es lag in diesem Schritte eine direkte Beleidigung der päpstlichen Autorität. Und welche Form gab man erst der Einladung! Es wurde darin der „ehrsame, liebe, andächtige Martin Luther vom Augu-

stinerorden“ nach Worms entboten. Derartig war die Stimmung in Deutschland, daß der Kaiser gezwungen wurde, einen vom Papst mit dem Bann belegten Mönch so zu behandeln.

Als sich nun gar Luther zu Worms geweigert hatte, seine Schriften zu widerrufen, da befand sich der Kaiser in einem schwierigen Dilemma. Sich den Papst zum Feind zu machen, wäre vom staatsmännischen Standpunkte aus ein großer Fehler gewesen. Der Papst durfte es aber dem Kaiser nie vergeben, wenn er auch jetzt noch fortfuhr, Luther gegenüber untätig zu bleiben. Andererseits aber sah Karl ein, daß er nichts gegen Luther tun konnte, ohne das ganze Land gegen sich aufzuhetzen. Es war dies eine schwierige Situation. Man gab sich alle erdenkliche Mühe, Luther zum Widerruf zu bewegen; man machte die weitgehendsten Konzessionen, nur um eine Verständigung zustande zu bringen. Aber Luther konnte jetzt nicht mehr zurück. An eine friedliche Versöhnung beider Parteien war jetzt nicht mehr zu denken.

Viele von den päpstlich gesinnten Ratgebern des Kaisers drängten ihn, das Beispiel seines kaiserlichen Vorgängers, Sigismund, nachzuahmen und Luther für die Rückreise das freie Geleit, das er ihm verliehen hatte, zu verweigern. Der Kardinal Adrian, der einstige Lehrer Karls, und mit ihm sämtliche in Tordesillas versammelten Granden, richteten die dringende Bitte an ihn, „durch Anwendung des Kirchengesetzes gegen den verstockten Ketzer der Welt darzutun, daß er ein Feind der Feinde Christi sei“. Auch der König von England, Heinrich VIII., der nachmalige Begründer der englischen Reformation, gab den Rat, Luther mitsamt seinen Schriften zu verbrennen. Aber auch in Deutschland fehlte es außer den geistlichen Herren nicht an Stimmen, die dem Kaiser rieten, sein Wort zu brechen. Namentlich drängte der hohenzollernsche Kurfürst von Brandenburg zu diesem „ehrenhaften“ Schritte.

Der Kaiser befand sich in arger Bedrängnis. Der lange geplante Bund zwischen ihm und dem Papste gegen den König von Frankreich war gerade abgeschlossen worden und sollte bald darauf durch einen Vertrag besiegelt werden.

Karl hatte sich verpflichtet, den katholischen Glauben zu beschirmen, und er durfte in diesem politisch wichtigen Augenblicke den Papst nicht verletzen.

Andererseits waren ihm in Deutschland gegen Luther die Hände gebunden. Die Ritterschaft war mit der Faust am Schwerte bereit, dasselbe zu ziehen, wenn man es wagen würde, Luther ein Haar zu krümmen. Der Adel hatte sich zu sehr mit dem Glauben vertraut gemacht, die Kirchengüter in Besitz zu nehmen, um sich jetzt vor den Kopf stoßen zu lassen. Dem Volke, dem die im Evangelium verkündete Gleichheit und Freiheit versprochen war, durfte man sein Ideal nicht rauben.

Karl V. war, was geistige Fähigkeiten anbelangt, einer der allerbedeutendsten deutschen Kaiser. Er besaß eine ganz hervorragende Geistesschärfe und war zweifellos der größte Staatsmann seiner Zeit. Ein Mann wie er konnte einen so plumpen diplomatischen Fehler, Luther umzubringen, nicht begehen. Er sah die Folgen deutlich voraus, die ein solcher Schritt gehabt hätte. Er erkannte mit seinem Scharfblick, daß er den toten Luther weit mehr zu fürchten gehabt hätte als den lebenden. Der Scheiterhaufen, auf dem Luther verbrannt worden wäre, hätte eine Fackel entzündet, die ganz Deutschland in Brand gesetzt hätte. Das Todesurteil Luthers wäre die Kriegstrompete gewesen, die von einem Ende des Landes bis zum anderen ertönt wäre. Karl war ein viel zu großer Staatsmann, um dies zu verkennen. Den Rat, das Ehrenwort zu brechen und das freie Geleit zu verweigern, konnte ein so plumper Geselle geben wie der Kurfürst von Brandenburg. Der König von England sowie der Spanier hatten von ihrem Standpunkte aus nichts zu verlieren durch einen deutschen Bürgerkrieg. Aber ein Mann wie Karl V. konnte einen solchen Fehler nicht begehen.

Die Art und Weise, wie sich Karl aus diesem schweren Dilemma zog, bildet ein wahres Kabinettstück diplomatischer Kunst. Heute kann wohl kaum mehr ein Zweifel darüber bestehen, daß der Kaiser nicht nur von dem „Komplott gegen Luther" gewußt hatte, sondern daß die ganze Sache ein Erzeugnis seines feinen Geistes war. Kein anderer als er

wäre imstande gewesen, eine so geniale Lösung jener schwierigen Frage zu finden.

Der Kaiser schützte zunächst Luther dadurch, daß er die Zumutung, sein Wort zu brechen, mit Empörung zurückwies, indem er sagte: „Ich mag nicht, gleich meinem Vorgänger Sigismund, erröten; was man zusagt, muß man halten".

Dann ließ er die Stände zu sich entbieten, um ihnen den von ihm selber verfaßten Abschied mitzuteilen, mit dem er Luther zu entlassen beabsichtigte. Darin heißt es, „Luther solle nicht weiter gehört sondern sofort nach Hause geleitet und als Ketzer behandelt werden. Für den Nachfolger der christlichen Kaiser und der katholischen Könige Spaniens, dessen erbliche Pflicht es sei, den alten Glauben zu beschirmen und die Beschlüsse der Koncile in ihrem Ansehen zu erhalten, wie es für sie, die Stände Deutschlands eine ewige Schande sein würde, wann eine Ketzerei, ja wenn nur der Schein eines Irrtums in ihren Herzen haftete. Darum wolle er Leib und Leben, ja die Seele selbst einsetzen, um dem gottlosen Tun des wahren und überführten Ketzers zu wehren. Sie aber möchten beschließen, was guten Christen gebührt und sie zu tun versprochen."

Eine Kopie dieses Aktenstückes wurde sofort an die Kurie nach Rom gesandt, und Leo dankte dafür in einem huldvollen Breve. Luther wurde unter „sicherem Geleit" nach Hause geschickt, unterwegs „überfallen" und „heimlich" auf die Wartburg gebracht. Nachdem er dort in Sicherheit war, und niemand außer den wenigen Eingeweihten seinen Aufenthaltsort kannte, wurde die große Bombe gegen ihn in die Luft geschossen. Aleander, der päpstliche Abgesandte, entwarf selber das Mandat gegen ihn. Man verzögerte jedoch die Veröffentlichung desselben bis die Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz die Stadt verlassen hatten. Erst dann, etwa vier Wochen nach Luthers Abreise, verlas Aleander auf Befehl des Kaisers das Edikt. Er erwähnte die falschen Lehren und Verleumdungen, die Martin Luther, in dessen Person der böse Feind die Gestalt eines Menschen in der Mönchskutte angenommen, wider die katholische Kirche habe ausgehen lassen; bemerkte, daß, da alle fried-

lichen Mittel erschöpft seien, und Luther als hartnäckiger Ketzer die Stadt verlassen habe, der Kaiser als Schirmherr des wahren katholischen Glaubens einzuschreiten verpflichtet sei, und sprach am Schluß die Acht und Aberacht über Luther und alle seine Gönner und Anhänger aus. Seine Bücher sollten verbrannt werden.

Dies geschah am 25. Mai. Aleander aber datierte das offizielle Dokument vom 8. Mai, damit man glauben sollte, die Aechtungsurkunde sei mit der Stände „einhelligem Rat und Willen“ erlassen worden. Als am anderen Tage Aleander das Schriftstück dem Kaiser vorlegte, unterschrieb dieser es lächelnd mit den Worten: „Nun werdet Ihr mit mir zufrieden sein.“ Ein weiterer Erlaß gebot jeder Obrigkeit unter Androhung strengster Strafen, das Edikt zu vollziehen.

Kann man auch nur den geringsten Zweifel darüber hegen, daß diese ganze Komödie vom Kaiser selber veranstaltet war? Dem Wortlaut nach war die Acht nicht nur über Luther selber verhängt, sondern über „alle seine Gönner und Anhänger“. Sein Hauptgönner aber war Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen. Die mächtigsten Ritter des Landes hatten ihm offen ihren Schutz angeboten. Die große Masse des Volkes bestand aus seinen „Anhängern“. Und über alle diese sollte bona fide die Acht verhängt werden? Schon daß man mit der Veröffentlichung des Edikts wartete, nicht nur bis Luther in Sicherheit gebracht war, sondern bis der Kurfürst von Sachsen und die übrigen „Gönner“ abgereist waren, zeigt deutlich genug, daß die ganze Sache eine wohl einstudierte Komödie war.

Luther saß nun gemütlich auf der Wartburg und vertrieb sich die Zeit mit der Bibelübersetzung und der Abfassung anderweitiger Schriften, während draußen in der Welt die Kampfeswogen brausten. In diesen Kämpfen spielte der „teure, selige Mann Gottes“ eine recht verachtenswerte Rolle. Luther ging nämlich stets als Sieger aus dem Kampfe hervor. Aber nicht dadurch, daß er zu der Partei gehörte, die den Sieg davontrug, sondern dadurch, daß er nachträglich auf die Seite der siegreichen Partei trat. Er trug dann kein Bedenken, sich als Sieger aufzuspielen und alle Ehren und Auszeichnungen in Anspruch zu nehmen, die der Sieg mit sich

bringt. Dadurch, daß er vorher die andere Partei mit zündenden Worten zum Kampfe gerufen hatte, tat er seinem Ruhme keinen Abbruch, sondern verstand es im Gegenteil, sich auf allen Seiten populär zu machen. Darin bestand die große Kunst Luthers, daß er sich stets zwischen den Parteien zu halten wußte und eine jede Partei glauben machte, er gehöre mit Leib und Seele zu ihr, um dann im entscheidenden Augenblicke auf die Seite des Siegers zu treten.

Am ungeduldigsten von allen Parteien war zu jener Zeit der Adel. Die Ritter waren wie Löwen, die Blut geleckt hatten. Sie brannten vor Begierde nach den Kirchengütern und waren längst „des trockenen Tons nun satt". Sie wollten sich nicht um theologische Spitzfindigkeiten herumstreiten. Was fragte ein Mann wie Franz von Sickingen danach, ob er das Abendmahl in „einerlei" oder „beiderlei" Gestalt bekäme. Seinetwegen hätte es sechserlei verschiedene Gestalten haben können. Was ihm am Herzen lag, war nicht Abendmahl, Kirchenbilder, Priesterehe, Beichte und dergleichen, sondern Bistümer, Klöster; ja auf Höheres richtete sich sogar sein Blick, er wäre gern Kurfürst von Trier geworden.

Franz von Sickingen war der mächtigste deutsche Ritter seiner Zeit. Er betrieb den bekannten Raub des Rittertums en gros. Er begnügte sich nicht wie seine ritterlichen Kollegen damit, reisende Kaufleute zu überfallen und sie ihrer Habe zu berauben, sondern er plünderte ganze Städte wie Worms und Metz. Dabei hielt er jedoch strenge auf seine Ritterehre. Diese bestand darin, demjenigen, den er zu berauben beabsichtigte, vorher in einem förmlichen Fehdebrief die Fehde anzusagen. Wenn dieser Form Genüge geleistet war, so galt jeder Mord und jeder Raub für erlaubt. Freilich mußte die Fehde auch irgend einen Grund haben, wenn derselbe auch noch so sehr an den Haaren herbeigezogen war. So z. B. begann er seine Fehde gegen die Stadt Worms zu Gunsten eines vertriebenen Bürgers Balthasar Schlör, den er als Sekretär in seine Dienste nahm. Wie groß mußte doch die Liebe des „edeln" Ritters zu Herrn Balthasar Schlör gewesen sein, daß er seinetwegen eine ganze Stadt bekriegte! Ein einigermaßen plausibler Vorwand, reichen Leuten die

Fehde anzusagen, war daher den tapfern Rittern stets eine sehr willkommene Sache. Mit welcher „Begeisterung“ mußte sich daher das ganze Rittertum der neuen Kirchenlehre zuwenden, die natürlich für sie keine andere Bedeutung hatte, als alle die reichen Bischöfe und Klosterbewohner hinauszuschmeißen und sich in den Besitz ihrer Habe zu setzen. Wenn auch heute immer noch in den Geschichtsbüchern davon die Rede ist, wie „ein mächtiger Zug der Begeisterung für das Evangelium die deutschen Lande durchwehte,“ so beruht dies entweder auf einer absichtlichen Entstellung der Tatsachen oder auf unglaublicher Naivität. Franz von Sickingen kümmerte sich so viel um das Evangelium wie um den Nordpol. Worin bestand denn die ganze „Reformation“, aufdaß sich das deutsche Raubrittertum für sie hätte begeistern sollen? Kann wirklich jemand so naiv sein zu glauben, daß diese Ritter ihren letzten Blutstropfen dafür hergeben würden, daß ein deutsches Bauernweib fortan anstatt zur „Mutter Maria“ zum „Herrn Jesus Christus“ betete? Oder daß der Laie von nun an beim Abendmahl auch etwas zu trinken bekäme? Oder daß ein Dorfkaplan heiraten und Kinder haben möge? Oder daß der Herr Pfarrer einen schwarzen Rock anstatt eines gestickten Gewandes anhaben solle? Dafür sollen sich die Herren Ritter begeistert haben? Wie lächerlich! Der „mächtige Zug der Begeisterung, der die deutschen Lande durchwehte“, war, was den Adel anbelangt, auf den Besitz des Kirchengutes gerichtet und auf weiter nichts.

Franz von Sickingen hatte seine festen Schlösser namentlich Landstuhl und Ehrenburg allen denjenigen, welche wegen ihrer Begeisterung für die neue Lehre verfolgt oder bedrängt wurden, als Asyle, als „Herbergen der Gerechtigkeit“ geöffnet. Hier trafen denn alle die „Förderer der Wahrheit“, „die Prediger des Evangeliums“ zusammen. Caspar Aquila, Johann Oecolampad, Martin Bucer, Johann Schwebel und Otto Brunfels machten hier ihr Hauptquartier zur Verbreitung der neuen Ideen. Nunmehr hatte der Bund, an dessen Spitze Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten standen, einen trefflichen Vorwand, die Bischöfe hinauszujagen und die Klöster für sich in Besitz zu nehmen. Franz

von Sickingen konnte dem Erzbischof und Kurfürsten von Trier die Fehde ansagen, nicht nur ohne seine Ritterehre zu verletzen, sondern indem er dadurch als Held der Freiheit und Verfechter des Evangeliums gepriesen wurde. In seiner Proklamation an die Truppen und Verbündeten erklärte er, „nicht seine Bereicherung an Gut und Macht sei der Zweck des Unternehmens, sondern Gottes Ehre, sofern es wider die Feinde des Evangeliums, die Bischöfe und Pfaffen gehe".

Der Bund des Adels war nicht nur gegen die Kirche gerichtet sondern auch gegen die Fürsten, von denen sich die Ritterschaft schwer bedrängt sah. In seinem Gespräch, „die Räuber" hatte Sickingen die Beschwerden des Adels offen ausgesprochen. Er beklagt sich darin besonders über die „Schreiber und Juristen". „Durch sie werde der Adel mehr und mehr in den Fürstenräten und an den Fürstenhöfen zurückgedrängt; durch sie so manches Gut, das der Ritter als eigen zu besitzen glaubte, als fürstliches Lehen in Anspruch genommen; sie seien die verderbliche Pest der väterlichen Besitztümer des Adels". Man verlangte daher die Wiederherstellung der alten Freiheit im Reich mit dem Kaiser an der Spitze und den Rittern ihm zur Seite. „Die Fürstengewalt mit ihren Gerichten, Zollen und Lehnseinrichtungen sollte niedergeworfen, eine freie, selbstherrliche Reichsritterschaft als Hüterin der Gesetze und der Reichsgrenzen zwischen Kaiser und Untertanen aufgestellt, die neue Kirche durchgeführt und mit der weltlichen Herrschaft der Bischöfe ein Ende gemacht werden".

Es handelte sich also um einen Kampf des ritterlichen Bundes gegen die Fürstengewalt und die römische Kirche. Der Zweck des Kampfes war, dem Ritterstand seine alten Rechte zurückzuerstatten, die reichen Kirchengüter für ihn zu erwerben und sich des römischen Joches und des damit verbundenen Unfugs zu entledigen. Als Vorwand für diese Schilderhebung der deutschen Ritter diente die neue Kirchenlehre mit jenen bereits von Wiclif aufgestellten Forderungen.

Wäre dieser Kampf zugunsten der Ritterschaft ausgefallen, wäre es Franz von Sickingen gelungen, den Erzbischof von Trier zu vertreiben und den Kurfürstenhut auf sein eigenes Haupt zu setzen, dann hätte die protestantische Welt

jenem Ritterbunde zugejauchzt als dem Befreier des Vaterlandes und dem kühnen Vorkämpfer der Reformation. Franz von Sickingen hätte man als einen gottgesandten Ritter, als den Verkünder des Evangeliums verehrt. Als das eigentliche Oberhaupt der „reformatorischen" Bewegung wäre aber Martin Luther in den Vordergrund getreten. Er hätte es sich gern gefallen lassen, sich als den eigentlichen Sieger dieses Kampfes feiern zu lassen. Er hätte als das Haupt dieser Verbrüderung gegolten, Franz v. Sickingen jedoch als deren Arm.

Es sollte aber anders kommen. Die Ritter waren nicht siegreich. Mit einem Heer von 5000 Mann Fußvolk und 1500 Reitern zog Sickingen vor die Mauern von Trier. Schon sprach man davon, „er werde in Kürze Kurfürst sein, ja noch mehr als das". Aber an dem tapfern Widerstande, den ihm der Erzbischof entgegensetzte, scheiterte sein kühner Plan. Dazu kam der Umstand, daß die Hülfstruppen, die er im Kölnischen, Klevischen, Braunschweigischen und an anderen Orten hatte werben lassen, von den betreffenden Landesherren daran verhindert wurden, zu ihm zu stoßen. Denn trotz ihrer verschiedenen Gesinnungen waren die Fürsten darin einig, daß man das Rittertum nicht die Oberhand im Reiche gewinnen lassen durfte. So mußte denn Sickingen den Rückzug antreten und sich dazu bequemen, sich in seiner Burg Landstuhl einzuschließen.

Damit war die Kraft des Bundes gebrochen. Ein Verbündeter nach dem anderen wurde von den Fürsten geschlagen und endlich kam auch die Reihe an Sickingen. Bei der Verteidigung seiner Burg wurde er von einer Kugel tödlich getroffen, und damit endete der Aufstand des Adels gegen Fürsten und Kirche.

Wie verhielt sich nun Martin Luther angesichts dieser Niederlage? War er und seine Sache damit besiegt? Nein, keineswegs! Darin bestand ja Luthers Größe, daß er stets auf Seiten des Siegers zu stehen verstand und sich ruhig den Lorbeer des Siegers um die Stirne binden ließ, auch wenn die Partei, die er zum Kampfe aufgemuntert hatte, geschlagen war. Luther und sein Freund Melanchthon ergingen sich jetzt in lauten Klagen über die Gewaltschritte des Adels.

Nur mit dem Worte, nicht mit dem Schwerte sollte man für das Evangelium streiten. Sie beschuldigten Sickingen des „Rottengeistes“ und Hutten des „Wahnsinns“, und Luther leugnete jede Verantwortung für diesen Aufruhr des Adels.

Wie vertrug sich aber ein solches Gerede mit der Stellung, die Luther vor dem Kampfe eingenommen hatte? In dem obenerwähnten „Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation“ hatte er geradezu die Revolution gepredigt. Und zwar nicht eine Revolution mit „Worten“ sondern mit „Gewalt der Waffen“. „Wenn die Raserei“, so sagt er, „der Romanisten so fortfährt, so scheint mir kein anderes Heilmittel übrig zu bleiben, als daß der Kaiser, die Könige und Fürsten mit Gewalt der Waffen dazu tun, sich rüsten, diese Pest des Erdkreises anzugreifen und diese Sache zur Entscheidung zu bringen, nicht mehr mit Worten, sondern mit Eisen. Wenn wir Diebe mit dem Strang, Mörder mit dem Schwert, Ketzer mit dem Feuer bestrafen, warum greifen wir nicht vielmehr mit allen Waffen diese Lehrer des Verderbens an, diese Kardinäle, diese Päpste und das ganze Geschwür des römischen Sodom, welche die Kirche Gottes ohne Unterlaß verderben, und waschen unsere Hände in ihrem Blute?“

Ist das die Sprache eines Mannes, der jede Gewalttätigkeit verdammt und das Evangelium „nur mit dem Worte“ verbreiten will? Kann man mit stärkeren Worten zum Aufruhr antreiben, als offen das Verlangen auszusprechen, seine Hände im Blute seiner Feinde zu waschen? Hier fordert er den Kaiser, die Könige und die Fürsten offen auf, sich „mit der Gewalt der Waffen zu rüsten“, um die „Pest“ anzugreifen, „nicht mehr mit Worten, sondern mit Eisen“. So spricht er, wenn es sich um die Verteidigung seiner eigenen Sache handelt. Sollte es dem Kaiser aber einfallen, für die Gegenpartei die Waffen zu ergreifen, dann wiegelt der „teure Mann Gottes“ das Volk offen zum Ungehorsam gegen seinen Kaiser auf, zum Hochverrat. In seiner Schrift: „Warnung D. Martini Luther an seine lieben Deutschen“ sagt er unverholen: „Das ist aber mein treuer Rat, daß, wo der Kaiser würde aufbieten und wider unser Teil um des Papstes

Sachen oder unser Lehre willen kriegen wollte, dessen die Papisten sich jetzt rühmen, daß in solchem Falle kein Mensch sich dazu gebrauchen lasse, noch dem Kaiser gehorsam sei, sondern sei gewiß, daß ihm von Gott hart verboten ist, in solchem Falle dem Kaiser zu gehorchen. Und wer ihm gehorche, daß der wisse, wie er Gott ungehorsam, und sein Leib und Seele ewiglich verkriegen wird".

Sollte man es für menschenmöglich halten, daß heute im deutschen Kaiserreiche ein Mann als größter Held der deutschen Nation und als Begründer einer neuen Religion gefeiert wird, der das Volk offen zum Ungehorsam gegen seinen Kaiser, zum Hochverrat aufgewiegelt hat und ein solches Beginnen mit der Religion, die er vertrat, begründete?

Solange sich Luther in Sicherheit wußte und für seine Person nichts zu fürchten hatte, entwickelte er einen fürchterlichen Mut gegen jeden Menschen, der seinen Wünschen und seinem Willen zuwiderhandelte. Den Herzog von Sachsen nennt er nicht anders als das „Dresdener Schwein". „Fahren die Fürsten fort", so schrieb er, „auf jenes dumme Hirn des Herzogs Georg zu hören, so befürchte ich sehr, es stehe ein Aufruhr bevor, welcher in ganz Deutschland Fürsten und Magistrate vernichten und zugleich den ganzen Klerus mit einwickeln wird".

Seine große Popularität beim Volke verdankte Luther ausschließlich seinen maßlosen Ausfällen gegen die Fürsten. In seiner Schrift, „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei", heißt es: „Gott der Allmächtige hat unsere Fürsten toll gemacht, daß sie nit anders meinen, sie mögen tun und gebieten ihren Untertanen, was sie nur wollen. Sie konnten nicht mehr, denn schinden und schaben einen Zoll auf den andern, eine Zinse über die andere setzen". Nicht nur die gegenwärtigen Fürsten greift er an, sondern alle, vom Beginne der Welt. Ein kluger Fürst sei immer „ein seltener Vogel" gewesen, und noch viel seltener sei ein frommer. „Sie sind gemeiniglich die größten Narren und die ärgsten Buben auf Erden. Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht Eure Tyrannei und Mutwillen die Länge leiden".

Die Feldzüge des Kaisers kosteten Geld, und er suchte von den Fürsten so viel herauszuschlagen als möglich war. Die Fürsten brauchten Geld, um ihre Söldner und Beamten zu bezahlen; sie hatten großer Summen Geldes bedurft, um den aufständischen Adel zu unterwerfen und wieder an ihren Hof zu ziehen; sie brauchten Geld, um die Werkzeuge ihrer Gegner zu bestechen. Der Adel war in seinem Unternehmen gegen die Kirche und die Fürsten geschlagen worden und mußte nunmehr versuchen, die Wunden zu heilen und sich Ersatz zu schaffen für die lange begehrten und ihm nun vorenthaltenen Kirchengüter. Die Kirche aber begann nach dem gescheiterten Unternehmen des Adels aufs neue, ihr Aussaugungssystem ins Werk zu setzen und das Volk zu berauben.

Wie muß unter solchen Verhältnissen das arme Bauernvolk gelitten haben! Ihre Abgaben waren ins Ungeheuerliche gesteigert, sie mußten die schwersten Frondienste leisten, und bei alledem erlitten sie die grausamste Behandlung. Alles, was ihren Leiden auch nur die geringste Linderung zu versprechen schien, wurde daher mit der größten Begierde aufgegriffen. Als Luther seiner Zeit gegen den Ablaßschacher auftrat, wurde er als Held und Erlöser gefeiert. Als er dann später dafür in den Bann getan wurde, herrschte allgemeine Entrüstung unter den Bauern. Diese Stimmung wurde noch durch eine Masse populärer Flugschriften geschürt, die über das ganze Land verbreitet wurden. Viele davon waren mit charakteristischen Holzschnitten ausgestattet, in denen die Laster der Geistlichen und die Verbrechen der Kurie dargestellt waren, sodaß auch die des Lesens unkundigen Bauern davon Kenntnis nehmen konnten. Luther schrieb damals, daß das „Evangelium“ nicht mit Gewalt und Blutvergießen verfochten werden solle sondern durch das „Wort“. Und dieses „Wort“ brauchte er jetzt allerdings mit einer Wucht, wie man es von den ärgsten Demagogen nicht kräftiger zu hören gewöhnt ist. So schrieb er unter anderem: „Wer ein frommer Christ ist und sein will, der soll den Namen Papst ausspeien, so oft er ihn höret nennen oder lese oder daran dächte“.

Wie bereits oben erwähnt enthalten die Schriften

Luthers, obwohl er immer gegen Gewalttätigkeiten zu sprechen vorgibt, eine direkte Aufforderung zu solchen. Fortwährend spricht er von dem „christlichen Kampf“, den die Nation ausfechten müsse. Der Zeitpunkt dazu sei jetzt gekommen. Er fleht Gott an, er möge ihm eine der Posaunen geben, womit einst die Mauern Jerichos umgeworfen wurden „damit wir diese strohernen und papiernen Mauern auch umblasen“. „Alle Christen sind wahrhaft geistlichen Standes, und ist unter ihnen kein Unterschied denn des Amtes halber allein, daß wir allesamt ein Körper sind, doch ein jegliches Glied sein eigenes Werk hat, womit es dem andern dient. Das macht alles, daß wir eine Taufe, ein Evangelium, einen Glauben haben und sind gleiche Christen.“ Mußten solche Worte das unterdrückte Volk nicht direkt zum Aufstande auffordern? Was hätten sie denn in den Augen des Volkes für einen Zweck haben sollen, wenn nicht den der Volkserhebung gegen die Unterdrücker?

Eine Flugschrift folgte der anderen. Die Aufregung des Volkes stieg von Tag zu Tag. Durch Wanderprediger, Schauspieler, Karikaturenzeichnungen wurden die Bauern und Handwerker gegen das Papsttum aufgehetzt. In jeder Schenke, an öffentlichen Versammlungsorten und in den Häusern wurden Schriften verlesen und agitatorische Reden gehalten. „Kein Buchhändler“, schrieb Erasmus an König Heinrich VIII. von England, „wagt es, ein Wörtchen gegen Luther zu drucken, aber gegen den Papst darf man schreiben was man will“. Auf dem Lande war die niedere Geistlichkeit in der Regel auf Seiten des Volkes, denn der Landpfarrer und der Klosterbruder fühlten sich dem Bauern weit näher als den großen Prälaten.

Die Flamme, die auf diese Weise im Volke angefacht war, konnte selbstredend nicht auf die Kirche beschränkt bleiben. Namentlich nicht auf die Dinge, die Luther im Auge hatte. Am Abendmahl in beiderlei Gestalt konnte sich der Bauer nicht satt essen. Ebenso wenig fragte er nach der Messe, der Beichte und alle den anderen kirchlichen Dingen. Der Bauer wollte leben und wollte sich nicht wie einen Hund behandeln lassen. Sein Groll galt nicht den kirchlichen Institutionen sondern seinen Unterdrückern,

gleichviel ob dieselben geistliche oder weltliche Herren waren.

Es erhob sich daher das Bauernvolk gleichzeitig an verschiedenen Orten, und die kleinen Rotten wuchsen allmählich zu stattlichen Heeren an mit regelrechten Anführern an ihrer Spitze. Ihnen stellte der schwäbische Bund ein eingeübtes Heer gegenüber unter Anführung des durch seine Grausamkeit berüchtigten Georg Truchseß von Waldburg. Obwohl dieser eine Anzahl von Heerhaufen zerstreute, konnte er dennoch den ihm numerisch überlegenen Bauern nicht die Spitze bieten und schloß daher einen Vertrag mit ihnen, demzufolge ein von beiden Seiten zu ernennendes Schiedsgericht über ihre Klagen entscheiden sollte.

Die Bauern hatten jene bekannten zwölf Artikel aufgestellt, in denen sie ihren Klagen Ausdruck gaben. In denselben war nichts enthalten, was man nicht heute vom rein humanen Standpunkte aus für recht und billig halten würde. Sie forderten Luther aus freien Stücken auf, sich über die Artikel zu äußern. Wir geben im Nachstehenden das Wesentliche der zwölf Artikel wieder und fügen gleichzeitig Luthers Kritik derselben bei.

1. Die Bauern wollen sich fortan selber ihren Pfarrer wählen.

Das ginge Luthers Meinung nach nur an, wenn die Gemeinde auch den Pfarrer bezahlt, nicht aber die Obrigkeit.

2. Sie erklären sich bereit, den „Zehnten“ nach wie vor zu zahlen. „Doch wie es sich gebührt“. Sie wollten damit ihren Pfarrer bezahlen und mit dem, was übrig bleibt, die Armen der Gemeinde unterstützen.

Dazu bemerkt Luther: „Dieser Artikel ist eitel Raub und Strauchdieberei, denn da wollen sie den Zehnten, der nicht ihr ist, sondern der Obrigkeit, zu sich reißen und damit machen was sie wollen. Wollt ihr geben und Gutes tun, so tut es von Eurem Gute“.

3. Die Bauern wollen nicht Leibeigene, sondern freie Männer sein, da doch Christus alle mit seinem kostbaren, vergossenen Blut erlöst und erkauft hat. Sie erklären aber ausdrücklich, daß sie unter „frei“ nicht „gesetzlos“ ver-

stehen. Sie wollen eine „Obrigkeit" haben und derselben in allen „ziemlichen und christlichen Sachen gehorsam sein".

Hierzu sagt Luther: „Das heißt christliche Freiheit ganz fleischlich machen. Hat nicht Abraham und andere Patriarchen und Propheten auch Leibeigene gehabt? Leset St. Paulum, was er von den Knechten, welche zu der Zeit als Leibeigene waren, lehrt. Darum ist dieser Artikel stark wider das Evangelium und räuberisch, damit ein jeglicher seinen Leib, so eigen worden ist, seinem Herrn nimmt. Denn ein Leibeigener kann wohl ein Christ sein und christliche Freiheit haben, gleich wie ein Gefangener oder Kranker ein Christ ist, und doch nicht frei ist. Es will dieser Artikel alle Menschen gleich machen, und aus dem geistlichen Reich Christi ein weltlich äußerlich Reich machen, welches unmöglich ist".

Einige Artikel beziehen sich auf die Erlaubnis zu fischen, sich mit Holz zu versehen und ähnliche Forderungen, die man den Bauern bisher verweigert hatte. Sie beschweren sich über willkürliche und grausame Strafen, ebenso über zu hohe, „unerschwingliche" Abgaben.

Im elften Artikel heißt es: „Wir wollen den Brauch, genannt der Todfall, ganz und gar abgetan haben und nimmer leiden, daß man Witwen und Waisen das ihrige wider Gott und Ehren also schändlich nehme, wie es an vielen Orten in mancherlei Gestalt geschehen ist".

Betreffs aller jener Artikel, in denen es sich um Grundrechte oder Löhne handelt, verweist Luther die Bauern an die „Rechtsverständigen". Sein Kommentar zum dritten Artikel, in welchem er die Rechtmäßigkeit der Sklaverei aus der Bibel zu beweisen sucht, ist charakteristisch sowohl für die Gesinnung Luthers als auch für die Tatsache, daß man aus der Bibel besonders aus dem „Evangelium" das Blaue vom Himmel herunterbeweisen kann.

Gleichzeitig mit dieser geradezu barbarischen Kritik der zwölf Artikel erließ Luther ein Schreiben an den Adel und eins an die Bauern, worin er beide Stände gehörig abkanzelt und dann in naiver Weise glaubt, daß durch seine „Ermahnung" alle Schwierigkeiten aus der Welt geschafft werden würden. Luther war nicht geisteskrank, er war kein

Paranoiker und hatte daher keine Wahnideen im psychiatrischen Sinne. Dem Laien aber könnte seine maßlose Arroganz und Selbstüberhebung als Größenwahn imponieren. Er stellt sich über alle Parteien vom Kaiser und Papst bis herab zum Bettler und sagt jedem was sich gehört und was ein jeder zu tun habe. Er spricht häufig von „meinem Evangelium“ und ist stets bereit, jeden zu verdammen, der eine andere Meinung hat als er.

In seinem Schreiben an den Adel sagt er: „Wir mögen niemand auf Erden danken solches Unrats und Aufruhrs, denn euch Fürsten und Herren, sonderlich euch blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, die Ihr, noch heutigen Tages verstockt, nicht aufhöret zu toben und zu wüten wider das heilige Evangelium, ob Ihr gleich wisset, daß es recht ist, und ihr auch nicht widerlegen könnet. Dazu im weltlichen Regiment ihr nicht mehr tut, denn daß Ihr schindet und schatzt, Eure Pracht und Hochmut zu führen, bis der arme gemeine Mann nicht kann, nicht länger mag ertragen. Das Schwert ist Euch auf dem Halse; noch meint Ihr, Ihr sitzet so fest im Sattel, man werde Euch nicht mögen ausheben. Solche Sicherheit und verstockte Vermessenheit wird Euch den Hals brechen, das werdet Ihr sehen.... Ihr müsset anders werden und Gottes Wort weichen. Tut Ihr es nicht durch freundliche willige Weise, so müsset Ihr es tun durch gewaltige und verderbliche Unweise. Tun's diese Bauern nicht, so müssen's andere tun. Und ob Ihr sie alle schlüget, so sind sie noch ungeschlagen, Gott wird andere erwecken“.

Luther schimpft also hier die Fürsten und Herren aus wegen ihrer brutalen Handlungsweise gegenüber den Bauern. Er gibt den Bauern in der Sache selber vollkommen recht. Er droht dem Adel, daß wenn er sich nicht freiwillig bessere, er der Gewalt folgen müsse. Gott würde andere Bauern dazu erwecken, falls diese unterliegen sollten.

In vollstem Widerspruch hierzu sagt er dann den Bauern, daß jede Obrigkeit von Gott eingesetzt sei, und sie die größte Sünde begingen, falls sie sich ihrer Obrigkeit widersetzten. Es sei ihre Pflicht als gute Christen, alles Unrecht zu ertragen und Gott die Strafe zu überlassen.

„Weiter sprechet Ihr: Ja die Obrigkeit ist zu böse und

unleidlich, wenn sie das Evangelium uns nicht lassen wollen, und drücken uns allzu hart in zeitlichen Güter Beschwerung, und verderben uns also an Leib und Seele. Antworte ich: Daß die Obrigkeit böse und unrecht ist, entschuldigt keine Rotterei noch Aufruhr. Denn die Bosheit zu strafen, das gebühret nicht einem jeglichen, sondern der weltlichen Obrigkeit, die das Schwert führt, wie Paulus Röm. XIII. 4 und Petrus I. 2, 14, sagt, daß sie zur Strafe der Bösen von Gott verordnet sei. So gibt's auch das natürliche und aller Welt Recht, daß niemand solle noch vermöge sein eigener Ritter sein, noch sich selbst rächen. Denn wahr ist das Sprüchwort: Wer wiederschlägt, der ist unrecht.... Nun mögt Ihr ja nicht leugnen, daß Euer Aufruhr sich dermaßen hält, daß Ihr Euch selbst zu Richtern macht und Euch selbst rächen und kein Unrecht leiden wollt. Das ist nicht allein wider christlich Recht und Evangelium, sondern auch wider natürlich Recht und Billigkeit. Denn, habt recht wie hoch Ihr wollet, so gebühret keinem Christen zu rechten noch zu fechten, sondern Unrecht zu leiden und das Uebel zu dulden“.

Unter seinen persönlichen Freunden fand Luthers Lehre großen Beifall. Sein Freund Melanchthon schrieb ganz in seinem Sinne. In seiner Schrift „Wider die Artikel der Bauernschaft“ erklärt auch er sich in jedem Punkte gegen die Bauern. Er befürwortet die Leibeigenschaft und beweist ihre Berechtigung ebenfalls aus dem Evangelium, aus dem man eben alles beweisen kann. Betreffs der „Obrigkeit“ sagt er ganz wie Luther: „Sprichst Du, wie aber, wenn sie mich zu hart oder unbilliglich beschweren, Antwort: Obschon ein Fürst Unrecht tut, und schindet und schabt dich, dennoch ist es nicht recht Aufruhr anzurichten..... Ueberdies fordert das Evangelium, daß man Unrecht nicht allein von der Oberkeit, sondern von jederman leide, wie geschrieben steht Matth. 5. Schlägt Dich einer am rechten Backen, biet ihm dazu den andern“.

Weiterhin fordert Melanchthon die Obrigkeit auf, die Bauern als „Räuber und Mörder“ mit aller Macht zu verfolgen. Was die Strafen betreffe, so sollte man sie eher schärfen als mildern, „denn es ist ein solch' ungezogen,

mutwillig, blutgierig Volk die Deutschen, daß man's billig viel härter halten sollte".

Wir geben diese Worte so ausführlich wieder, weil gerade sie charakteristisch sind für die Absurdität dieser Religionslehre. Die von Luther vertretene Moral sagt, die Regierung eines Volkes ist von Gott eingesetzt, und daher darf sich niemals ein Volk gegen die Regierung auflehnen, gleichviel wie schlecht, wie grausam, wie verbrecherisch die Regierung auch sein mag. Das Volk muß geduldig sein Schicksal ertragen; Gott allein hat das Recht zu strafen.

Dies ist das religiöse Princip, mit dem man die Menschheit Jahrhunderte lang in Knechtschaft gehalten hat. Es ist dies die denkbar verderblichste Lehre, die jeden Fortschritt hemmt, jede Entwicklung der Civilisation zur Unmöglichkeit macht. Also alle die wahnsinnigen Bestien römischer Kaiser wie Nero, Tiberius, Caligula sollten von Gott eingesetzt sein, und das Volk sollte sich geduldig zum Vergnügen dieser Monstren martern und abschlachten lassen.

Ganz abgesehen von der Monstrosität dieser Lehre ergeht Luther sich fortwährend in den ärgsten Widersprüchen. Wenn es ihm paßt, so sagt er: „Nicht mehr mit Worten, sondern mit Eisen" sollen diese oder jene seiner Widersacher bekämpft werden. Dann wieder soll das Volk die größten Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen geduldig ertragen, denn, „wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen." Die Obrigkeiten, sagt er, seien alle von Gott eingesetzt, und die Völker müssen ihnen unbedingt gehorchen. An einer anderen Stelle aber sagt er, die Fürsten seien „gemeiniglich die größten Narren und die ärgsten Buben auf Erden". „Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht Eure Tyrannei und Mutwillen die Länge leiden". Was sind dies alles für unsinnige Widersprüche. Einmal soll ein guter Christ alles wie das dümmste Schaf geduldig ertragen, und dann wiederum „wird er nicht und kann er nicht, und will er nicht". Was sollte sich das Volk bei all diesen Widersprüchen und Unsinnigkeiten denken?

Luther beschließt seine Schrift mit dem Rat an den Adel und die Bauernschaft, sich in Güte zu verständigen, indem jede der Parteien der anderen Konzessionen machen

solle. Sollte Luther wirklich so naiv gewesen sein zu glauben, daß er mit seinem Geschimpfe die schwierigsten socialen Fragen zu lösen imstande wäre? Daß die Fürsten und Ritter ihre fundamentalen Principien ändern würden, weil er sie verstockte Sünder nennt, die gegen das heilige Evangelium tobten und wüteten? Jedenfalls verstand Luther es, sich zwischen zwei Parteien zu halten, bis entschieden war, welcher von beiden der Sieg zufallen würde. Er verhielt sich zu Anfang des Bauernkrieges gerade so, wie er es vorher beim Aufstande des Adels getan hatte. Erst als der Sieg entschieden war, stellte er sich auf die Seite des Siegers, um alle Ehren und Auszeichnungen für sich in Anspruch zu nehmen.

Luther konnte nicht lange im Zweifel darüber bleiben, welche von beiden Parteien den Sieg davontragen würde. Sein friedliebender Herr, der Kurfürst Friedrich, war gestorben, und an seine Stelle trat sein Bruder Johann, der von Frieden nichts wissen wollte. Ueberall erhoben sich die Fürsten mit Macht, um den Aufstand der Bauern zu unterdrücken. Die ungeordneten und schlecht bewaffneten Scharen konnten den disciplinierten Truppen des schwäbischen Heerführers, Truchseß von Waldburg, keinen dauernden Widerstand leisten. Der Landgraf Philipp von Hessen unterdrückte die Aufstände in seinem Lande. In Franken und Thüringen hatte man gleichfalls die Macht der Insurgenten gebrochen.

Während Luther die Bauern vor der Entscheidung als „Herren und Brüder“ angeredet hatte, waren sie jetzt nur noch „Räuber, Mörder und tolle Hunde“, die man totschlagen müsse. Während er vorhin die Beschwerden der Bauern als begründet anerkannt hatte, erklärte er jetzt, die Obrigkeit sei im Recht. In seiner Schrift: „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern“ heißt es: „Sie rauben und toben und tun wie die rasenden Hunde. Kurzum eitel Teufelswerk treiben sie und insonderheit ist's der Erzteufel, der zu Mülhausen regiert, und nichts denn Raub, Mord und Blutvergießen anrichtet. Dreierlei greuliche Sünden wider Gott und Menschen laden die Bauern auf sich, daran sie den Tod verdient haben an Leib und Seele manchfältiglich. Zum ersten, daß sie ihrer Obrigkeit Treu und Hulde geschworen haben,

untertänig und gehorsam zu sein, wie Gott solches gebeut. Weil sie aber diesen Gehorsam brechen mutwilliglich und mit Frevel und dazu sich wider ihre Herren setzen, haben sie damit verwirkt Leib und Seel als die treulosen, meineidigen, lügenhaften, ungehorsamen Buben und Bösewichte pflegen zu tun. Zum andern, daß sie Aufruhr anrichten, rauben und plündern mit Frevel Klöster und Schlösser, die nicht ihr sind, damit sie als die öffentlichen Straßenräuber und Mörder den Tod allein wohl zwiefältig an Leib und Seele verschulden; auch ein aufrührerischer Mensch, den man des bezeugen kann, schon in Gottes und kaiserlicher Acht ist, daß, wer am ersten kann und mag denselben erwürgen, recht und wohl tut. Darum soll hie zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts giftigeres, schädlicheres, teuflischeres sein kann, denn ein aufrührerischer Mensch. Gleich als wenn man einen tollen Hund totschlagen muß; schlägst Du nicht, so schlägt er Dich und ein ganzes Land mit Dir. Zum Dritten, daß sie solche schreckliche, greuliche Sünde mit dem Evangelio decken, nennen sich christliche Brüder, nehmen Eid und Hulde und zwingen die Leute zu solchen Greueln mit ihnen zu halten. Damit sie die allergrößten Gotteslästerer und Schänder seines heiligen Namens werden, und ehren und dienen also dem Teufel unter dem Schein des Evangelii, daran sie wohl zehnmal den Tod verdienen an Leib und Seele, daß ich häßlichere Sünden nie gehöret habe. Ein Fürst und Herr muß hie denken, wie er Gottes Amtmann und seines Zornes Diener ist, dem das Schwert über solche Buben befohlen ist und sich ebenso hoch vor Gott versündigt, wo er nicht straft und wehret, und sein Amt nicht vollführet, als wenn einer mordet, dem das Schwert nicht befohlen ist. Darum ist hie nicht zu schlafen. Es gilt hie auch nicht Geduld und Barmherzigkeit. Es ist des Schwertes und Zornes Zeit hie, und nicht der Gnade Zeit. So soll nun die Obrigkeit getrost fortdringen und mit gutem Gewissen dreinschlagen, weil sie eine Ader regen kann. Also kann's dann geschehen, daß wer auf der Obrigkeit Seiten geschlagen wird, ein rechter Märtyrer vor Gott ist, so er mit solchem guten Gewissen streitet, denn

er gehet in göttlichem Wort und Gehorsam; wiederum, was auf der Bauern Seite umkommt, ein ewiger Höllenbrand ist, denn er führet das Schwert wider Gottes Wort und Gehorsam und ist ein Teufelsglied. Solche wunderliche Zeiten sind jetzt, daß ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen besser verdienen kann, denn andere mit Beten. Steche, schlage, würge hie wer da kann. Bleibst Du darüber tot, wohl dir, seligeren Tod kannst Du nimmermehr überkommen, denn Du stirbst im Gehorsam göttliches Worts und Befehls und im Dienst der Liebe Deinen Nächsten zu retten aus der Höllen und des Teufels Banden".

Wenn dies die viel gerühmte christliche Liebe und die Moral der evangelischen Religionslehre ist, dann zum Teufel mit dem ganzen Kram. Eine größere Infamie und Niederträchtigkeit, wie sie Luther hier zur Schau trägt, läßt sich überhaupt garnicht denken. Ja, bei einer späteren Gelegenheit prahlt dieser „selige Mann Gottes" mit seiner niederträchtigen Bosheit. Stolz ruft er aus, er habe im „Aufruhr alle Bauern erschlagen, denn ich habe sie heißen totschlagen; all' ihr Blut ist auf meinem Hals". An einer anderen Stelle sagt er: „Wo solcher Geist in den Bauern ist, wie hohe Zeit ist's, daß sie erwürgt werden wie tolle Hunde".

Hat jemals selbst der grausamste Tyrann in scheußlicherer Weise die Menschen aufgehetzt gegen ein schwer bedrücktes Volk, das sich in seiner Verzweiflung von dem furchtbaren Druck und der grausamsten Ungerechtigkeit zu befreien suchte? Von der trostlosen Lage der Bauern kann sich trotz aller Beschreibungen heute niemand auch nur im entferntesten einen Begriff machen. Bis aufs Blut wurden sie ausgesaugt von den kirchlichen und weltlichen Herren. Geistige und körperliche Torturen hatten sie unausgesetzt zu ertragen. Ihre Witwen und Waisen waren dem Hungertode preisgegeben. Ihre Jungfrauen wurden von den vornehmen Herren geschändet. Luther wußte alles dies sehr wohl. Besser als irgend jemand kannte er, der ja selber von Bauern abstammte, das harte Los derselben. Zu Beginn des Kampfes spielte er den Demagogen und wollte sich durch populäre Reden beim Volke beliebt machen. Er drohte dem Adel, daß wenn diese Bauern sich nicht gewalttätig

gegen sie erhöben, andere kommen würden; daß, falls sie diese Bauern besiegten, Gott andere gegen sie berufen würde. Und nun, da der Kampf entschieden ist, hetzt dieser fromme Mann den Adel auf, „die tollen Hunde totzuschlagen“. Er besingt die adligen Herren, die im Kampfe gegen die Bauern fallen würden, als Märtyrer und verspricht ihnen einen guten Platz im Himmel für ihr „Blutvergießen“. Was für einen edlen Charakter hat dieser „selige Mann Gottes“! Und was für eine hohe Moral enthält seine vielgepriesene evangelische Religionslehre!

Hinsichtlich des weiteren Verlaufs der Reformation muß man stets im Auge behalten, daß es sich dabei von vornherein um zwei ganz verschiedene Interessen handelte. Erstens, um rein materielle Dinge wie den Besitz der Kirchengüter, Befreiung von unerträglichen Steuern und Abgaben, um Lossagung von dem päpstlichen Joch u. s. w. Zweitens, um religiöse Glaubenssachen.

Sowohl der Kaiser selber als auch die Fürsten und der Adel waren in ihrem Verhalten gegenüber der reformatorischen Bewegung von Anfang an von politischen Motiven geleitet worden. Die rein religiöse Seite diente ihnen nur als Vorwand und spielte höchstens eine untergeordnete Rolle in ihren Entschlüssen. Desgleichen blieb das Volk den religiösen Fragen gegenüber vollkommen kalt; die meisten wußten überhaupt nicht, worum es sich dabei handelte. Wofür das Volk sich enthusiasmierte waren nicht religiöse sondern sociale Umwälzungen. Kommunistische Principien, Verbesserung ihrer socialen Stellung, Abschaffung der Leibeigenschaft, anständige Löhne, Milderung der Strafen, alles dies waren Dinge, wofür sich das Volk interessierte, nicht aber theologische Streitfragen. Letztere bildeten teils den Vorwand für die Kämpfe der verschiedenen Parteien, teils bildeten sie eine religiöse Begründung für die von denselben aufgestellten Forderungen. Denn aus der Bibel und besonders aus den Evangelien läßt sich alles begründen. Die sich widersprechendsten Forderungen lassen sich durch irgend eine Bibelstelle rechtfertigen.

Wie wir sahen begründeten Luther und Melanchthon die Sklaverei durch die Bibel als göttliche Institution. Will

man das Volk zum Kampfe aufstacheln, so läßt sich dies mit Leichtigkeit durch verschiedene Evangelienstellen tun. Wünscht man dagegen, das Volk in untätigem Erdulden scheußlichster Grausamkeiten zu erhalten, so finden sich dafür nicht minder passende Stellen. Die göttliche Natur kommunistischer Lehren läßt sich ohne die geringste Schwierigkeit aus der Bibel beweisen, während andererseits der von Gott eingesetzten Obrigkeit unbedingter Gehorsam geleistet werden muß. Die Bibel ist daher ein äußerst brauchbares Buch. Es läßt sich aus ihr alles beweisen, und jede irgendwie denkbare sociale Einrichtung läßt sich durch sie begründen.

Die religiösen Schwärmer, denen die Geschichte den Titel „Reformatoren“ verliehen hat, hielten jedoch die theologischen Streitfragen für den eigentlichen Gegenstand des Kampfes. Namentlich war Luther zu kurzsichtig, um zu erkennen, daß die verschiedenen von ihm aufgestellten Streitpunkte den Fürsten und dem Volke nur als Mittel zum Zwecke dienten. Er war naiv genug zu glauben, die ganze Welt sei darüber in Flammen geraten, ob man das Abendmahl in einerlei oder zweierlei Gestalt nehmen solle u. s. w.

Dieses vollkommene Verkennen der wahren Lage der Dinge seitens Luthers mußte schließlich zu der heillosen Verwirrung führen, die das Hauptcharakteristikum der Reformationszeit bildete. In seiner maßlosen Selbstüberhebung glaubte Luther, er und nur er allein sei imstande, das „Evangelium“ richtig zu verstehen. Die vier Evangelien betrachtete er als eine direkte Offenbarung Gottes; alles übrige war Menschenwerk. Ihm allein stand es zu, die politischen und socialen Tagesfragen durch Citate aus den Evangelien zu entscheiden, und wehe dem, der es wagte, anderer Meinung zu sein als er. Die wichtigsten Sreitfragen entschied er nach seiner Weise und glaubte, vom Kaiser herab bis zum Bettler einem jeden diktieren zu können, was er zu tun und zu lassen habe. Wenn er so sehr gegen Gewalttätigkeiten eiferte und stets versicherte, daß es unchristlich sei, zum Schwerte zu greifen, daß das Evangelium nur durch das Wort verkündet werden solle, so bedeutete das so viel als: Die ganze Welt, die Fürsten, Ritter, Bürger und Bauern müßten sich

nach seinem Urteilsspruch richten, denn er verkündet das Wort Gottes, das Evangelium. Wagte es dann jemand, sich diesem Urteil zu widersetzen, dann hieß es: Jetzt greift zu, haut ein, würgt, mordet und schlagt die Hunde tot.

Infolge der grenzenlosen Unwissenheit, in der die Menschheit durch das Christentum auch damals noch befangen war, gab es eine ungeheure Masse von Menschen allen Schichten der Bevölkerung angehörig, die allerdings an diesen Verkünder des Evangeliums glaubten, und, — was am charakteristischsten ist für seine geistige Beschränktheit, — er glaubte selber an sich. Daher erlangte Luther eine Macht, die man nur mit der des Papstes vergleichen könnte. Dabei war er ein Autokrat, wie er ärger nicht gedacht werden kann. Er duldete keine Götter neben sich. Er und er allein war der Verkünder des Evangeliums. Jede Ansicht, die von der seinigen abwich, war „Teufelswerk“. Nur seine Auslegung der Bibel beruhte auf absoluter Wahrheit. Die Verdammung der „Ketzer“ seitens der katholischen Kirche war in keiner Weise härter als Luthers Verurteilung aller derer, die ihm widersprachen.

Eine derartige Autokratie mußte gar bald zu Spaltungen innerhalb der evangelischen Partei führen. Selbst Männer, die dasselbe lehrten und anstrebten wie Luther, wurden auf das heftigste von ihm angefeindet, wenn sie sich nicht in jeder Weise fügten und seinen Anordnungen Folge leisteten. Münzer und Karlstadt hatten die Partei der Bauern ergriffen, ähnlich wie Luther dies anfänglich selber getan hatte. Aber sie blieben ihrer Sache treu und verließen die Bauern auch nicht, als sie sahen, daß der Sieg sich der Gegenpartei zuwandte. Dafür wurden sie von Luther auf das maßloseste beschimpft und verfolgt. In bitteren Worten wirft Münzer ihm seine „Heuchelei“ vor, indem er es heute mit diesem, morgen mit jenem halte. Er verhöhnt ihn, daß er fortwährend mit seinem Märtyrertum prahle, während er sich in Wohlleben und Würden ergehe. Am meisten aber tadelt er seine Speichelleckerei und Achselträgerei. „Die armen Mönche und Pfaffen und Kaufleute können sich nicht wehren, darum hast Du sie wohl zu schelten. Aber die gottlosen

Regenten soll niemand richten, ob sie schon Christum mit Füßen treten".

Karlstadt war auf Luthers Hintertreiben ausgewiesen worden. Gegen ihn hatte er einen besonderen Groll, weil er ihm in der bekannten Streitfrage wegen der Abendmahlslehre zuerst offen gegenübergetreten war. Karlstadt wandte sich von Sachsen nach Straßburg, von wo aus seine Lehre schnelle Verbreitung fand. „Karlstadts Gift", klagt Luther, „verbreitet sich schon sehr weit. Bereits ist Zwingli zu Zürich und Leo Judä nebst vielen anderen seiner Meinung beigetreten, welche beharrlich behaupten, im Sakrament sei bloßes Brot enthalten wie auf dem Markt".

Der Landgraf von Hessen erkannte sehr wohl, von wie großer Bedeutung es für die Sache der Protestanten sein mußte, Einigkeit unter ihnen herzustellen, bevor man auf dem vom Kaiser einberufenen Reichstag zu Augsburg erscheinen würde. Was für einen Eindruck mußte es auf den Kaiser und die Fürsten machen, wenn die Evangelischen, die da behaupteten, die Verkünder des Wortes Gottes zu sein, gleich von vornherein in Zwietracht untereinander geraten wären! Diesen Zweck glaubte er auf keine andere Weise besser erreichen zu können, als die Häupter beider Parteien, Luther und Zwingli, zu einem mündlichen Meinungsaustausch zusammenzubringen. Er lud daher beide Männer ein, sich nach Marburg zu begeben und dort in Gegenwart der angesehensten Theologen ein Religionsgespräch zu führen.

Luther sträubte sich gegen eine solche Zusammenkunft auf das hartnäckigste, indem er voraussagte, daß dieselbe zu nichts führen würde. Nichtsdestoweniger mußte er dem Drängen des Landgrafen nachgeben, und so fand denn bekanntlich zu Marburg jenes Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli statt.

Schon die Titel der 15 Artikel, die dort verhandelt wurden, zeugen von dem streng orthodoxen Glauben, dessen die großen Reformatoren sich erfreuten. Dieselben lauteten:

1. Vom Glauben an Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist, nach dem nicäischen Glaubensbekenntnisse.
2. Von der Menschwerdung Christi.

3. Von Christi Leiden, Sterben, Auferstehung, Himmelfahrt und Zukunft zum jüngsten Gericht.

4. Von der Erbsünde.

5. Von der Rechtfertigung durch den Glauben an Christum.

6. Vom Glauben als einer Gabe Gottes, die man aus eigener Kraft nicht erlangen könne, sondern die der heilige Geist durch das Evangelium wirke.

7. Daß ein Mensch allein durch den Glauben gerecht und selig werde.

8. Vom äußerlichen Worte.

9. und 10. Von der Taufe.

11. Von der Kindertaufe.

12. Von der Beichte.

13. Von der Obrigkeit.

14. Von menschlichen Ordnungen in geistlichen und Kirchengeschäften oder den sogenannten Traditionen.

15. Von der Lehre des Abendmahls.

Hinsichtlich der ersten 14 Artikel bestanden nur geringe Meinungsunterschiede zwischen den beiden Reformatoren, sodaß sie sich leicht darüber einigen konnten. Die Lehre vom Abendmahl bildete jedoch eine unausfüllbare Kluft zwischen ihnen. Luther beharrte hartnäckig bei der Lehre, daß das Brot und der Wein des Abendmahls in den wirklichen Leib und das echte Blut Christi verwandelt werde, während Zwingli lediglich ein Symbol darin erblicken wollte.

„Wenn Gott“, so meint Luther, „gesagt hätte, sein Leib sei ein Hufeisen, so müsse man es auch glauben. Wenn er befohlen hätte, faule Aepfel oder Mist zu essen, ihm folgen. Christi Leib stecke im Brot, wie ein Schwert in der Scheide, wie das Bier in der Kanne“. Es klingt fast kaum glaublich, daß geistesgesunde Menschen wirklich jemals einen solchen Blödsinn geglaubt haben sollen. Keine Küchenmagd würde sich heute einreden lassen, daß sie beim Abendmahl wirkliches Menschenfleisch und Menschenblut verzehrt habe, das noch dazu einem vor 2000 Jahren gestorbenen Juden angehört haben soll. Aber, so wahnsinnig dies auch klingen mag, der konsequentere von den beiden Reformatoren war Luther. Die reformierte Kirche hatte sich auf den Standpunkt des

„Evangeliums“ gestellt. Alles, was in ihm enthalten ist, sollte man glauben. Die vier Evangelien waren eine direkte Offenbarung Gottes. Hatte man einmal diesen Standpunkt eingenommen, war man bereit, jedes Wort, das in den Evangelien enthalten ist, zu glauben, warum sollte man gerade mit dem Abendmahl eine Ausnahme machen? Ist diese Lehre doch durchaus nicht unglaublicher und unsinniger als alle übrigen Dogmen.

Wenn man daran glaubte, daß ein Gott im Himmel throne, und zu seiner Rechten ein jüdischer Tischlerssohn sitze, der vor 2000 Jahren gestorben war; wenn man daran glaubte, daß dieser jüdische Handwerker Gottes Sohn sei und nach seinem Tode auferstanden und gen Himmel gefahren sei; wenn man alles dies glaubte, warum sollte man nicht auch jenes glauben? Ist doch bei Gott alles möglich. Glaubte man doch, daß Christus Wasser in Wein verwandelt habe, warum sollte er nicht Blut in Wein verwandeln können? Warum gerade hier die Grenze des Glaubens ziehen?

Luther beharrte nicht nur bei seiner Ansicht sondern behandelte Zwingli und seine Anhänger geradeso wie die Katholiken die Ketzer behandelten. Als Zwingli ihm die Hand darbot, stieß Luther sie zurück und weigerte sich, die Andersgläubigen als Brüder anzuerkennen. Er nannte sie seine „Feinde“ und wandte sich mit den Worten von ihnen ab: „So wollen wir Euch fahren lassen und dem gerechten Gerichte Gottes übergeben“. Dem Landgrafen versprach er, sie nur insoweit schonen zu wollen, als man ja auch seine Feinde lieben müsse. Und was für erbitterte Feinde waren in Zukunft diese beiden Religionssekten! Die blutigsten Kämpfe wurden zwischen ihnen geführt, und der Haß, den sie gegeneinander entwickelten, war bitterer und unversöhnlicher als derjenige zwischen Katholiken und Protestanten.

Als auf dem Reichstage zu Augsburg die Protestanten jene bekannte „Augsburger Confession“ verlasen, da wurde es den römisch Gesinnten klar, daß die „lutherische Ketzerei“ imgrunde nichts enthalte, was nicht ihrem eigenen Boden entsprungen sei. Es waren nicht positive Lehren, durch welche die Reformierten in Opposition zur katholischen

Kirche getreten waren, sondern es führte das Begehren nach Abschaffung von „Mißbräuchen" zu ihrer oppositionellen Stellung. Die Austeilung des Abendmahls unter einer Gestalt, das Cölibat, das Meßopfer, die Ohrenbeichte, die Traditionslehre, die Klostergelübde, die hierarchische Kirchengewalt — dies waren die Punkte, auf deren Abschaffung die Protestanten bestanden; in ihrer positiven Religionslehre wichen sie kaum ab von der der Katholiken.

Angesichts dieser Tatsache gab man sich in gewissen Kreisen immer wieder der Hoffnung hin, eine Verständigung zwischen beiden Parteien zustande zu bringen und die Einheitlichkeit der christlichen Kirche wiederherzustellen. Zu diesem Zwecke wählte jede Partei zwei Fürsten, zwei Rechtsgelehrte und drei Theologen, die den Versuch einer Ausgleichung machen sollten. In der Tat schienen die Verhandlungen einen äußerst günstigen Verlauf nehmen zu wollen. Man war auf beiden Seiten bereit, der Gegenpartei so weit als möglich entgegenzukommen, um das gewünschte Ziel zu erreichen.

Einer der evangelischen Theologen dieser Kommission war Melanchthon. Er sowie seine Kollegen hatten sich mit dem Gedanken versöhnt, den Bischöfen ihre Gerichtsbarkeit zurückzugeben, ihnen den geistlichen Bann und die Aufsicht über die Pfarrer zuzugestehen, wenn sie ihrerseits die freie Predigt des Evangeliums nicht hindern wollten. Den weltlichen Fürsten, meinte Melanchthon, würde die Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten auf die Dauer zu viel Mühe und Kosten verursachen. Er wolle nicht der Bischöfe Herrschaft wieder herstellen, wohl aber ihre Autorität wieder befestigen, „denn ich sehe, was für eine Kirche wir haben werden, wenn die kirchliche Verfassung aufgelöst ist; ich sehe, es wird in der Folge die Tyrannei weit unerträglicher sein, als sie zuvor gewesen".

Es hatte tatsächlich den Anschein, als würde es zu einer Verständigung zwischen beiden Parteien kommen. Jedenfalls bewiesen jene Verhandlungen, daß eine solche Verständigung möglich war und auch vielleicht stattgefunden hätte, wenn nicht persönliche Rücksichten als unüberwindliches Hindernis dazwischen getreten wären. Man hatte die Rechnung ohne

den Wirt gemacht. Luther wollte absolut nichts von einer Verständigung hören. „Ich höre“, so schrieb er, „Ihr habt ein wunderbarlich Werk angefangen, den Papst und Luthern zu vertragen; aber der Papst will nicht, und Luther verbittet es sich. Sehet nur zu, daß Ihr Eure Mühe und Arbeit nicht umsonst verspielet. Wo Ihr aber wider ihrer beiden Willen die Sache verrichtet, so will ich bald Eurem Exempel nachfolgen und Christum mit Belial auch vertragen“.

Dieser eine Ausspruch ist bezeichnend für die Gesinnungsart und den Charakter Luthers und genügt vollkommen, um die egoistischen Motive bloßzustellen, die den großen Reformator bei seinen Handlungen leiteten. Bei einer Entscheidung, von der das ganze Wohl und Wehe der Christenheit abhängt, denkt er nur an „Luther und Papst“. Nicht also handelt es sich um die Versöhnung der protestantischen Partei mit der katholischen sondern um die Person Luthers. Die Delegierten der beiden Parteien hatten ihr Bestes getan, eine Versöhnung zustande zu bringen, und als sie dieses segensreiche Ziel beinahe erreicht hatten, da fährt Luther dazwischen und „verbittet sich“, daß man „ihn mit dem Papste“ versöhne. Sollte man eine Versöhnung gegen seinen Willen herbeiführen, so könnte er gerade so gut Christus mit dem Teufel versöhnen. Wir überlassen es dem Leser, sich klar zu machen, was für eine Fülle von Arroganz und Bosheit in diesem einen Ausspruch enthalten ist. Wer könnte hier nur einen Augenblick daran zweifeln, daß es Luther lediglich um die Befriedigung seiner persönlichen Eitelkeit zu tun war, und er sich um das Wohl der Menschheit herzlich wenig kümmerte? Er wollte keine Versöhnung mit irgend jemandem, um allein als Oberhaupt der lutherischen Kirche dazustehen. Er war ein Autokrat vom reinsten Wasser, und Melanchthon hatte recht, als er die Befürchtung aussprach, „es werde in der Folge die Tyrannei weit unerträglicher sein, als sie zuvor gewesen“.

Wer noch weiterer Beweise bedarf, um sich von dem verächtlichen Charakter Luthers zu überzeugen, der lese doch nur seine Schriften. Nachdem er in dem oben erwähnten Briefe an Spalatin seine unerbittliche Unversöhnlichkeit geäußert hatte, verfaßte er eine Schrift: „Warnungen Dr.

Martini Lutheri an seine lieben Deutschen“, in der er sich selber wieder als den großen Friedenshelden feiert. Dieselbe beginnt mit der Erklärung, daß er die Geistlichen auf dem Reichstage zu Augsburg auf das inständigste gebeten habe, den Reichstag nicht eher zu verlassen, als bis Friede gemacht sei. Dann schiebt er natürlich die ganze Schuld der Unversöhnlichkeit auf die „Papisten“ und prophezeit, daß es entweder zum Krieg oder zum Aufruhr, vielleicht auch zu beiden kommen müsse. In echt jesuitischer Weise sagt er, man möge sich nicht etwa auf seine Lehren verlassen, in denen es heißt, daß sich niemand mit der Gewalt der Waffen widersetzen solle, und daß man „der Tyrannen Frevel“ erdulden solle, ohne sich zu wehren und ohne Aufruhr zu stiften. Er hätte dies allerdings gelehrt, aber das Volk würde sich wohl nicht an seine Lehren halten. Was für eine boshafte Aufforderung dies ist, seine eigenen Worte zu umgehen!

Sollte er etwa in einem Aufruhr getötet werden, so sollen sie nach seinem Tode „allererst den Luther recht fühlen“. Denn er würde „einen Haufen Bischöfe, Pfaffen und Mönche mit sich nehmen, daß man sagen solle, Doktor Martinus sei mit einer großen Procession zu Grabe gebracht. Denn er ist ein großer Doktor über alle Bischöfe, Pfaffen und Mönche. Und wollen also zuletzt eine Wallfahrt miteinander tun, sie die Papisten in den Abgrund der Hölle zu ihrem Lügen- und Mordengott, dem sie mit lügen und morden gedienet. Ich zu meinem Herrn Jesu Christo, dem ich in Wahrheit und Frieden gedienet habe“.

Luthers Selbstüberhebung kennt keine Grenzen. Wer nur eine Schrift wie diese liest, ohne sein übriges Leben zu kennen, könnte ihn wohl für einen Paranoiker halten. Er fährt im selben Stile fort: „So gehen wir miteinander dahin, sie in aller Teufel Namen in die Hölle, ich in Gottes Namen zum Himmel. Es kann mir doch niemand Schaden tun, das weiß ich. So böse sollen sie es nicht machen, ich will noch ärger mit ihnen machen. Und so harte Köpfe sollen sie nicht haben, ich werde noch härtern Kopf haben. Wenn sie gleich nicht allein diesen Kaiser Karl, sondern auch den türkischen Kaiser für sich hätten, sie sollten mich nicht verzagt

noch erschrocken machen, sondern ich will sie verzagt und erschrocken machen. Sie sollen mir hinfurt weichen, ich will ihnen nicht weichen. Ich will bleiben, sie sollen untergehen. Mein Leben soll ihr Henker sein, mein Tod soll ihr Teufel sein“.

Einer solchen Sprache bediente sich Luther gegen den Kaiser und die Fürsten, gegen den Papst und die hohen Würdenträger der Kirche. Mut gehörte zu diesem frechen Geschimpfe nicht, denn sein Kurfürst ließ ihn stets wohl bewachen, und er war sicher, daß ihm niemand etwas anhaben konnte. Er war sich ferner recht wohl bewußt, daß die Gegenpartei durch seinen Tod mehr zu befürchten haben würde als durch sein Leben, und darauf beziehen sich die obigen prahlerischen Worte.

Immer wieder versichert er, wie der Wolf im Schafspelz, daß er der Hüter des Friedens sei, während er offen zum Krieg und zum Aufruhr treibt. „Weil mir nicht gebühret zu kriegen, noch zum Kriege zu raten oder zu reizen, als einem Prediger im geistlichen Amt, sondern vielmehr vom Kriege zum Frieden raten, wie ich auch bisher aufs fleißigste getan, daß mir alle Welt zeugen muß; aber doch unser Feinde nicht wollen Frieden, sondern Krieg haben. Kommt's denn dazu, daß ein Krieg angehet, so will ich wahrlich meine Feder auch still halten und schweigen und mich nicht mehr so dreinlegen, wie ich tat in dem letzten Aufruhr, sondern will auch lassen gehen, was da geht, und sollte gleich kein Bischof noch Pfaff noch Mönch bleiben. Ich will hinfort nicht einen oder zween Papisten, sondern das ganze Papsttum auf mich geladen haben, bis daß der Richter im Himmel dreinschlage. Ich will und kann mich vor solchen elenden Gottesfeinden nicht fürchten. Ihr Trotz ist mein Stolz, ihr Zürnen ist mein Lachen. Sie können mir nicht mehr denn einen Sack voll sieches Fleisch nehmen. Was ich aber ihnen nehmen kann, das sollen sie in Kürze erfahren“.

Weiterhin verspricht er dem Volke, daß er einen Aufruhr mit der Bezeichnung „Notwehr“ beschönigen werde.

„Wo es zum Kriege kommt, so will ich den Teil, der sich wider die mörderischen und blutgierigen Papisten zur Wehr setzt, nicht aufrührerisch gescholten haben, noch schel-

ten lassen, sondern will's lassen gehen und geschehen, daß sie es eine Notwehr heißen.... Nicht daß ich hiermit wolle jemanden reizen noch erwecken zu solcher Gegenwehr, noch sie rechtfertigen, denn das ist meines Amtes nicht, viel weniger auch meines Richtens und Urteils. Ein Christ weiß wohl, was er tun soll, daß er gebe Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber doch nicht den Bluthunden, was nicht ihr ist... Denn sie haben gar kein Recht, weder göttlich noch weltlich für sich, sondern handeln aus Bosheit wider alles göttliches und weltliches Recht, als die Mörder und Bösewichter".

In den gemeinsten Redensarten, in Ausdrücken, die kein anständiger Mensch in den Mund nehmen würde, ergeht sich Luther über die gekrönten Häupter seiner Zeit. Offen reizt er das Volk auf, dem Kaiser den Gehorsam zu verweigern, falls dieser auf Seiten des Papstes stünde. Wer dem Kaiser gehorsam bleibe, der sei ungehorsam gegen Gott und begehe die schwerste Sünde. Immer wieder versichert er aber dann, er wolle nicht zum Kriege aufreizen, es sei nicht seines Amtes, den Aufruhr zu predigen.

Gerdaezu empörend ist der Ton, dessen er sich bedient in seinem Buche „Antwort Martin Luthers auf König Heinrichs von England Buch". Mag man über Heinrich VIII. denken was man will, er war doch das gekrönte Oberhaupt eines großen, mächtigen Volkes, der neben seinen großen Fehlern auch seine guten Seiten hatte. Kein anständiger Mensch würde irgend einem Privatmann gegenüber solche Ausdrücke gebrauchen, wie Luther sie gegen den König schleuderte. Und das ist der Mann, der, als es ihm paßte, dem Adel und später den Bauern predigte, daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt sei, und daß man selbst das schwerste Unrecht von ihr ertragen müsse, da die Strafe allein Gottes Sache sei.

Heinrich VIII. hatte in seinem Buche nicht die Mißbräuche der katholischen Kirche sondern die Dogmen wie die Messe etc. gegen Luther verteidigt und sich dabei ganz sachlich gehalten, während Luther die Person des Königs angreift und ihn mit Kot bewirft. Er nennt ihn darin „Heinz von Gottes Ungnaden", einen „elenden Lügner", eine „Läster-

zunge“, einen „unsinnigen Narren“, der nichts von der heiligen Schrift versteht und dennoch darüber schreibt, und „frech Urteil ausschreit“. Er wolle zeigen wohin es führt, „wenn ein Esel, der zum Sacktragen gemacht sei, den Psalter lesen wolle“.... „Du elende Heyntze Kirche, wie übel schützt Dich Dein Schutzherr mit solchem groben, närrischen, lügenhaftigen Geifer in diesem Buch..... König Heinrich muß helfen, das Wort wahr zu halten, daß es keine größeren Narren gibt, als Könige und Fürsten. König Heinrich mit seinem giftigen Lügenmaul lästert und verdammt unsern Hauptspruch vom Glauben. Du liebes Lügenmaul“.

In diesem Ton ist das ganze Buch gehalten. Fortwährend nennt er den König „giftiges Lügenmaul“, „verdammter Narr“, „unverschämter Bube“ und dergleichen mehr. Er scheut kein Mittel, den König in den Augen der Welt zu entehren und zum Verbrecher zu machen. Zum Schluß des Buches heißt es, „Ich acht aber, er habe dieses Buch aus solcher Andacht für sich genommen, daß ihm sein Gewissen zappelt. Denn er weiß wohl, mit was Gewissen er das Königreich von England besitzt, nachdem der königliche Stamm ermordet und das königliche Blut vertilget ist. Er fürchtet sich seiner Haut, das Blut möchte an ihm gerochen werden. Drob gedenkt er, sich an den Papst zu wenden, und ihm zu heucheln, auf daß er fest sitzen möge. So hing er sich auch weiland an den Kaiser und jetzt an den König von Frankreich, wie denn pflegen die tyrannischen und bösen Gewissen zu tun. Sie sind recht zusammen, Papst und Heinrich von England. Jener hat sein Papsttum wohl mit so gutem Gewissen, als dieser sein Königreich ererbt. Drum jucket einer den andern, wie die Maulesel sich untereinander jucken“.

Was für eine Infamie ist es doch, in einer Schrift, die eine theologische Streitfrage behandeln soll, sich einer solchen Sprache zu bedienen gegen das gekrönte Oberhaupt eines anderen Volkes!

Womöglich noch widerwärtiger als dieses Buch ist ein weiteres Zeugnis seiner Chrakterlosigkeit, das Luther drei und einhalb Jahr später zur Schau trug. Zu jener Zeit gingen bereits Gerüchte von Heinrichs beabsichtigter Ehescheidung und möglicher Lossagung vom Papste in Umlauf.

Da glaubte Luther, seinen Ruf als „Reformator“ auch nach England verpflanzen zu können und bedauerte daher, sich durch sein pöbelhaftes Betragen gegen den König diese Chance verdorben zu haben. Da ist dieser Mensch ehrlos genug, einen demütig flehenden Brief an den König zu senden, in welchem er fußfällig um Verzeihung bittet. In demselben entschuldigt er sich, daß er, „ein unwerter, verachteter Mensch, ja Wurm, von übelwollenden Leuten verleitet, sich habe beigehen lassen, wider einen hohen Potentaten und mächtigen König leichtfertig zu reden“. Er bittet „fußfällig“ um Verzeihung, erklärt sich bereit, nicht nur zu widerrufen, was er Unehrerbietiges wider ihn geschrieben, sondern auch „durch ein öffentliches Büchlein denselben wiederum zu ehren“.

Als der König selbstverständlich mit Verachtung auf diesen Brief antwortete in einem Schreiben, für dessen Verfasser man Erasmus hielt, fiel Luther, als er sah, daß ihm das Reformationsgeschäft in England verdorben war, in seinen alten Ton zurück und häufte erneute Beschimpfungen auf den König in einer Schrift betitelt: „Antwort auf des Königs von England Lästerschrift“.

Es gehört zu den unglaublichsten Dingen in der Geschichte, daß ein solcher Mann, dessen Nichtswürdigkeiten schwarz auf weiß geschrieben stehen, als einer der größten Helden aller Zeiten verehrt wird. Sollte man es für menschenmöglich halten, daß gerade in Deutschland ein Mensch fast wie ein Gott verehrt wird, der bei jeder Gelegenheit die Könige und Fürsten auf das gemeinste beschimpft, sie „Narren“, „Betrüger“ und „Bösewichter“ tituliert, der das Volk offen zum Hochverrat, zum Ungehorsam gegen ihren Kaiser auffordert, der alles dies nicht etwa aus offenherziger Ueberzeugungstreue tut, sondern aus den niedrigsten, selbstsüchtigsten Motiven, was durch den steten Wechsel seiner Taktik genügend bewiesen ist. Und dabei handelt es sich nicht etwa um ein subjektives Urteil über einen Menschen, das von anderer Seite widerlegt werden könnte; es ist dies nicht eine persönliche Ansicht, eine individuelle Meinung, sondern es handelt sich um Tatsachen, um Briefe, Schriften und Bücher, die jedermann nachlesen kann, die in

jeder Bibliothek zu haben sind, in denen schwarz auf weiß geschrieben steht, was wir oben nur andeutungsweise wiedergeben konnten. Und dieser Mann wird den Kindern in der Schule als „seliger Mann Gottes“, als Begründer des modernen Christentums angepriesen!

Es wird vielleicht mancher Leser fragen, warum wir die unglaubliche Selbstüberhebung Luthers nicht als Größenwahn und ihn selbst nicht als Paranoiker betrachten. Von der Lektüre der oben erwähnten Schrift „Warnungen an meine lieben Deutschen“ könnte man allerdings den Eindruck gewinnen. Aber die Betrachtung der Gesamtheit des Mannes widerspricht einer solchen Auffassung unbedingt. Kein Paranoiker würde jemals wie Luther in diplomatischer Weise zwischen den Parteien lavieren, bis sich der Sieg für die eine oder die andere Seite entschieden hat. Der Paranoiker, dessen Handeln von Wahnideen bestimmt wird, bleibt fest und unerschütterlich der einmal gefaßten Idee treu, ohne irgend welche Utilitätsgründe zu berücksichtigen. Er handelt durchaus nicht immer zu seinem persönlichen Vorteil, wenn auch das „Ich“ überall im Vordergrunde steht. Luther handelt wie ein echter unskrupulöser Politiker, der stets seinen persönlichen Vorteil wahrnimmt, der aus jeder Situation Kapital zu schlagen versteht. Nein! Luther war nach unseren Begriffen der Moral — schlecht, aber nicht geisteskrank. Und doch müssen wir hier ein Wort der Entschuldigung für die Handlungsweise dieses sonderbaren Mannes einfügen, zumal dieselbe von ganz besonderem Interesse für unseren speziellen Zweck ist. Luther wurde von vielen seiner Zeitgenossen, und zwar nicht nur von Katholiken sondern auch von seinen eigenen Glaubensgenossen, in ebenderselben Weise beurteilt, wie wir es in obigen Ausführungen getan haben. Nichtsdestoweniger aber wurde ihm von einer ungeheuren Menschenmasse eine Verehrung und Bewunderung gezollt, wie sie nur selten einem Sterblichen zuteil wurde. Und gerade unter seinen Anhängern gab es viele Leute, deren Urteil nicht wie das des großen Haufens auf selbstsüchtigen Interessen beruhte, sondern das einem aufrichtigen Gefühl der Bewunderung entsprang. Wie läßt sich mit dieser Tatsache ein Charakter in Einklang bringen,

den wir nach unsern Begriffen von gut und böse als unmoralisch und schlecht verurteilen müssen?

Für uns gibt es kaum etwas Verächtlicheres als zwischen den kämpfenden Parteien zu lavieren und es mit beiden Seiten zu halten bis nach der Entscheidung des Kampfes, um sich dann auf die Seite des Siegers zu stellen, sich selber als solchen feiern zu lassen und auf die Besiegten alle Flüche des Himmels und der Hölle herabzubeschwören. Der Engländer hält es für ein Zeichen verächtlichster Feigheit, to hit a man, when he is down. Und gerade das ist es, was Luther während seines ganzen Lebens bei jeder Gelegenheit getan hat. So verächtlich eine solche Handlungsweise uns auch heute erscheinen mag, so würden wir Luther dennoch ein großes Unrecht zufügen, wenn wir in ihm lediglich den unskrupulösen Politiker erblickten, der nichts als seinen persönlichen Vorteil mit kluger Berechnung wahrzunehmen bemüht ist.

Um Luther richtig zu beurteilen, muß man vor allen Dingen seinen religiösen Glauben berücksichtigen. Luther glaubte nicht wie die übrigen Menschen in gedankenloser Weise an einen persönlichen Gott und einen leibhaftigen Teufel, ohne die notwendigen Konsequenzen aus einem solchen Glauben zu ziehen, sondern er ließ die Folgen des Glaubens mit allen Einzelheiten auf einen jeden Vorgang seiner In- und Außenwelt einwirken. Er wähnte sich im wahren Sinne des Wortes auf allen Wegen von Gott begleitet und gleichzeitig vom Teufel verfolgt. Alles Gute schrieb er dem Walten Gottes und alles Schlechte dem Tun des Teufels zu. Jeder Konflikt seines Lebens, mochte er auch noch so unbedeutend sein, stellte einen Kampf dar zwischen diesen beiden Mächten, der Gottheit und des Satans. Jede Krankheit, jedes Uebelbefinden war ein Werk des Teufels und die Genesung eine Gnade Gottes. In allen seinen Briefen, in denen er von seinem Gesundheitszustand spricht, drückt er sich in dieser Weise aus. In einem Schreiben an Melanchthon schildert er ein Ohrensausen, indem er sagt: „Ich bin, Gott sei Dank, ganz gesund durch Euer Gebet, wiewohl mich der Satan etliche Wochen mit Sausen des Hauptes verhindert hat“. Man darf dies nicht etwa als eine bildliche Ausdrucksweise oder eine façon de parler auffassen. Luther dachte

in der Tat an einen persönlichen Satan, der ihn peinigte. So sagt er in einem anderen Brief: „Seid wegen meiner Krankheit außer Sorge, sie ist ungewiß, weil ich fühle, daß es keine Krankheit der Natur ist, so erdulde ich standhaft die Faustschläge des Satanengels, die er meinem Fleische zufügt. Wenn ich nicht lesen und schreiben darf, so darf ich doch denken, beten und also auch wider ihn wüten, darnach kann ich schlafen, müßiggehen, spielen, singen. Aus dem Schlosse voll Teufel, aber wo Christus herrscht mitten unter seinen Feinden". Am 12. Mai 1530 schrieb er an Melanchthon: „An dem Tage, da ich Euren Brief von Nürnberg bekam, hatte der Satan seine Gesandtschaft bei mir. Ich war allein. Veit und Cyriax waren weggegangen, und hat er insofern gewonnen, daß er mich aus der Kammer trieb und mich nötigte, unter die Leute zu gehen". Was Luther hier schildert, ist nicht etwa eine Hallucination, wie sie Paranoiker haben, sondern ein Gefühl der Depression, das ihn zwang unter die Leute zu gehen, um sich zu zerstreuen. Wie jede Krankheit, jeden Schmerz, so führt er auch dieses Unlustgefühl auf ein Werk des Teufels zurück.

In gleicher Weise betrachtet er alles Schlechte in der Welt für Taten des Satans, alles Gute für Gottes Werk. Der Ablaßhandel war ein Werk des Teufels. Er stellt sich die Sache so vor, daß der Teufel in gewisse Menschen hineingefahren sei und durch diese seine Schandtaten verrichte. Seine erste Disputation mit Johann Eck schildert er folgendermaßen: Er hätte sich still zurückziehen wollen, um die heilige Schrift zu studieren: „Da ich hier nun nicht unsichtbarlich handelte, tat der böse Geist seine Augen auf und ward das gewahr. Behende erweckte er mit einem unsinnigen Ehrgeiz seinen Diener Johann Ecken, einen absonderlichen Feind Christi und der Wahrheit, gab ihm ein, daß er mich unversehens risse in eine Disputation und mich ergriffe bei einem Wörtlein von dem Papsttum gesagt, das mir ungefähr entfallen war ...."

Ebenso wie alles, was seine Person betraf, waren auch die Vorgänge in der Außenwelt das Werk überirdischer Mächte. Wenn Gott jemanden strafen wollte, so schlug er ihn mit Blindheit gegen die ihn umgebenden Verhältnisse

und führte ihn dadurch in sein Verderben. Die dem Adel drohende Gefahr der Erhebung der Bauern schildert er in den Worten: „Das Volk ist überall aufgeregt und hat Augen, will und kann nicht durch die Gewalt gedrückt werden. Der Herr ist es, der dies tut, und die Drohungen und vorhandenen Gefahren vor den Augen der Fürsten verbirgt". Wie Gott einst den Sinn Pharaohs verstockt und grausam machte, um ihn für seine Sünden zu bestrafen und den Kindern Israels seine Gnade zu erweisen, so hatte Gott den Sinn der Fürsten verkehrt und sie mit Grausamkeit erfüllt, um ein Ende mit ihnen zu machen. „Gott der Allmächtige", so schreibt er, „hat unsere Fürsten toll gemacht, daß sie nicht anders meinen, sie mögen tun und gebieten ihren Untertanen, was sie nur wollen. Gott hat sie in verkehrten Sinn geben und will ein Ende mit ihnen machen gleich wie mit den christlichen Junkern".

Die nächste Konsequenz, zu der logischer Weise ein derartiger deistischer Fatalismus führen mußte, bildete die Anschauung, daß der Ausgang eines jeden Kampfes zwischen Individuen, zwischen Klassen oder Völkern den Willen Gottes, das Gottesurteil darstelle. Der Sieger war der von Gott Erkürte, denn Gott war es, der ihm den Sieg verliehen hatte. Der Besiegte hingegen war mit Gottes Fluch belastet. Er hatte die gerechte Strafe für seine Sünden empfangen.

Eine solche Anschauungsweise bildete nicht nur die logische Folgerung eines individuellen Gottesglaubens sondern entsprach auch vollkommen den verschiendensten Gebräuchen jener Zeit. So z. B. sind die mannigfachen Formen des „Gottesgerichts" auf dieser Anschauung basiert. Das Gericht des Kreuzes, die Wasser-, die Feuerprobe, der Gotteskampf entspringen derselben Idee, nämlich daß Gott, der allein allwissend ist und den Schuldigen vom Unschuldigen zu unterscheiden weiß, durch das Resultat jener „Gerichte" den Menschen sein Urteil verkünde.

So absurd jedem gebildeten Menschen auch heute ein derartiger Aberglaube erscheinen muß, so logisch ist doch andererseits die Folgerung desselben aus einem individuellen Gottesglauben. Wenn man glaubt, daß es einen per-

sönlichen Gott gibt, der sich um das Wohl und Wehe eines jeden einzelnen Menschen kümmert, der die menschlichen Taten bestimmt und leitet, dessen Verfügungen durch Gebete der Menschen beeinflußt werden können, wenn man alles dies glaubt, warum sollte man dann nicht glauben, daß Gott seinen Willen auf diese Weise kund tut? Ja, es ist viel leichter für einen logisch geschulten Geist, alles dieses mitsamt seinen Konsequenzen zu glauben, als auf halbem Wege stehen zu bleiben und damit jeder Logik ins Gesicht zu schlagen.

Jedenfalls war Luther von diesem Glauben erfüllt, und dadurch tritt seine Handlungsweise in eine gänzlich andere Beleuchtung. Er trat nicht einfach auf Seiten der Fürsten, weil sie die Sieger waren, sondern weil Gott ihnen den Sieg verliehen hatte und dadurch seinen Willen kundgab. Er wollte die Bauern tot schlagen wie tolle Hunde, nicht weil sie im Kampfe unterlegen waren, sondern weil Gott sie verlassen und dadurch den Menschen seinen Willen angezeigt hatte. Luther glaubte nicht einfach auf die Seite des Siegers zu treten sondern auf die Seite, die ihm durch den Fingerzeig Gottes als die richtige angezeigt war. Nunmehr verliert auch jener Ausspruch seine grenzenlose Brutalität, in welchem Luther sich rühmt, er habe „im Aufruhr alle Bauern erschlagen, denn ich habe sie alle heißen totschlagen; all' ihr Blut ist auf meinem Hals". Er glaubte damit ein gottgefälliges Werk zu tun, da Gott selber durch den Erfolg des Kampfes seinen Willen offenbart hatte.

Desgleichen ist seinem religiösen Glauben der Fanatismus zuzuschreiben, mit dem er gegen die Juden eiferte. In der Zerstörung Jerusalems und der Verbreitung der Juden über die Welt erblickte er ein Gottesurteil, das zu vollstrecken jedes guten Christen Pflicht sei. Hier ist sein „christlicher Rat", wie man die Juden behandeln solle: „Man solle ihre Synagogen mit Feuer anstecken und der Erde gleich machen, ihre Häuser zerstören, ihnen ihre Gebetbüchlein und Talmudisten, darin solche Abgötterei, Lügen, Fluch und Lästerung gelehrt werden, den Rabbinern das Lehren, den anderen den Handel, hauptsächlich den Wucher verbieten und ihnen das durch Wucher gestohlene oder geraubte Gut nehmen und

zur Verwahrung bei Seite legen. Den jungen starken Juden und Jüdinnen aber solle man Flegel, Axt, Karst, Spaten, Rocken und Spindel in die Hand geben und sie ihr Brot verdienen lassen im Schweiße der Nasen, wie Adams Kindern angelegt sei. Wenn sie dies aber nicht leiden wollen, oder Gefahr bei ihrem Dienste zu besorgen sei, so möge man sie aus dem Lande jagen".

Auch Luthers unglaubliche Selbstüberhebung gewinnt durch ihre religiöse Begründung einen verständlicheren Charakter. Während Johann Huß und mit ihm so viele andere, die sich den Mißbräuchen der Kirche widersetzten, ihre Offenherzigkeit auf dem Scheiterhaufen bezahlen mußten, war Luther aus allen Konflikten, ja aus den gefährlichsten Situationen mit heiler Haut davongekommen. Selbstredend glaubte er, auch hierin die Hand Gottes erblicken zu müssen, und mit Stolz sah er in seiner Person den von Gott erkürten Kämpfer für das „Evangelium". In diesem Sinne schrieb er, daß er in den Himmel, die Papisten aber, die Bischöfe, Priester und Mönche zum Teufel in die Hölle fahren würden.

Wenn von diesem Standpunkte aus betrachtet der Charakter Luthers von jener Schlechtigkeit und Infamie befreit wird, die wir andernfalls in ihm erblicken müßten, so muß uns doch nunmehr die enorme Beschränktheit abstoßen, die sich in einer so naiven Weltanschauung offenbart. Man kann hiergegen einwenden, daß eine solche Anschauungsweise dem Charakter der Zeit entsprach, und daß man mithin Luther keinen Vorwurf daraus machen könne. Das ist vollkommen richtig, und wir würden uns auch nicht im geringsten über die Beschränktheit Luthers wundern, wenn es sich einfach um einen Privatmann handeln würde. Luther aber ist der Begründer einer neuen Religion; er wird den Kindern in der Schule als einer der größten Männer aller Zeiten gepriesen, und seine religiösen Lehren sind auch heute noch maßgebend für den Unterricht und den religiösen Glauben. Wenn wir von dem Glauben Luthers sprechen, so handelt es sich um die Glaubenslehre, die eine „Reformation" der alten Kirchenlehre darstellen sollte. Wir haben uns nicht seiner Persönlichkeit halber so lange mit ihm beschäftigt — diese

könnte uns ja sehr gleichgültig sein, — sondern wir mußten versuchen, zu konstatieren, welcher Art die Glaubenslehre war, die man als eine Reform des alten Glaubens betrachtete, und wie der Held aussah, der den Kindern als nachahmenswertestes Ideal vorgehalten wird.

Der religiöse Glaube Luthers bildet allerdings eine Entschuldigung für eine Gesinnung und Handlungsweise, die uns heute ohne solche Erklärung schlecht und infam erscheinen muß. Aber, so muß man sich doch fragen, was sollen wir von einer Religion halten, die den Charakter der Menschen derartig beeinflußt, daß wir ihn von unserm Standpunkte der Moral aus als schlecht und infam bezeichnen müssen? Muß eine solche Religionslehre der Menschheit nicht zum Fluch und Verderben gereichen? Allerdings! Fluch und Verderben hat das Christentum von Anfang an unter die Menschen gebracht, und Fluch und Verderben sollte die Reformation aufs neue erzeugen! —

Um den Einfluß richtig zu beurteilen, den die Reformation auf die Entwicklung der Civilisation gehabt hat, muß man jene zwei Dinge wiederum ganz getrennt von einander betrachten: den individuellen religiösen Glauben und die durch die Reformation geschaffenen politischen Verhältnisse.

Gewöhnlich versteht man unter einer „Reform“ eine Verbesserung, einen Fortschritt. Es besteht nun allgemein die Ansicht, wenigstens in protestantischen Ländern, daß die kirchliche Reformation auch einen Fortschritt darstellte, was den religiösen Glauben anbelangt. Man verbindet gewöhnlich den größten Aberglauben mit der altkatholischen Kirche und stellt ihr gegenüber die reformierte Kirche als freisinnig dar, als frei von allem „Aberglauben“, „gereinigt und geklärt durch das Wort Gottes“. Dies beruht jedoch auf einem entschiedenen Irrtum. Der Glaube der evangelischen Kirche war so orthodox, wie er nur irgendwie sein konnte. Wer sich davon überzeugen will, der lese nur das im allgemeinen wenig bekannte Glaubensbekenntnis Luthers. Als Probe sei hier nur ein einziger Passus daraus angeführt: „Am letzten glaube ich die Auferstehung aller Toten am jüngsten Tage, beide der Frommen und Bösen, daß ein jeglicher daselbst empfange an seinem Leibe, wie ers verdient

hat; und also die Frommen ewiglich leben mit Christo, und die Bösen ewiglich sterben mit dem Teufel und seinen Engeln. Denn ich es nicht halte mit denen, so da lehren, daß die Teufel auch endlich werden zur Seligkeit kommen". Kann von einer „Reformation des Glaubens" die Rede sein, solange man an solchen Lehren festhält? Solange man an die Existenz eines leibhaftigen Teufels glaubt?

Kann ferner von einer Reformation die Rede sein, wenn man an die wirkliche Existenz des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl glaubt? Hat jemals irgend eine Religion einen unsinnigeren Aberglauben gelehrt? Und sollte man es für möglich halten, daß sich dieses Unsinns halber ganze Völker in den verheerendsten Kriegen gegenseitig vernichteten?

Der „evangelische" Glaube hat als seine Basis die vier Evangelien. Er lehrt, daß diese Evangelien göttlichen Ursprungs seien, daß man daher jedes Wort, das darin enthalten sei, glauben müsse, und andererseits alles, was sich nicht durch die Evangelien beweisen lasse, zu verwerfen sei. Darauf fußend wollte Luther bei den verschiedenen Religionsgesprächen immer aus der heiligen Schrift widerlegt sein. Nur wenn man das tun könne, würde er widerrufen. Dies war die einzige Autorität, die er anerkannte.

Der katholische Glaube hingegen berücksichtigte auch die Schriften der Kirchenväter und gestand vor allen Dingen dem Statthalter Christi, dem Papste, die Macht zu, die Schrift auszulegen und zu modifizieren. Jeder Mensch mit einigermaßen gesundem Menschenverstande mußte doch die unendlich vielen Widersprüche und Unmöglichkeiten erkennen, die in den Aussprüchen Christi enthalten waren, und alles dies wörtlich zu nehmen, war schier ein Ding der Unmöglichkeit. Es ist dies zweifellos der Grund, daß die Katholiken den Laien das Lesen der Bibel untersagten. Nur durch „Deutungen" und „Auslegungen" konnte man sich über diese Schwierigkeit hinweghelfen.

Hierin bestand der Unterschied zwischen der alten und neuen Lehre, was den religiösen Glauben anbetrifft, und die Frage ist nun, ob man die letztere als eine Reform gegenüber der ersteren betrachten soll.

Es ist allerdings eine zweifellose Tatsache, daß die da-

maligen Machthaber der katholischen Kirche ihre Stellung dazu benutzten, das Volk auszusaugen, und daß sie alle die groben Mißbräuche, mittels derer sie ihre persönlichen Interessen förderten, durch die „Auslegung“ der heiligen Schrift begründeten. Der skandalöse Ablaß-Schacher, das Geschäft des Messelesens sowie alle die übrigen Mißbräuche der Kirche mußten jeden rechtlich denkenden Menschen mit Ekel erfüllen, und demgegenüber erscheint die evangelische Lehre in der Tat als eine Reform. Aber, so verworfen und gewissenlos die gesamte Hierarchie zu jener Zeit auch gewesen sein mag, so muß man doch zugestehen, daß es nur individuelle Menschen waren, die an jenen Mißbräuchen Schuld hatten. Es war zu hoffen, daß die Menschheit sich bessern würde, daß Generationen kommen würden, die jene Uebelstände beseitigen und heilsame Einrichtungen an ihre Stelle setzen würden. Alles dies war möglich. Mit einem Wort, die katholische Kirche mit der Unfehlbarkeit des Papstes an der Spitze ist reformationsfähig. In der Tat ist die heutige katholische Kirche von jener vor 400 Jahren so verschieden wie Tag und Nacht. Und was könnte heute ein freisinniger, ideal angelegter Papst nicht alles vollbringen, wenn er nur wollte!

Die evangelische Kirche hat sich damals allerdings von den erwähnten Mißbräuchen freigemacht. Sie wies nach, daß dieselben nicht durch das Evangelium gestützt seien und mithin zu verwerfen wären. Denn nur was in den Evangelium stünde sei göttlicher Natur. Insofern konnte man die evangelische Kirche allerdings zur Zeit als eine Reformation ansehen, indem sie schwere Uebelstände abgestellt hatte. Das hätte man jedoch auch ohne evangelisches Glaubensbekenntnis gekonnt. Aber der Glaube an den Buchstaben des Evangeliums ist kalt und starr und keiner weiteren Reform fähig. Die Evangelien sind heute dieselben, die sie vor 400 Jahren waren, und werden es ewig bleiben. Eine Lehre, die auf der Göttlichkeit der Evangelien beruht, die den wörtlichen Glauben dieser Schrift predigt, ist kalt und tot und jeder Entwickelung unfähig. Insofern bildete die evangelische Glaubenslehre keine Reform und ist von

diesem Gesichtspunkte aus eher als ein Rückschritt denn als Fortschritt zu betrachten.

Was die politische Seite der Reformation anbelangt, so drehte sich dieselbe lediglich um die Lossagung vom Papste.

Das Zwittertum von weltlicher und kirchlicher Macht innerhalb der verschiedenen Länder mußte zu unausgesetzten Konflikten führen, und bei internationalen Verwicklungen war der Urteilsspruch des Papstes, der natürlich in erster Linie seinen eigenen Vorteil im Auge hatte, von der allergrößten Bedeutung. Das Papsttum war daher für die regierenden Häupter ein doppelschneidiges Schwert, das sich ebenso gut gegen sie wenden konnte als ihnen im Kampfe von Nutzen sein. Bei der Verschiedenheit der Interessen und den äußerst verwickelten politischen Verhältnissen jener Zeit waren die Beziehungen der Regierungen der europäischen Länder zum Papste sehr verschiedener Art. Die Frage, um die es sich allein bei der Reformation handelte, war immer nur, ob man sich vom Papste trennen solle oder nicht. Alles übrige galt nur als Vorwand. Die religiöse Glaubenslehre kam dabei kaum in Betracht.

In England hatte sich Heinrich VIII., nachdem er zu Anfang seiner Regierung so feurig für den Papst eingetreten war, daß dieser ihm den Titel „defender of the faith“ verlieh, rein persönlicher Gründe halber, nämlich um seine Ehescheidung durchzusetzen, vom Papste losgesagt.

In Deutschland lagen die Dinge nicht so einfach. Hier hatte man es mit sehr verwickelten politischen Verhältnissen zu tun. Wäre Karl V. ein Deutscher gewesen, und hätte er weiter keine Interessen als die seines Landes gehabt, so hätte die Reformation ihm die Gelegenheit geboten, ein wirklich einiges Land mit einer einheitlichen Regierung herzustellen. Den Aufstand des Adels und den der Bauern hätte er dazu benutzen können, die Macht der Fürsten zu brechen und die deutsche Kaiserkrone gleich dem englischen und französischen Königsthron zum unmittelbaren Reichsoberhaupt zu machen. Indem er sich vom Papste losgesagt hätte, wären die ungeheuren Reichtümer der Kirche in seine Hände gefallen, und das deutsche Reich hätte eine nie geahnte Stärke und Blüte entwickelt.

Karl jedoch war nur in zweiter Linie Kaiser von Deutschland. Er war vor allen Dingen König von Spanien, und als solcher konnte er unmöglich daran denken, aus der katholischen Kirche auszuscheiden. Als König von Neapel und Sizilien war an einen solchen Schritt erst recht nicht zu denken. Hierzu kam noch, daß Karl sich im Osten fortwährend von den Türken bedroht sah und gegen sie der Hülfe des Papstes bedurfte, während im Westen sowie in Italien Franz I. nur auf eine Gelegenheit wartete, seinem Nebenbuhler eine Niederlage zu bereiten. Karl V. war daher gezwungen, der katholischen Religion treu zu bleiben.

Das Interesse der deutschen Fürsten war von jeher darauf gerichtet, ihre Unabhängigkeit vom Kaiser zu bewahren, daher die Kurfürsten ihm bereits bei der Wahl durch die sogenannte „Kapitulation“ die Hände gebunden hatten. Die einen wie namentlich die geistlichen Fürsten erblickten in ihrer direkten Verbindung mit dem Papste ein starkes Mittel zu diesem Zweck, während andere durch die Lossagung von der päpstlichen Kirche und die Einziehung der wertvollen Kirchengüter ihre Unabhängigkeit zu sichern glaubten.

Dadurch entstand die unglückselige Kirchenspaltung innerhalb des deutschen Reiches, die zu den verheerendsten, blutigsten Bürgerkriegen führen sollte. Hundert Jahre lang währten mit kurzen Unterbrechungen die Religionskriege in Deutschland, mit dem schmalkaldischen Kriege beginnend und sich bis zum westfälischen Frieden hinziehend, der erst im Jahre 1648 den dreißigjährigen Krieg beendete.

Die entsetzlichen Kämpfe mit ihren unmenschlichen Grausamkeiten, die in allen Ländern Europas zwischen „christlichen Brüdern“ verschiedener Konfession stattfanden, sind wir selbstredend außerstande, hier zu schildern. Man könnte ganze Folianten darüber schreiben, wie die Menschen in glühendstem Haß, in wahnsinnigstem Fanatismus, in rohester Bestialität über einander herfielen wegen der Verschiedenartigkeit ihres törichten Aberglaubens. Nicht nur zwischen Katholiken und Protestanten wüteten die Kampfeswogen; die verschiedenen Sekten, die durch die neue Lehre entstanden waren, haßten sich womöglich gegenseitig

noch mehr, als sie die Anhänger des Papstes haßten. Die Verfolgung der Ketzer mit Feuer und Schwert seitens des katholischen Klerus war von jeher aus politischen Gründen geschehen, nämlich um die Einheit der christlichen Kirche zu wahren, um jede Spaltung innerhalb der Kirche zu verhüten und dadurch die in eine Hand konzentrierte Macht auf ihrer Höhe zu erhalten. Demgegenüber schien die reformierte Kirche ehrlicher und aufrichtiger, denn bei ihr fiel dieses politische Motiv fort. Nichtsdestoweniger aber waren die protestantischen Sekten nicht minder intolerant gegen Andersgläubige. Der Unterschied bestand nur darin, daß die Intoleranz der Katholiken auf politischen Gründen beruhte, während die Protestanten aus reinstem religiösen Fanatismus die geringste Abweichung ihrer eigenen Glaubenslehre verdammten.

Wir sahen wie untolerant Luther gegen Andersgläubige war, wie er Zwingli als Ketzer von sich stieß und ihn „dem gerechten Gerichte Gottes übergab“ lediglich wegen des beschränkten Aberglaubens hinsichtlich des Abendmahls. Aber die anderen „Reformatoren“ waren nicht minder intolerant. Der evangelische Glaube beruhte auf der allerstrengsten Orthodoxie, die jedes Abweichen von dem Buchstaben als Todsünde erklärte.

Während Luther sich ausschließlich mit dem religiösen Glauben beschäftigte und in diesem allein das Seelenheil der Menschheit erblickte, wurde von Zwingli das religiöse und sociale Element auf das innigste verknüpft, sodaß bei ihm Religion und Staat zu einem unzertrennlichen Ganzen verschmolzen. Der Staat bildete eine theokratische Institution. Christus war der Herr, nicht nur im Himmelreich sondern auch auf Erden; die jeweilige Regierung war gleichsam die Exekutive des göttlichen Willens. Die praktischen Folgen dieser theokratischen Lehre waren von der weithintragendsten Bedeutung. Das Strafgesetzbuch blieb nicht länger auf sociale Vergehen und Verbrechen beschränkt sondern fand in der Folge seine Anwendung auch auf das Gebiet der Moral, sowie auf den ethischen und religiösen Lebenswandel. Nach Zwinglis theokratischer Anschauungsweise bildeten sittliche und kirchliche Vergehen, schwere Verbrechen als Verstöße

gegen die sociale Gesetzesordnung; denn letztere waren ein Unrecht gegen die Mitmenschen, während erstere als Hochverrat gegen die geheiligte Majestät Gottes anzusehen waren. Die Strafen für moralische und kirchliche Vergehen mußten dementsprechend strenger und schärfer sein. Leute, die sich gegen die Moral vergangen hatten, verurteilte man zu schwerem Kerker oder Landesausweisung; Ehebruch wurde mit dem Tode durch Ertränken bestraft.

Nach Zwingli wurde das theokratische Princip hauptsächlich durch Calvin vertreten. Er ist der Begründer der Presbyterialverfassung, die ihren Namen von den Vorstehern oder „Aeltesten“ entlehnt, welche die Gemeinde zur Verwaltung ihrer Angelegenheiten erwählte. Außerdem wurde in Genf ein aus sechs Geistlichen und zwölf weltlichen Mitgliedern bestehendes „Konsistorium“ errichtet, dessen Vorsitz einer der Syndiken führen sollte, jedoch wurde dieses Amt während seines Lebens von Calvin selber bekleidet. Das Konsistorium hatte dafür zu sorgen, „daß die Stadt in guter Ordnung und in der Furcht Gottes gehalten werde“. Demgemäß bildete es das „sittenrichterliche Tribunal“, vor welches alle geladen wurden, „die durch ihren Wandel Aergernis gaben, und bei denen die seelensorglichen Ermahnungen fruchtlos geblieben waren“. Eine der schwersten Strafen bildete die Exkommunikation, welche den Schuldigen aus der Gemeinde ausschloß, bis er durch öffentliche Kirchenbuße sein Vergehen genügend gesühnt hatte.

Diese sittenpolizeiliche Gewalt mit dem fanatischen Calvin an der Spitze mußte den Mitgliedern der Gemeinde selbstredend zu einem furchtbaren Joche werden. Die moralischen Principien Calvins waren nicht nur ungemein streng sondern zum Teil geradezu absurd, da er sie auf Dinge übertrug, über die er kein sachverständiges Urteil haben konnte. So z. B. war sein moralisches Gefühl schon dadurch empört, „daß jemand Zinsen nahm, oder eine Sache teurer verkaufte, als er sie selbst gekauft hatte, wenn sie nicht von ihm verbessert worden war“. Selbstverständlich mußten Handel und Industrie unter so absurden Principien gänzlich zugrundegehen.

Die Prediger hatten die Pflicht, förmliche Untersu-

chungen anzustellen über die Lebensweise der Familien in ihren eigenen Häusern; sie mußten über ihre Handlungen wachen und einen regelrechten Spionsdienst verrichten. War jemand lässig im Besuch der Kirche, oder ließ er sich sonst etwas zu Schulden kommen, das mit den moralischen Ideen des „Rats“ nicht im Einklang stand, so wurde er zunächst vermahnt und, wenn dies nicht half, unter Anklage gestellt. Vor dem Strafgericht des Sittenrats hatte sich hoch und niedrig, reich und arm, der Fürst so gut wie der Bettler in Gehorsam zu fügen.

Die Strenge, mit welcher der Lebenswandel der einzelnen Individuen der „reformierten“ Kirche überwacht wurde, war daher bei weitem größer, als dies bei den Katholiken der Fall war. Der katholische Klerus kümmerte sich eigentlich nicht viel um die Lebensweise des einzelnen, solange dieser die Autorität der Kirche nicht anzugreifen versuchte. Ein guter Katholik brauchte nur das Ansehen der Kirche durch Tat und Wort zu ehren, alles Uebrige blieb dann seinem persönlichen Ermessen überlassen. Nun aber sollte jedes Individuum gleichsam unter eine moralische Vormundschaft gestellt werden. Es blieb nicht länger dem einzelnen überlassen, das zu tun, was ihm sein eigenes Gewissen zu tun gebot, sondern wie das Kind der Mutter so mußte das Gemeindemitglied dem Sittenrat in seinen moralischen Vorschriften Gehorsam leisten.

Diese unerträgliche Tyrannei, die dem Volke ein Joch auferlegte, durch das jede Individualität ertötet, jedes freie Denken gewaltsam erstickt wurde, mußte mit der Zeit zu jenem ekelhaften Muckertum führen, das selbst heute noch eines der Hauptmerkmale streng religiöser protestantischer Länder bildet.

Wenn man bedenkt, daß die streng orthodoxe protestantische Religionslehre womöglich noch reicher an absurdem Aberglauben ist als der Katholizismus, so wird man sich vielleicht annähernd eine Vorstellung davon machen können, wie entsetzlich die Grausamkeiten waren, die von einem fanatischen Sittenrat an dem armen Volke verübt wurden. „Gemäß dem Grundsatz, daß Gotteslästerung und Zauberei von der weltlichen Obrigkeit nicht minder zu bestrafen seien

als Raub und Mord, ist es geschehen, daß in dem Zeitraum von 1542 bis 1546 der Rat 58 Todesurteile vollstrecken ließ und daneben 76 Verbannungen verhängte".

„Von seiner furchtbarsten Seite zeigte sich der alttestamentliche Charakter dieses Systems, wenn es Ausführung des Gebotes der Ausrottung der Zauberei galt". Als die Pest in Genf ausgebrochen war, wüteten Haft, Folter, Schwert, Galgen und Scheiterhaufen in der Stadt Calvins auf das gräßlichste. „Vom 17. Februar bis zum 15. Mai 1545 hatte der Henker 34 Personen, darunter seine eigene Mutter, auf die verschiedenste Weise vom Leben zum Tod zu bringen, und sein Arm ermattete öfters, während der Kerkermeister erklärte, daß die Gefängnisse überfüllt seien, und er niemand mehr unterbringen könne".

Daß zur Aufrechterhaltung dieser auf fanatischem Aberglauben beruhenden Priestertyrannei die gewaltigsten Kämpfe erforderlich waren, ist selbstverständlich. Ist es doch wunderbar genug, daß eine solche Institution sich überhaupt erhalten konnte, daß die Menschheit, sich einer so unerhörten Erniedrigung zu fügen, bereit war. Man stelle sich nur einmal das Verfahren jenes Konsistoriums recht deutlich vor, die Tätigkeit jener Behörde, welche die Funktionen des Klägers, Richters und Vollziehers in ihrer Hand vereinigte. Man denke an das beleidigte Ehrgefühl, mit dem die Bürger erfüllt sein mußten, wenn die Pfaffen und die Aeltesten von Haus zu Haus gingen, den Lebenswandel und die Moral der Familien prüften, wie der Lehrer über die Sittlichkeit des Schülers wachend, und die harmlosesten Dinge mit den schwersten Strafen bedrohten. Man denke an das Hypokritentum, an die Intrigen, an die boshafte Angeberei, zu der eine solche Einrichtung geradezu aufforderte. Man denke auch an den Haß und die Erbitterung, die ehrliche Männer gegen eine Religion empfinden mußten, die den Aufwand in Kleidung und bei Mahlzeiten auf ein bestimmtes Maß setzte, den Tanz verbot, Kartenspieler an den Pranger stellte und das Lesen gewisser Bücher wie der Amadisromane untersagte. Und alles das nannte man „Reformation".

Die fanatische Wut, mit der man jeden Menschen verfolgte, der an der Göttlichkeit der „reformierten" Kirchen-

lehre zu zweifeln wagte, war womöglich noch schlimmer als das Inquisitionsgericht der Katholiken. Nicht mit Unrecht nannte man Genf die „Burg einer mit der strengsten Zucht verbündeten Orthodoxie“.

Ein Beispiel für diese religiöse Verfolgungswut bildet das Schicksal, dem der unglückliche Michael Servet anheimfiel. Dieser geistvolle Mann hatte „Philosophie, Juristerei, Medizin, und leider auch Theologie“ studiert und hatte sich durch das Zusammenwirken der Naturforschung mit biblischer Theologie eine eigene Weltanschauung gebildet. Bereits in seinem 22. Jahre, 1531, hatte er unter dem Titel „De trinitatis erroribus“ ein Buch herausgegeben, das sich, wie der Titel besagt, gegen die herrschende Lehre der Dreieinigkeit wandte, und wodurch er sich Katholiken und Protestanten in gleicher Weise zu Feinden gemacht hatte. Im Jahre 1553 fand er nach vielen Bemühungen einen Buchdrucker, der seine Schrift betitelt „Wiederherstellung des Christentums“ heimlich druckte, in der er die Trinität als „Offenbarung des Urgrundes in Licht und Wort, vollendet im Gottmenschen und mitgeteilt durch den Geist“ darstellte. Das Buch machte großes Aufsehen und wurde von der Geistlichkeit überall verboten. Servet war in Vienne dem Kerker entgangen und als Häretiker von dem Gericht im Bildnis verbrannt worden. Als er aber nach Genf kam, wurde er, nachdem er sich einige Wochen verborgen gehalten hatte, unmittelbar vor seiner Abreise auf Veranlassung Calvins verhaftet. In den folgenden Worten gibt Calvin selber an, was ihn zu diesem Schritt bewogen hat. „Ich gestehe frei“, so sagt er, „es für meine Pflicht gehalten zu haben, einem mehr als verstockten und unverbesserlichen Menschen nach meinen Kräften Einhalt zu tun und seine fernere Schädlichkeit zu verhindern. Täglich verbreitet sich die Bosheit weiter; überall quellen neue Irrtümer hervor, und Personen, denen Gott Macht dazu gab, lassen es sich nicht angelegen sein, seines Namens Ehre zu fördern. Denn wenn die Papisten die Abweichungen von ihrem Aberglauben so heftig ahnden, so müssen sich christliche Obrigkeiten schämen, bei der Verteidigung unerschütterlicher Wahrheiten so wenig Mut zu beweisen.“

Diese Worte zeigen so recht, wie die Vertreter religiöser

Dogmen stets alles, was andere lehren, als „Aberglauben“ bezeichnen, ihre eigenen Lehren aber für „unerschütterliche Wahrheiten“ halten.

Calvin hatte die feste Ueberzeugung, daß von der Erkenntnis dieser „Wahrheiten“ das Heil der Seele abhing; er begab sich daher selbst mehrere Male in den Kerker zu dem Gefangenen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Als aber alles vergeblich blieb, hielt er sich für berechtigt, anzunehmen, daß Servet ein verworfener Mensch und bei ihm nimmermehr an Besserung zu denken sei. Geradeso urteilte auch Theodor Beza, einer der größten reformierten Theologen, Calvins Freund und Biograph, über den Verfolgten. Er nennt ihn ein Ungeheuer, ausgestopft mit Gotteslästerungen und Bosheiten, das den Himmel und die Erde durch seine Reden und Schriften verpestet habe.

Nachdem das Gutachten der übrigen reformierten Kirchen in der Schweiz über Servets irrgläubige Lehren eingeholt worden war, verurteilte ihn der Rat zu Genf wegen seiner Ketzereien besonders wegen seiner Lästerungen gegen die Dreieinigkeit und die Kindertaufe, lebendig verbrannt zu werden. Servet wollte es mit Recht zuerst garnicht glauben, daß man in einer reformierten Stadt gegen einen Andersdenkenden mit einem so abscheulichen Fanatismus verfahren könne. Als man ihm die traurige Gewißheit bestätigte, verlor er vor Schrecken fast die Besinnung. Dann raffte er sich wieder auf und berief sich nochmals auf die Gerechtigkeit seiner Sache. Endlich ließ er sich sogar herbei, um Gnade und Barmherzigkeit zu flehen, doch alles umsonst. Calvin ging noch an seinem Todestage zu ihm ins Gefängnis und suchte, ihn zu bekehren. Servet beteuerte ihm mit Tränen, daß er sich durch seine Gründe nicht überzeugt fühlen könne und bat ihn beim Abschied für die etwaigen Kränkungen um Verzeihung, die er ihm unwissend zugefügt haben könnte. Zu denen, die bis zuletzt bei ihm blieben, sagte er: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, aber ihn als ein Verbrecher leiden zu müssen, das zerreißt mein Herz. Jesu, mein Heiland und Erlöser, tröste mich, wie Du einst getröstet wurdest! Der Drache, den ich bekämpfen wollte, überwältigt mich.“

Man führte ihn hierauf in zahlreicher Begleitung vor das Rathaus und las ihm dort noch einmal laut mit den gewöhnlichen Gebräuchen sein Urteil vor. Angstvoll fiel er auf seine Kniee und bat, wie er es schon bei der Verkündigung des Urteils getan hatte, man möchte ihn doch nur mit dem Schwerte hinrichten. „Wenn ich geirrt habe", setzte er hinzu, „so habe ich aus Unwissenheit geirrt. Meine Absicht ist nicht zu tadeln, ich glaubte die Ehre Gottes zu befördern und meine Ueberzeugung zum Vorteil der Wahrheit bekannt machen zu müssen. Habe ich aber geirrt, so erreicht Ihr ja Eure Absicht schon mit meinem Tode, sei auch die Art desselben, welche sie wolle". Alles blieb vergebens. Er ward zum Scheiterhaufen abgeführt, zu welchem man überdies unglücklicher Weise ganz frisches feuchtes Holz genommen hatte. Sitzend auf einem niedrigen Block und angeschlossen an einen hinter ihm stehenden Pfahl, sah er nun den Scheiterhaufen mit Mühe anzünden, und, fast gebraten an dem langsamen Feuer, das garnicht recht auflodern wollte, quälte sich der Unglückliche über eine halbe Stunde, während er unaufhörlich schrie: „Jesu, Du Sohn des ewigen Gottes, erbarme Dich mein!" bis zuletzt das umstehende Volk, von Mitleid ergriffen, ihm brennende Holzbündel auf den Leib warf, die ihn endlich nach unsäglichen Schmerzen erstickten. Und das nannte man „Reformation"!

Die schändliche Ermordung Servets ist eine der verabscheuenswertesten Taten in der Geschichte. Wohl mußten Tausende von Menschen wie Servet ihre Ueberzeugungstreue auf dem Scheiterhaufen büßen, wohl sind Hunderttausende unschuldiger Menschen dem religiösen Fanatismus zum Opfer gefallen, aber, was gerade den Fall Servet zu einem so unerhörten Ereignis machte, ist der Umstand, daß es sogenannte „Reformatoren" waren, die diese Schandtat verübten, daß keine anderen Motive hier mitspielten als die bodenlose Beschränktheit eines religiösen Aberglaubens. Das heillose Institut der Inquisition wird heute von der gesamten civilisierten Menschheit verabscheut; der Hexen- und Teufelsglaube, der so vielen unschuldigen Menschen das Leben kostete, wird heute als eine der ärgsten geistigen Verirrungen bezeichnet; aber die „Reformatoren" des sech-

zehnten Jahrhunderts werden auch heute noch als wahrhaft große Männer verehrt, denen die Welt ewigen Dank schulde. Erst kürzlich wurde der 400jährige Geburtstag Calvins in der ganzen Welt mit großem Pomp gefeiert. In Deutschland begeht man alljährlich ein Reformationsfest, und den Kindern in der Schule lügt man vor, daß man den Aufschwung der Civilisation der Reformation zu verdanken habe.

Die Schuld dieser Greueltat, die man an Servet beging, trifft nicht etwa nur einen einzelnen Mann, der sich in seinem Fanatismus zu einer wahnsinnigen Handlung fortreißen ließ, sondern es war vielmehr der „evangelische" Glaube verantwortlich für dieses Monument menschlicher Bestialität. Wer wie die Reformatoren davon überzeugt war, daß die Evangelien göttlichen Ursprungs wären, daß jedes darin enthaltene Wort eine „unerschütterliche Wahrheit" darstelle, der mußte in jedem Widerspruch gegen diese Lehre eine Todsünde erblicken. Es befolgten die Reformatoren mit diesen Greueltaten nur die direkten Befehle ihres Herrn und Meisters Jesu Christi. Bei jeder Gelegenheit versichert Christus, daß alle diejenigen, die nicht an ihn glauben, ewige Verdammnis treffen solle. Solche Ungläubige sollen „in den Feuerofen geworfen werden, da wird sein Heulen und Zähneklappern". Ja, wer nur „ärgert der Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehänget und er ersäufet würde im Meer, da es am tiefsten ist".[1]) Hält man alle diese Aussprüche des geisteskranken Juden für göttliche Offenbarungen, dann muß man allerdings handeln, wie Calvin es getan hat. Nur aus diesem beschränkten Glauben erklärt sich die Tatsache, daß alle Reformatoren ihre Zustimmung zu dieser greulichen Tat aussprachen, daß ein Mann wie Melanchthon, der von Natur weichherzig, sanft und milde war, sodaß ihm von einigen seiner Zeitgenossen der Spitzname „Bruder Sanftleben" gegeben wurde, daß ein solcher Mann an Calvin schrieb: „Er trete seinem Urteil über Servet vollkommen bei, und die Obrigkeit zu Genf habe gerecht gehandelt, daß sie diesen Gotteslästerer habe hinrichten lassen". Was für eine entsetzliche Religionslehre muß es

[1]) Matth. XVIII. 6.

32*

sein, der es gelingt, aus einem Lamm einen Tiger zu machen!

Keiner Lehre haben die Tatsachen jemals so hohngesprochen als der Lehre von der „christlichen Liebe“ und der „christlichen“ Lehre, daß man seine „Feinde lieben müsse“. Keine Religion, keine Völkergemeinschaft, keine sociale Institution hat weniger „Liebe“ für Andersgläubige an den Tag gelegt und hat dieselben grausamer und unmenschlicher behandelt als das Christentum. Und trotzdem hat man sich von jeher bis auf den heutigen Tag mit der „christlichen Liebe“ gebrüstet und in echt hypokritischer Weise sich selber deren wirkliche Existenz vorzulügen versucht. Die sogenannte „Reformation“ hat dieses Hypokritentum noch in jeder Weise erhöht. Die Beschränktheit, mit der man sich einredete, im Besitze von „unerschütterlichen Wahrheiten“ zu sein, erhöhte den Haß und die Verachtung für alle Andersgläubigen und verfehlte natürlich nicht, auch diese zu neuen Angriffen und erbitterten Kämpfen aufzureizen.

So stellen denn die ersten Jahrhunderte nach Einführung der Reformation eine Kette von Grausamkeiten und Brutalitäten dar, die jeder Beschreibung spotten. Nicht kann es unsere Absicht sein, auch nur annähernd eine Schilderung derselben zu unternehmen. Nur erinnern wollen wir den Leser an die wichtigsten Begebenheiten in dieser Beziehung, aufdaß er sich selber ein Urteil bilde über die Art der „christlichen Liebe“, auf welche die Welt so stolz ist.

Die oben beschriebenen Einrichtungen der reformierten Kirche in Genf, wie sie von Calvin begründet waren, dienten als Vorbild für die protestantischen Gemeinden in Frankreich. Schon Franz I. hatte die Protestanten nach Kräften auszurotten versucht. Er ließ sechs Ketzer lebendig verbrennen und viele andere hinrichten. Als Demonstration gegen das Ketzertum veranstaltete er eine große Prozession, an der er selber mit entblößtem Haupte und eine Fackel tragend teilnahm und mit lauter Stimme rief: „Wenn er wüßte, daß eine von seinen Händen von der Ketzerei angesteckt wäre, so wollte er sie mit der anderen abhauen; ja, er würde seine eigenen Kinder nicht schonen, wenn sie sich des Verbrechens schuldig machten“. Wie hoch aber die gekrönten Häupter ihre weltlichen Interessen über ihr religiöses

Gewissen zu stellen wußten, bewies derselbe König Franz, indem er es trotz dieses religiösen Fanatismus im eigenen Lande für ratsam hielt, den protestantischen Bundesgenossen in Deutschland zu schmeicheln, sie mit Geld zu unterstützen und sie gegen ihren eigenen Kaiser aufzuwiegeln, um sie als Bundesgenossen gegen seinen persönlichen Gegner zu benutzen. Er gab sogar ihnen gegenüber vor, selber der protestantischen Lehre zugeneigt zu sein und ging so weit, Melanchthon aufzufordern, nach Frankreich zu kommen, um dort seine Lehre zu verbreiten. Auch hielt diesen frommen christlichen König sein christliches Gewissen nicht davon ab, sich mit den „ungläubigen" Türken zu verbinden, um seine christlichen Brüder in Deutschland zu bekriegen.

In seine Fußtapfen trat sein Sohn Heinrich II. Während er nach dem Vorbilde seines Vaters den Protestanten in Deutschland Hülfe sandte, verfolgte er die französischen mit der größten Grausamkeit. Im Jahre 1549 veranstaltete der „christliche" König in Paris ein Schauspiel, wogegen die „lebenden Fackeln des Nero" als ein harmloses Vergnügen gelten könnten. Nach einer prächtigen Prozession in der Kathedrale begab sich der Hof auf den Greveplatz und wohnte hier einer Art der Hinrichtung bei, die bereits unter Franz I. eingeführt war. Unter verschiedenen Gerüsten waren Feuer angezündet, über welchen man überführte Ketzer an Ketten, die in Rollen liefen, auf- und niederzog. Auf diese Weise konnten die betreffenden Opfer beliebig lange am Leben erhalten und ihre Todesqualen zur Belustigung der Zuschauer in die Länge gezogen werden. Und an diesem Schauspiel ergötzte sich der christliche König mit seinem Hofstaat; denn die Ausrottung aller Ketzer auf eine möglichst barbarische Art und Weise war seiner Ueberzeugung nach eine gottgefällige Handlung, und ihr Glaube das verabscheuenswerteste Verbrechen.

Kriege gab es auf der Welt seitdem es Menschen gab, und Grausamkeit ist von jeher eine Begleiterscheinung der Kriege gewesen. Aber niemals in der gesamten Geschichte weder bei den rohesten Naturvölkern noch bei den „Heiden" des Altertums waren die Kämpfe der Menschen von so scheußlicher Brutalität ausgezeichnet wie die „christ-

lichen" Religionskriege. Bei allen übrigen Kriegen wurde die Grausamkeit wenigstens von dem gesitteten Teile der Bevölkerung als notwendiges Uebel betrachtet; in den christlichen Religionskriegen war jedoch die bestialische Grausamkeit von Gott direkt befohlen. Beide Parteien glaubten, in dem alleinigen Besitze „unerschütterlicher Wahrheiten" zu sein, und jede derselben erblickte in den Gegnern jene Ungläubigen, die ihr Herr Jesus Christus „in den Feuerofen" werfen ließ, „da wird sein Heulen und Zähneklappern". Beiden Parteien schwebte der Ausspruch ihres „Heilands" vor Augen: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert". Die Vernichtung und Vertilgung des Feindes galt daher als göttliche Tat. Je härter man die „ungläubigen" Feinde bestrafte, um so mehr handelte man im Sinne des Heilands, der da sprach: „Du Capernaum, Du wirst in die Hölle hinuntergestoßen werden".

Die Jahrbücher mehrerer französischer Städte strotzten von den wahnsinnigsten Grausamkeiten, die während der Religionskriege verübt wurden. „Die Protestanten beraubten und schändeten die katholischen Kirchen und Klöster, zerstörten die Bilder darin und vertrieben und töteten Priester und Mönche. Die Katholiken hausten nicht weniger schlimm. Ganze Besatzungen, die sich ergeben hatten, wurden dennoch niedergehauen, Anführer und Reiche barbarisch gefoltert, Weiber und Mädchen mit viehischer Wut geschändet, Kinder zerfleischt, Greise langsam zu Tode gemartert. Zu Tours wurde der Präsident an einen Baum geknüpft und ihm die Eingeweide aus dem Leibe gerissen. Schwangere Weiber zog man nackt aus, schlitzte ihnen den Leib auf und schmetterte die Kinder auf die Erde oder warf sie den Hunden vor. Zu Castres schund ein Henkersknecht fünf Männer lebendig und fraß ihre Lebern. Zu Agen wurden fünfhundert aufgehängt, zu Cahors verbrannte man beinahe ebenso viele. Zu Troyes ließ ein Prokurator seinen eigenen Sohn aufhängen. Ein Bruder ließ seine Schwester verbrennen und ihr zuvor noch brennenden Speck auf die Haut träufeln. In der ganzen Provence hörte man nichts als die schandbarsten Mordgeschichten und teuflische Grausamkeiten. Ueber fünfzehnhundert Menschen wurden zu Tode gemartert, geblendet,

bei den Händen oder Füßen aufgehängt, an Pferdeschweifen geschleift, gesteinigt, ja in Kalköfen geworfen, oder lebendig begraben“.

Man rühmte sich dieser Greuel mit wirklichem Stolz und wetteiferte in der Verübung der raffiniertesten Grausamkeiten. Denn alles geschah ja zur Ehre Gottes, zur Ehre „unseres Herrn und Heilands Jesu Christi“. Das Pariser Parlament erklärte alle Reformierten für vogelfrei und ermahnte die Katholiken, sich zu bewaffnen und über sie herzufallen. Dieser Beschluß wurde jeden Sonntag von den Pfarrern in der Kirche verlesen. Die Reformierten verübten gleichfalls an den Katholiken die scheußlichsten Grausamkeiten besonders an den Geistlichen, deren viele gefoltert, verstümmelt und getötet wurden. Einer ihrer Anführer machte sich sogar ein Halsband von abgeschnittenen Mönchsohren.

Es sträubt sich unsere Feder dagegen, den Leser an ein Ereignis zu erinnern, das einzig in der Welt dasteht, ein Ereignis, dessen bloße Erwähnung uns erbeben und schaudern macht, ein Ereignis, das für ewige Zeiten als Schandfleck auf dem Menschengeschlechte haften wird, — die Bartholomäusnacht. Die denkbar grausamsten Kämpfe erscheinen als harmloses Kinderspiel gegen die Schandtaten jener Nacht. Jeder Kampf, sei er noch so brutal, gibt dem Gegner eine Chance sich zu wehren; aber hier handelte es sich um Mord, — Mord, wie ihn die Welt noch nie gesehen hatte, um Massenmord ohne gleichen. Wehrlose Menschen im Schlafe zu ermorden! Tausende von „Christenbrüdern“ heimtückisch abzuschlachten! Sich im Blute seiner Mitmenschen zu baden! Was für eine wilde, entartete Menschenrotte mußte es gewesen sein, die eine solche Greueltat vollbrachte! Wie versumpft und vertiert muß die Hefe des Volkes gewesen sein, um seine Bestialität in solcher Weise zu entfalten! Ah! Ist es möglich? Ist es denkbar? Nicht war es die Hefe des Volkes, die sich an dem Blute der Mitmenschen ergötzte? Nicht war es das gemeinste Gesindel der Welt, in dessen Gehirn dies teuflische Verbrechen ausgeheckt wurde? Könnte man es der heutigen Jugend verdenken, wenn sie die Geschichtsschreiber „elende Lügner“

schilt, wenn diese ihr sagen, daß es der „allerchristlichste“ König war, der dies monströse Verbrechen befahl, und daß es der höchste Adel, die Elite des Landes war, die diese Greultat vollbrachte? Und doch ist es Wahrheit! Der Herrscher des Landes, der Vater des Volkes, ließ seine Untertanen im Schlafe ermorden, weil sie einen anderen Glauben hatten als er. Aber das ist noch nicht alles. Die fundamentalen Gesetze der Natur schienen aus ihren Fugen gehoben durch den Glauben der Religion. Ein Weib! Nicht eine jener entarteten Kreaturen, wie die Maitressen der französischen Könige es waren. Nein, ein Weib allerhöchsten Ranges, die Mutter des „allerchristlichsten“ Königs, Katharina von Medici, aus dem vornehmsten italienischen Adelsgeschlechte stammend, sie war es, die diese Untat ersonnen hatte; ihrem Gehirn war das größte Verbrechen entsprungen, das jemals auf der Welt verübt wurde.

Es war in der Tat als hätte sich die Natur selber verschworen selbst gegen die einfachsten Regeln des Anstandes. Am Tage nach jener Nacht sah man die vornehmsten Herren und Damen des Hofes durch die mit Leichen angefüllten Straßen gehen und sich am Anblick der Greuel ergötzen. Die Königin Mutter und ihre Hofdamen blieben bei dem Leichnam eines Edelmannes stehen und entblödeten sich nicht, unter lautem Gelächter unzüchtige Bemerkungen zu machen. Der König zog mit seinen Begleitern durch die mit Blut gefärbten Straßen, als gälte es, die Dekoration einer allgemeinen Festlichkeit zu bewundern.

Drei Tage lang wütete das Morden in der Stadt. Aber nicht nur auf Paris hatte sich der kaiserliche Befehl beschränkt, derselbe war vielmehr nach allen Provinzen des Reiches geschickt worden, so daß man die Zahl der Ermordeten auf von 50,000 bis 100,000 schätzt.

Es ist kaum möglich, sich heute trotz der genauesten Beschreibung der Tatsachen eine Vorstellung zu machen von dem wahren Charakter dieses teuflischen Verbrechens. Es handelte sich nicht etwa um einen nächtlichen Ueberfall des Feindes oder um irgend etwas, das einer Hinrichtung ähnlich wäre. Die betreffenden Leute waren zum größten Teil Menschen, denen der König persönliche Freundschaft

zugeschworen hatte, es waren die Hochzeitsgäste seiner eigenen Schwester.

Wenn es möglich wäre, diese entsetzlichen Scheußlichkeiten noch durch irgend etwas zu übertreffen, so war es die Art und Weise, mit der die Nachricht derselben in katholischen Kreisen aufgenommen wurde. Philipp II. von Spanien war hochbeglückt, und man sagt, daß dies die einzige Gelegenheit gewesen sei, bei der er je gelacht habe. In Madrid herrschte allgemeiner Jubel, und man beging diese Mordtat mit Feierlichkeiten, wie man sie nach großen Siegen zu begehen pflegt. Der Papst Gregor hielt eine kirchliche Dankfeier, ließ Kanonen abschießen, Freudenfeuer anzünden und eine eigene Münze auf die „Niedermetzelung der Hugenotten“ sowie ein Gemälde zur Verherrlichung der „Ermordung Colignys“ anfertigen. Jene trug die Umschrift „Hugonotorum strages“, dieses die Inschrift „Pontifex Colignii necem probat“.

Es klingt dies alles so unwahrscheinlich, daß man es nicht mit der Geschichte der letzten Jahrhunderte zu tun zu haben glaubt sondern eher mit mythologischen Vorgängen wie die Titanenkämpfe der griechischen Götter oder dergleichen. Man vermißt in diesen Vorgängen alle Anzeichen der normalen menschlichen Natur. Der Psychologe kann sich kaum zurechtfinden in diesen widernatürlichen Gefühlen, die der normalen menschlichen Psyche vollkommen fremd sind. Soll man denn die ganze Menschheit des sechzehnten Jahrhunderts besonders dessen Könige und Fürsten für „geborene Verbrecher“ halten? Kann man annehmen, daß sich die menschliche Psyche in vier Jahrhunderten derart verändert haben soll, daß wir in jenen Gestalten das rein Menschliche total vermissen? Nein! Die Menschheit ist dieselbe geblieben; sie kann sich so schnell nicht verändern. Was sich verändert hat ist das Milieu, und zwar der orthodoxe religiöse Glaube. Durch ihn müssen wir abermals die Greuel der Menschheit entschuldigen, er muß uns versöhnen mit dem Zerrbild, das er aus der normalen Menschheit gemacht hat.

Nun wohl! Wir wollen gern diese Entschuldigung gelten lassen. Wir wollen gern glauben, daß es nicht die wahre

Natur jener Menschen war, die sie in Glück und Wonne jubeln ließ, als sie hörten, daß hunderttausend Menschenbrüder feige ermordet seien. Wir wollen gern glauben, daß der König sowie seine Mutter von der Idee erfüllt waren, ein gottgefälliges Werk zu verrichten durch die Ausrottung dieser Ketzer. Aber, wenn wir diesen Glauben als Entschuldigung für das scheußlichste Verbrechen gelten lassen, das die Welt je gesehen hat, müssen wir nicht dann diesen Glauben verdammen? Ist es dann nicht an der Zeit, einzugestehen, daß nichts auf der Welt der Menschheit so verderblich war, daß nichts der Menschheit so zum Fluche gereichte als dieses elende Christentum?

Wenn wir aber den orthodoxen christlichen Glauben als Entschuldigung für die lange, ununterbrochene Kette fürchterlichster Greueltaten gelten lassen, wie können wir andererseits dann die Tatsache damit in Einklang bringen, daß sämtliche christliche Herrscher, die Kaiser, Könige und Fürsten, die, wie Luther lehrt, das direkte Werkzeug Gottes seien, daß die „Statthalter Christi", die Herren Päpste, und gleichfalls die Herren Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts — daß sie alle diesen selben orthodoxen Glauben zu umgehen wußten, wenn es sich um ihr eigenes persönliches Wohl oder um politische Interessen irgend welcher Art handelte? Man befindet sich bei der psychologischen Analyse jener historischen Ereignisse stets im Zweifel darüber, was man mehr verachten soll, die Beschränktheit, mit der man sich dem lächerlichsten orthodoxen Aberglauben hingab, oder die Schlechtigkeit, mit der man diesen Glauben für seine egoistischen Zwecke zu „deuten" und auszunutzen verstand.

So haben sich die Päpste niemals gescheut, Dispens zu erteilen oder von den heiligsten Eiden zu entbinden, wenn es sich um die Wahrung ihrer eigenen Interessen handelte. Papst Clemens VII. entband Franz I. seines dem Kaiser Karl V. in der Gefangenschaft geleisteten Eides, weil er ihn als Bundesgenossen für seine egoistischen Zwecke brauchte.

Die Bourbonen unterstützten die Protestanten des Auslandes und machten dieselben zu ihren Bundesgenossen

nicht nur gegen den deutschen Kaiser sondern auch gegen die ihnen gefährlich werdende Macht der Guisen. Also mit jener Religionspartei, die sie im eigenen Lande verfolgen und ermorden ließen, verbanden sie sich gegen ihre eigenen Glaubensgenossen aus politischen Gründen.

Auf dem Reichstage zu Speyer verweigerten die protestantischen Fürsten dem Kaiser ihren Beistand gegen die Türken und Franzosen, bevor ihre egoistischen Wünsche nicht erfüllt wären. Bei sämtlichen deutschen Religionskriegen kam es schließlich auf nichts weiter hinaus als auf persönliche Habgier und Ringen nach materiellem Besitz. Der dreißigjährige Krieg, der als Religionskrieg begann, in dem die verschiedenen Parteien ihren Glauben in fanatischer Weise verfochten, wurde schließlich zur rohesten Balgerei um Besitz, und die Verhandlungen des westfälischen Friedens stellen nichts anderes dar, als eine große Schacherei um Länder und Würden.

Nirgends tritt das Motiv des persönlichen und politischen Interesses so sehr in die Erscheinung als bei der englischen „Reformation“.

Heinrich VIII. war zu Beginn seiner Regierung der eifrigste Verteidiger des apostolischen Stuhles, wofür ihm der „heilige Vater“ den Titel „defender of the faith“ verliehen hatte. Sämtliche reformatorischen Schriften, die vom Continent nach England gebracht waren, wurden auf Befehl des Königs verbrannt. Die Schriften Luthers waren auf das strengste untersagt, und an einer frühren Stelle wurde bereits erwähnt, daß der König selber ein Buch gegen die Lehre Luthers veröffentlichte. Angesichts der gemeinsamen Opposition, die der König, der Adel und die Geistlichkeit der protestantischen Lehre entgegensetzten, schien es, als wenn England eine der festesten Stützen des Papsttums bilden sollte.

Da bewog den König ein rein persönliches Interesse die englische Reformation zu begünstigen. Heinrich VII. hatte nach dem Tode seines ältesten Sohnes Arthur beim Papste Julius II. eine Dispensationsbulle ausgewirkt, kraft deren Heinrich, der damalige Prince of Wales, auch in der Ehe der Nachfolger seines Bruders werden dürfte. Es sollte

dadurch seinem Hause die reiche Mitgift der spanischen Prinzessin und die vornehme Verwandtschaft mit dem spanischen Königshause erhalten bleiben. Auf diese Weise wurde Katharina von Aragon die Gemahlin Heinrichs VIII., mit dem sie viele Jahre in glücklicher Ehe lebte.

Wer den Wunsch hegt, der nackten Wahrheit jener historischen Ereignisse auf den Grund zu kommen, die zur englischen Reformation führten, der halte sich folgende Tatsachen vor Augen.

Am 31. Januar 1510, also sieben Monate nach ihrer Verheiratung, gebar Katharina eine tote Tochter. Am 1. Januar 1511 gebar sie einen Sohn, der wenige Tage nach der Geburt starb. Im September 1513 gebar sie einen toten Sohn und im Juni 1514 einen Sohn, der wiederum unmittelbar nach der Geburt starb. Im Jahre 1515 hatte sie einen Abortus.

Angesichts der enormen Wichtigkeit, einen Erben für den englischen Thron zu bekommen, wurden alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, damit Katharina einen lebenden Sohn zur Welt bringe. Man konsultierte nicht nur die bedeutendsten englischen Aerzte sondern ließ hervorragende Mediziner aus Spanien kommen, um ihren Rat zu erholen. Diese Bemühungen wurden schließlich von Erfolg gekrönt. Am 18. Februar 1516 wurde die Prinzessin Mary, spätere Königin, genannt „bloody Mary“, geboren.

Damit war jedoch die Sorge um einen Thronerben zur Zeit nicht beseitigt. Nach dem bestehenden Gesetze konnten weibliche Nachkommen den Thron nicht besteigen. Heinrich fürchtete, daß, wenn er außer Mary keine Nachkommen bekäme, England in einen Zustand fürchterlichster Anarchie geraten würde. Keine Königin hatte jemals auf dem englischen Thron gesessen mit einer einzigen Ausnahme, und diese Ausnahme war genügend, um eine Wiederholung derselben auf das energischste zu vermeiden. Mathilda hatte dieselben Ansprüche auf den Thron wie Mary, und ihr Versuch, sich ihr Recht gewaltsam zu verschaffen, stürzte England in eine Anarchie und einen blutigen Bürgerkrieg von neunzehnjähriger Dauer. Heinrich gab daher die Hoffnung auf einen männlichen Erben nicht auf und ließ alle Vorsichtsmaßregeln treffen, welche die Wissenschaft zu jener

Zeit zu bieten imstande war. Dessenungeachtet blieben alle Bemühungen vergebens. Im Jahre 1517 hatte Katharina eine Frühgeburt und im Jahre 1518 gebar sie wieder ein totes Kind. Ob und wieviele Frühgeburten während der nächsten paar Jahre stattfanden, ist nicht genau zu ermitteln; jedenfalls brachte Katharina weiter kein lebendes Kind zur Welt. Im Jahre 1525, in ihrem 40. Lebensjahre, trat das Klimakterium bei ihr ein, und damit war jede Aussicht auf weitere Nachkommen ein für allemal zur Unmöglichkeit gemacht.

Heinrich VIII. erblickte in dem Fehlen männlicher Erben, das er für das größte Unglück seines Landes hielt, angeblich eine Strafe Gottes für die Ehe mit der Witwe seines Bruders. Er glaubte daher, daß der Papst seinerzeit kein Recht gehabt habe, Dispens für diese Heirat zu erteilen, da dieselbe ausdrücklich von Gott verboten war, indem er zu Moses sagte: „Wenn jemand seines Bruders Weib nimmt, das ist eine schändliche Tat; die sollen ohne Kinder sein, darum, daß er hat seines Bruders Scham geblößet“.[1]) Er verlangte daher vom Papste, daß er den Dispens seines Vorgängers aufheben und die Ehe mit Katharina für ungültig erklären solle, damit sich Heinrich aufs neue vermählen könne und zwar mit Anna von Boleyn, mit der er bereits seit geraumer Zeit in geschlechtlichem Verkehr lebte. Dies ist der bekannte Ehescheidungszwist zwischen dem Könige und dem Papste, der zur Lostrennung von der katholischen Kirche oder, wie man es zu nennen pflegt, zur „Reformation“ führte.

Von dem heutigen Standpunkte der medizinischen Wissenschaft aus sind wir gezwungen die Sachlage wesentlich anders zu beurteilen, als König Heinrich es getan hatte. Wir erblicken in der langen Kette von Aborten, Frühgeburten und tot geborenen Kindern nicht eine „Strafe Gottes“ für die Nichtbefolgung eines Gesetzes, das Gott an Moses erlassen habe, sondern wir sehen darin die typischen Folgen einer sexuellen Krankheit und zwar der Syphilis. Jeder Arzt weiß, daß dies die typischen Zeichen einer früheren Syphilis sind. Daß Heinrich VIII. diese Krankheit in

---

[1]) 3. Moses XX, 21.

jungen Jahren kontrahiert habe, steht durchaus im Einklang mit dem ausschweifenden Leben, das er von jeher geführt hat. Katharina war ja auch nicht die einzige, die mit Frühgeburten und tot geborenen Kindern „gestraft“ war. Von der großen Zahl seiner Maitressen ist nur ein einziger unehelicher Sohn Heinrichs bekannt. Anna von Boleyn, die zwar eine lebende Tochter und zwar die spätere Königin Elisabeth zur Welt brachte, hatte nichtsdestoweniger ebenfalls Frühgeburten zu verzeichnen.

Wie doch kleine Ursachen große Wirkungen haben mögen! Hier hat die Syphilis eines Mannes die „Reformation“ eines ganzen Landes zur Folge. Und durch was für Ströme von Blut mußte die englische Geschichte waten infolge ihrer reformatorischen Bestrebungen!

Je nun! Gleichviel ob die „Strafe Gottes“ oder frühere Syphilis die Ursache war, Heinrich hatte keinen männlichen Nachkommen und wollte daher die Ehe mit Katharina für ungültig erklärt haben. Der Papst Clemens VII. sträubte sich. Wie? Hatte der heilige Vater Gewissensbisse? Schreckte er vor der Idee zurück, einen von seinem Vorgänger erlassenen Dispens für ungültig zu erklären? Das ist kaum anzunehmen von einem Papste, der einen König (Franz I.) seines heiligen Eides, den er einem Kaiser geleistet hatte, entband, weil er ihn als Bundesgenossen brauchte. Ja noch mehr! In genau demselben Falle, in dem sich Heinrich VIII. befand, hatte sich vorher sein Schwager, the Duke of Suffolk, befunden. Dieser hatte eine Blutsverwandte geheiratet und dazu Dispens vom Papste erhalten. Als er dieser Ehe überdrüssig ward und sich anderweitig vermählen wollte, peinigte ihn ebenfalls sein Gewissen, eine Ehe eingegangen zu sein, die von Gott verboten war. Er ließ daher den Dispens annullieren, wodurch die Ehe ungültig wurde, und heiratete die Wahl seines Herzens, und als diese starb, die Schwester des Königs. Papst Clemens VII. erließ am 12. Mai 1528 eine Bulle, in der er alle diejenigen bedrohte, welche die Gültigkeit der späteren Ehe des Herzogs irgendwie in Zweifel zogen.

Dieser Fall ist mit dem des Königs absolut identisch, und dennoch weigerte sich der Papst, die Ehe mit Katharina

zu annullieren. Sollte sein Gewissen mit dem Alter empfindlicher geworden sein? O nein! Mit solchen Kleinigkeiten wie Gewissensbissen pflegen sich Päpste nicht abzugeben. Der Aermste befand sich in einer schwierigen Lage. Er stand zwischen zwei Feuern. Mit Freuden hätte er den Wunsch des Königs erfüllt, aber — zu seinem Unglück war Katharina von Aragon nicht nur die Gemahlin Heinrichs VIII. sondern auch die Tante Carls V., und mit demselben Ungestüm, mit dem der König von England die Auflösung der Ehe verlangte, trat der Kaiser von Deutschland einem solchen Schritt entgegen.

Der Papst versuchte in seiner Bedrängnis alles mögliche, Heinrich von seinem Vorhaben abzubringen. Das schwierige Problem, worum es sich handelte, war, die englische Thronfolge zu sichern, ohne die Ehe mit Katharina aufzulösen. Man verfiel wiederum auf Katharinas Tochter Mary als Thronfolgerin. Die Schwierigkeit dabei aber war deren eventuelle Heirat. Blieb sie ledig, so war der Thron alsdann ohne Erben. Heiratete sie einen Engländer, so waren dadurch Unruhen vorauszusehen ähnlich jenen, durch welche die „Kriege der Rosen“ entstanden waren. Vermählte sie sich jedoch mit einem Ausländer, so war der gefürchtete fremde Einfluß zu erwarten.

Da schlugen die Herren Kardinäle, Campeggio und Wolsey, einen Ausweg vor, dem auch der heilige Vater zustimmte. Heinrich VIII. hatte einen unehelichen Sohn, den er zum „Duke of Richmond and Somerset“ sowie zum „High Admiral of England“, „Lord Warden of the Marches“ und „Lord Lieutenant of Ireland“ gemacht hatte. Diesen Sohn Heinrichs wollte man mit seiner Halbschwester Mary vermählen, um das würdige Geschwisterpaar auf den Thron zu setzen. Und der Papst hatte sich bereit erklärt, den dazu nötigen Dispens zu erteilen. Ist es nicht rührend, wenn man bedenkt, was der heilige Vater alles für die ihm anvertrauten Schafe zu tun bereit ist?

Heinrich VIII. aber konnte sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, seine beiden Kinder miteinander zu vermählen. Er bestand auf der Auflösung der Ehe mit Katharina, und da der Papst ihm diesen Wunsch nicht er-

füllen konnte, so machte er kurzen Prozeß mit ihm, indem er ihn hinauswarf und sich an seine Stelle setzte. Das ist die englische „Reformation“!

Durch die Beseitigung der päpstlichen Macht in England stieg die Gewalt und das Ansehen der Königskrone zu einer schwindelnden Höhe. Der König war fortan der unumschränkte Gebieter über seine Untertanen nicht nur in weltlichen sondern auch in geistlichen Dingen. Die göttliche Verehrung, die das Volk den römischen Kaisern nach ihrem Tode zollte, wurde dem Könige bereits während seines Lebens zuteil. Die Säkularisierung aller Kirchengüter, die Aufhebung der Klöster und die Einziehung ihres Besitztums füllte die königliche Schatulle mit unermeßlichen Schätzen. Seine Macht war unbegrenzt. Michelet sagt von ihm, „Le nouveau Messie est le roi“. Die Bischöfe hatten fortan dem königlichen Oberhaupte allein Huldigung zu leisten und Gehorsam zu schwören. Selbst über Glauben und Kultus wurden die königlichen Suprematsrechte ausgedehnt. Dem Volke lehrte man, indem man sich auf die Bibel berief, aus der sich eben alles beweisen läßt, daß alle Gewalt in geistlichen wie in weltlichen Dingen dem Könige zustehe. Er sei berufen an Gottes Statt Kirche und Staat zu regieren. „Was die Seele im Körper und die Sonne im Weltall, das sei der König im Reich, Gottes Ebenbild auf Erden“. Im officiellen Titel des Königs wurde die Bezeichnung aufgenommen: „Oberstes Haupt auf Erden der Kirche von England unmittelbar unter Gott“.

Die Gewissenstyrannei, die von dem Könige mit dem größten Eifer betrieben wurde, hat kaum ihres gleichen in der Geschichte aufzuweisen. Wehe dem Vermessenen, der nicht die Ungültigkeit der ersten und die Gültigkeit der zweiten Ehe beschwören wollte, der nicht zugestehen wollte, daß der König das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche, der römische Primat eine usurpierte Gewalt sei. Der ehrwürdige Bischof, Johann Fisher von Rochester, den man als „Zierde des englischen Klerus“ betrachtet hatte, wurde des Hochverrats angeklagt, weil er die Ehe mit Katharina nicht für schriftwidrig erklären wollte. Ihn zu retten erteilte der Papst ihm die Kardinalswürde. Dadurch erst recht zum

Zorne gereizt rief der König aus: „Paul mag ihm einen Hut schicken, ich aber werde sorgen, daß er keinen Kopf habe, denselben zu tragen". Der Bischof wurde hingerichtet, und sein Haupt auf der Londoner Brücke aufgepflanzt. Drei Wochen darauf erlitt sein Freund und Gesinnungsgenosse, Thomas More, das gleiche Schicksal. Er äußerte, keine weltliche Macht sei berechtigt, die kirchliche Oberherrlichkeit, die Christus dem Apostel Petrus und seinen Nachfolgern auf dem römischen Stuhle verliehen, an sich zu reißen. Er wurde gleichfalls hingerichtet. Und das nannte man „Reformation". Dieselbe bestand also ausschließlich darin, daß Heinrich VIII. seine eigene Person an die Stelle des Papstes setzte und den Ertrag der aufgelösten Klöster in seine Tasche steckte. Was den religiösen Glauben sowie die Sakramente und Ceremonieen anbelangt, so behielt Heinrich VIII. die Ueberlieferungen der römisch-katholischen Kirche unverändert bei. Es gab zwar eine Partei in England, welche die protestantischen Neuerungen einzuführen bestrebt war, aber je größer ihr Eifer für die neue Lehre war, um so hartnäckiger widersetzte sich der König derselben.

Ihrem Vorbilde und Meister Martin Luther folgend beschimpften die Protestanten alles, was ihrer Lehre nicht entsprach, in den rücksichtslosesten Ausdrücken. Jene Dinge, die den Christen bisher als das Allerheiligste gegolten hatten, wurden von ihnen verhöhnt und verspottet. Die ganze römische Lehre nannten sie eine Ausgeburt der Hölle. Das Sakrament der Messe wurde verlacht. Die Lehre von der Transsubstantiation, die man auf das ehrfurchtsvollste respektierte, wurde ins Lächerliche gezogen in komischen Dichtungen und Possenspielen. Als in einer Kirche der Priester die Hostie erhob, hielt ein protestantischer Advokat einen Hund in die Höhe. Die heiligsten Worte des alten Ritus, die Formel bei der Einsegnung: „Hoc est corpus" travestierte man mit den Worten „Hocus Pocus".

Diese Blasphemie reizte Heinrich zu solchem Zorn, daß er jenes Glaubensgesetz von sechs Artikeln aufstellen ließ, „das wie ein scharf geschliffenes Schwert über allen Häuptern schwebte", sodaß das Volk es als „das Statut der sechs

Blutartikel" bezeichnete. Dasselbe erklärte: „daß die Lehre von der Verwandlung der Substanzen im Abendmahl auch fernerhin Geltung habe, und den Laien der Kelch vorzuenthalten sei. Die Priesterehe nach empfangener Weihe sei den göttlichen Geboten zufolge unerlaubt, die Ordensgelübde behielten auch nach Auflösung der Klöster ihre bindende Kraft. Privatmessen widerstrebten nicht den Worten der heiligen Schrift und gereichten zum Trost der Seelen; die Ohrenbeichte sei nützlich und notwendig".

Es wurde also ausdrücklich alles beim alten gelassen, und jede Neuerung auf das entschiedenste zurückgewiesen. „Wer diese Doktrinen in Schrift oder Rede angreife, mache sich der Ketzerei schuldig und habe das Leben verwirkt". Wer die Transsubstantiation leugnete, wurde zum Flammentode verurteilt. Die Weigerung, zu beichten oder die Messe anzuhören, wurde als „felony" bestraft. Und das nannte man „Reformation!"

„Der Prediger Lambert, der eine Hinneigung zu Zwinglis Abendmahlslehre kundgegeben, mußte vor einer theologischen Kommission unter des Königs persönlichem Vorsitz sich einem Kolloquium unterziehen, und als er erschöpft von den langen Beweisführungen, womit Cranmer und andere Bischöfe ihm zusetzten, am Ende erklärte, er unterwerfe sich ganz der Gnade des Königs, verurteilte ihn dieser zum Feuertode, weil er kein Beschützer der Ketzerei sein wolle".

„Papisten" und „lutherische Häretiker" wurden mit gleichem Eifer von den englischen „Reformierten" verfolgt. Im Juli des Jahres 1540 verherrlichte Heinrich VIII. durch ein symbolisches Schauspiel auf der Themse seinen Triumph über Staat und Kirche. Ein Jahr darauf wurden drei „Papisten" und drei „lutherische Häretiker" paarweise zusammengebunden nach dem Richtplatz geführt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Und das nannte man „Reformation"!

Nichtsdestoweniger gelang es der protestantischen Partei bereits zu Lebzeiten Heinrichs, ihre Lehren mehr zur Anerkennung zu bringen. Namentlich trug hierzu die Abneigung bei, die der König fortan gegen die Papisten hegte, und die ihn veranlaßte, eine „Christliche Liga" mit den deutschen Fürsten zu gründen. Er gab dem Drängen Cran-

mers nach, die Messe in einen Kommunionsdienst zu verwandeln. Heute mag man solche Veränderungen mit Gleichgültigkeit betrachten, damals jedoch waren sie wichtig genug, diejenigen, die sich ihnen nicht fügten, zum Tode zu verurteilen. So wurde der Herzog von Norfolk in den Tower geworfen, und sein Sohn, der Graf von Surrey auf dem Schaffot enthauptet.

Trotz der vielen Ehen, die Heinrich VIII. eingegangen war, was ihm durch die Hinrichtung zweier seiner Gemahlinnen erleichtert wurde, hinterließ dieser „Vertreter Christi auf Erden“ aus oben angeführten Gründen nur drei legale Kinder. Sein Sohn, der unter dem Namen Edward VI. nach seines Vaters Tode den Thron bestieg, war derzeit erst neun Jahre alt. Lord Hertford, der unter dem Titel eines „Protectors“ anstatt des jungen Prinzen die Regierung führte, besaß nicht die Kraft und das Ansehen wie Heinrich VIII., seine Person über alle Parteien stellen zu können. Er bedurfte der Unterstützung einer Partei und verband sich daher mit den Protestanten. Cranmer konnte nunmehr seinen offenen Bruch mit dem alten Kirchensystem erklären, sodaß, wie ein Zeitgenosse berichtet, etwas Ungeheuerliches passierte, das „seines gleichen nicht gesehen hat, seitdem in England das Christentum eingeführt war: Der Erzbischof von Canterbury hat öffentlich Fleisch gegessen zur Zeit des Lenzes in der Hall of Lambeth“. Und trotzdem ist die Welt nicht aus den Fugen getreten!

Man widerrief die sechs Glaubensartikel Heinrichs. Auf königlichen Befehl wurden sämtliche Bilder aus den Kirchen entfernt. Die Priester erhielten die Erlaubnis zu heiraten; anstatt der Messe wurde die Kommunion abgehalten; ein englisches Gebetbuch trat an Stelle des „Missal“ und „Breviary“.

Diese welterschütternden Neuerungen wurden mit demselben Eifer und Despotismus durchgeführt, mit dem sie vorher unterdrückt waren. Wer sich ihnen irgendwie widersetzte, wurde mit Kerker oder dem Tode bestraft. Gardiner, der die Einführung der kirchlichen Neuerungen während der Minderjährigkeit des Königs für illegal hielt, wurde in den Tower geworfen. Desgleichen wurden alle Prälaten,

die der alten Gewohnheit treu blieben, ihres Amtes entsetzt und in Haft genommen. Die sensationellste Ostentation gegen die Messe bildete die Zerstörung der steinernen Altäre und die Errichtung hölzerner Rednerbühnen inmitten der Kirche. 42 Glaubensartikel wurden aufgestellt, von denen 39 bis auf den heutigen Tag den Standard der anglikanischen Kirche bilden.

Die Intoleranz, mit der man das Volk zu dem vorgeschriebenen Glauben zwang, blieb genau dieselbe, welche die christliche Kirche vom Beginne ihres Bestehens an verfolgte. Jede Verletzung der angenommenen Glaubensartikel wurde mit den schwersten Strafen gesühnt, von denen auch hier wiederum die härteste die Exkommunikation war, durch die der Verbrecher jeder Gnade Gottes beraubt und dem ewigen Fluche des Teufels überantwortet wurde.

Edward VI., ein schwächlicher, kränklicher Knabe, starb im Alter von 15 Jahren. Nach blutigen Kämpfen, die ebenfalls aus religiösen Rücksichten geführt wurden, indem man vergebens versuchte, die zur protestantischen Partei gehörige Lady Jane Grey zur Köngin zu machen, gelangte Heinrichs VIII. älteste Tochter Mary auf den Thron.

Mit der Thronbesteigung Marys wurde die englische Geschichte vor eine eigentümliche Alternative gestellt; nämlich entweder zuzugeben, daß ein König auf dem englischen Throne saß, der offene Bigamie getrieben hatte, oder einzugestehen, daß die englische Königskrone von einem unehelich geborenen Weibe getragen wurde. Denn entweder bildete das Verhältnis Heinrichs VIII. zu Katharina von Aragon eine gesetzliche Ehe, dann war Heinrich ein Bigamist, da er zu deren Lebzeiten eine andere Ehe einging; oder das Verhältnis bildete, wie Heinrich aus religiösen Gründen behauptete, keine Ehe, dann war Mary ein uneheliches Kind.

Selbstverständlich zog Mary es vor, ihren Vater als Bigamisten zu betrachten, denn sich selber als Bastard. Mithin sympathisierte sie naturgemäß mit jener Partei, die gegen die Ungültigkeitserklärung der Ehe ihrer Mutter gewesen war, nämlich der katholischen. Mary wurde daher die eifrigste Anhängerin des Papsttums und scheute kein Mittel, sei es noch so barbarisch und grausam, um den Katholicis-

mus in England wieder einzuführen. Sie begann ihre Regierung damit, daß sie Lady Jane Grey und deren Gemahl enthaupten ließ. Desgleichen wurde der Herzog von Northumberland als Anstifter jener Erhebung hingerichtet. Während ihrer Regierung rauchten die Scheiterhaufen von dem einen Ende des Landes bis zum anderen. Ihrer unmenschlichen Grausamkeit wegen gab die Geschichte ihr den Beinamen „bloody Mary“. Was für entartete Bestien der fanatische Religionsglaube aus Weibern zu machen vermochte! Mehr als zweihundert hervorragende Männer und Frauen verurteilte sie zum Flammentode. John Rogers, John Hooper, Bischof von Gloucester, Nicholas Ridley, Bischof von London, Hugh Latimer, Bischof von Worcester, Cranmer, der Leiter der Kirche unter Heinrich VIII., Rowland Taylor — befanden sich unter ihren Opfern.

Die fünfjährige Regierungszeit dieses Weibes gehört zu den scheußlichsten Schandflecken der Geschichte der Menschheit. Der Fanatismus und die Grausamkeit, mit der unschuldige Männer und Frauen zu Tode gefoltert und verbrannt wurden, ist zu ekelerregend, um einer eingehenden Beschreibung gewürdigt zu werden. Andererseits können wir heute nur kopfschüttelnd staunen über die bodenlose Beschränktheit, mit der jene „Helden“ zu „Märtyrern“ wurden, indem sie es vorzogen auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen, als von ihrem orthodoxen Glauben auch nur einen Finger breit abzuweichen. Hier wie überall in der Geschichte des Christentums finden wir jene beiden Produkte des religiösen Glaubens nebeneinander: Unmenschlichste Grausamkeit und unglaubliche Borniertheit.

Nach Marys Tode bestieg deren Halbschwester Elisabeth den Thron. Sie war eine Tochter Annas von Boleyn. Dieselbe Ursache, die Mary bewog, ihres Vaters Ehe mit Katharina von Aragon für gültig zu erklären, mußte Elisabeth bestimmen, dieselbe für ungültig zu halten. Mit derselben Notwendigkeit, mit der Mary zur katholischen Partei gehörte, hielt Elisabeth es mit den Protestanten. Abermals wurde daher das Volk beordert, seinen Glauben zu ändern. Wie die Frauen bei jeder neuen Mode ihre Kleidung wechseln, so mußte das englische Volk bei jedem Thronwechsel einem

neuen religiösen Glauben huldigen. Mit derselben Strenge, mit welcher unter Mary der Katholicismus verbreitet war, wurde nunmehr der Protestantismus wieder eingeführt. Allen Geistlichen wurde bei Androhung lebenslänglicher Gefängnisstrafe befohlen, das anglikanische Gebetbuch zu benutzen. Ueber jeden, der sich weigerte, an Sonn- und Feiertagen die Kirche zu besuchen, wurden schwere Strafen verhängt. Wer sich gegen die Staatsreligion auflehnte, wurde als Hochverräter betrachtet. Ein besonderer Gerichtshof wurde eingesetzt, um die diesbezüglichen Gesetze zu bewachen. Wer am katholischen Glauben festhielt, wurde schwer bestraft. Mehr als zweihundert Priester wurden zum Tode verurteilt. Und das nannte man „Reformation!"

Während die Katholiken in der Person des Papstes ihr unfehlbares Oberhaupt anerkannten und dadurch während der vielen Jahrhunderte ein unzertrennliches Ganzes darstellten, zeichneten sich die Protestanten von ihrem ersten Auftreten an dadurch aus, daß sie sich unaufhörlich zersplitterten und fortwährend neue Sekten bildeten. An und für sich wäre das kein Unglück gewesen. Im Gegenteil scheint dies von selbständigerem Denken und von der Befreiung von dem sklavischen Glaubenszwang des älteren Christentums zu zeugen. Dem ist jedoch nicht so. Das wäre nur der Fall gewesen, wenn man es einem jeden freigestellt hätte, sich seinen Glauben zu wählen, und wenn man keine Sekte an der Ausübung ihrer religiösen Verrichtungen gehindert hätte. Davon war man aber weit entfernt. Jedes Land hatte seine Landesreligion, der anzugehören die Pflicht eines jeden Bürgers war. Ein Vergehen gegen die Religion war gleichbedeutend mit einem Vergehen gegen das Oberhaupt des Staates und wurde als Hochverrat bestraft. Andersgläubige Sekten wurden auf das brutalste unterdrückt. Die schwersten Strafen wurden über diejenigen verhängt, die mit Wort und Tat irgend welche Abweichung ihres religiösen Glaubens von der vorgeschriebenen Landesreligion verrieten. Dabei bewiesen die mannigfachen Sekten untereinander die höchste Potenz von Intoleranz. Jede derselben glaubte, im alleinigen Besitze „unumstößlicher Wahr-

heiten" zu sein, und blickte mit Haß und Verachtung auf die gesamte übrige Christenheit herab.

Die blutigen Kämpfe, die grausamen Verfolgungen, die unsäglichen Leiden, die unmenschlichen Qualen, welche die „reformierte" Christenheit ihren Mitmenschen bereitete, können an dieser Stelle nicht einmal andeutungsweise geschildert werden.

Wie jede gewaltige Volkserhebung von einer um so härteren Reaktion seitens der Regierung gefolgt ist, so fand auch eine solche nach der Hinrichtung Charles I. statt. Unter der Regierung Charles II. verfuhr man wiederum mit derselben Strenge und Grausamkeit gegen alle, die sich der vorgeschriebenen Landesreligion nicht fügen wollten. Es wurde der episkopale Gottesdienst eingeführt, und die „Nonkonformisten" und „Dissidenten" hatten schwer zu leiden. Unter diesen befanden sich die Presbyterianer, die Independenten oder Kongregationalisten, die Baptisten und die „Gesellschaft der Freunde" oder „Quäker". Mehr als zweitausend Prediger wurden an einem Tage ihrer Stellung beraubt und mit Weib und Kind brotlos in die Fremde gejagt. Diese „Märtyrer" hielten ihren Gottesdienst an versteckten Orten ab, in Höhlen und Schluchten, wo sie wie die ersten Christengemeinden im römischen Reich den Verfolgungen der Regierung zu entgehen suchten. Achttausend Dissidenten starben unter der Regierung Charles II. in den Gefängnissen, die aus elenden düsteren Löchern bestanden und eine Brutstätte für Ungeziefer und allerhand Krankheitserreger bildeten.

Am schwersten aber hatten die armen Quäker zu leiden, die man zu Tausenden in die Gefängnisse warf und ihrer Güter beraubte. In ihrer Verzweiflung suchten diese überzeugungstreuen Menschen ihrem Schicksal dadurch zu entgehen, daß sie ihr Vaterland verließen, um sich eine neue Heimat in der Fremde zu gründen. Die ersten dieser Sekte angehörigen Auswanderer waren zwei Frauen, Mary Fischer und Anna Austin. Sie langten im Hafen von Boston im Juli 1656 an. Sobald die puritanischen Einwohner der Stadt von ihrer Ankunft hörten, wurden die armen unschuldigen Weiber mit demselben Schiff zurück nach England gesandt, wo sie

ein hartes Los erwartete. Gleichzeitig erließ man die strengsten Gesetze zur Verhütung der Einwanderung andersgläubiger Christen. Dadurch jedoch ließen sich die zahlreichen Quäker nicht abhalten, dennoch ihr Heil in der neuen Welt zu suchen. Sie landeten in beträchtlicher Zahl und bekehrten viele Bürger zu ihrem Glauben. Nun brach unter den Kolonisten Amerikas eine Wut gegen sie los, die den in England geübten Fanatismus noch bei weitem übertraf. Die friedlichen „Freunde" wurden mit der rohesten Grausamkeit behandelt, und viele von ihnen fanden ihren Tod am Galgen. Die Puritaner New-Englands trugen ihren unschuldig verfolgten Landsleuten gegenüber eine Brutalität zur Schau, bei deren bloßer Beschreibung einem die Haare zu Berge stehen. Man beraubte sie ihrer Habe und warf sie in elende Gefängnisse, wo sie durch Hunger und Krankheit unter Höllenqualen zugrunde gingen. Man schnitt ihnen die Ohren ab und durchbohrte ihnen die Zunge mit glühenden Eisen. Männer und Weiber wurden halbnackt durch die Straßen gepeitscht und von einer Stadt zur anderen geschleppt innerhalb der New-England Staaten. Ueber jeden Bürger, der den Quäkern die geringste Hülfe leistete, wurden die schärfsten Strafen verhängt. Und alles dies geschah lediglich des religiösen Glaubens halber, denn die Quäker waren eine friedliebende, sittsame Sekte, die niemandem etwas zu leide tat.

Der religiöse Fanatismus und Aberglaube der Puritaner in New-England kannte keine Grenzen. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts dauerten die Processe wegen Hexerei und Zauberei, die einer Unzahl von Menschen das Leben kosteten. Niemand konnte wissen, ob nicht morgen die Reihe an ihn oder einen seiner Angehörigen kommen würde. Es war genügend, von einem Feinde oder Neider der Hexerei beschuldigt zu werden, um das Todesurteil zu empfangen. Als Beispiel für die vielen Greueltaten möge das Schicksal des unglücklichen Stephan Burrows dienen, das charakteristisch ist für den Aberglauben jener Zeit.

Stephan Burrows war ein Pfarrer in Salem und erfreute sich einer außerordentlichen Beliebtheit bei seiner Gemeinde. Neben seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und

seiner religiösen Gesinnungsart besaß er eine ungewöhnliche Körperstärke, durch die er oftmals die Bewunderung seiner Freunde erregte. Ein anderer Pfarrer, namens Parris, ward von Neid erfüllt, als er von der Liebe hörte, welche seine Gemeinde zu ihm hegte. In seinem Hasse klagte Parris ihn der Hexerei an, indem er vorgab, daß niemand solche Körperstärke auf natürlichem Wege erlangen könne. Stephan Burrows empfing daher eines schönen Tages die Anklage mit der Aufforderung, sich unverweilt vor das Gericht zu begeben, um sich gegen die wider ihn erhobenen Anklagen zu verteidigen. Er lachte, als er die Vorladung erhielt und nahm frohen Muts von Weib und Kind Abschied; war er sich doch seiner Unschuld bewußt. Nichtsdestoweniger sah er seine Familie niemals wieder. Er wurde zum Tode verurteilt und ohne Gnade hingerichtet. An der Richtstätte hielt er eine so rührende Ansprache an das Volk, daß sich aller Augen mit Tränen füllten. Aber der Vertreter des Gerichtshofes, Cotton Mather, ritt unter dem Volke umher, die Leute daran zu erinnern, daß der Satan selber zuweilen eine Engelsgestalt annehme, um die Menschen zu täuschen.

Fassen wir die obigen Ausführungen über die „Reformation“ und ihre Folgen zusammen, so müssen wir zu folgendem Resultat gelangen. Die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts wurden zum Abfall vom Papsttum gedrängt durch die ungeheuren Mißbräuche und Frevelhaftigkeiten, deren sich der Klerus zu jener Zeit schuldig machte. Die vom Papsttum unabhängig gemachten Religionsgemeinden waren frei von jenen Mißbräuchen, und insofern kann man den Bruch mit dem Papste allerdings als Reformation bezeichnen.

Was den religiösen Glauben anbelangt, so war der Katholicismus dadurch, daß er die Unfehlbarkeit des Papstes und die Macht der Konzile anerkannte, entwicklungsfähig. Es war die Möglichkeit eines Fortschrittes, die Möglichkeit einer „Reform“ auf dem Gebiete des Glaubens gegeben. Der Protestantismus hingegen, der an dem Buchstabenglauben des Evangeliums festhielt, der die Evangelien als Offenbarung Gottes erklärte und alles übrige für unzulässig hielt, war keiner Fortentwicklung fähig. Der Glaube

mußte für ewige Zeiten in unveränderter Weise fortbestehen, ohne irgend welche „Reform“ zuzulassen. Insofern war die Reformation eher ein Rück- denn ein Fortschritt.

Von ihrem ersten Auftreten an führte die Reformation zur Zersplitterung in zahlreiche Sekten, die in ihren Glaubensartikeln von einander mehr oder weniger verschieden waren.

Der Glaubenszwang, den die Regierung ihren Untertanen auferlegte, war bei den Protestanten weit härter als bei den Katholiken. Letzteren war es nur darum zu tun, die Einheit der Kirche zu erhalten, während erstere aus wirklichem Glaubensfanatismus handelten. Darum ist noch heute der Religionszwang in protestantischen Ländern strenger als in katholischen.

Der Zwiespalt der Kirche und die Begründung unendlich vieler Sekten führten zu den blutigsten Religionskriegen, die sich über Jahrhunderte erstreckten. Die verschiedenen Sekten haßten und verfluchten sich untereinander als ihre ärgsten Feinde. Jede einzelne der vielen Sekten glaubte in dem alleinigen Besitz „unumstößlicher Wahrheiten“ zu sein und hielt die ganze übrige Christenheit für eine Ausgeburt der Hölle. In dem eifrigen Bestreben, alle Andersgläubigen auszurotten, bediente man sich der unglaublichsten Mittel. Die Katholiken gründeten eine besondere Gesellschaft, den Jesuitenorden, dessen Brüder offen eingestanden, daß ihnen jedes Mittel heilig sei, wenn es sich darum handelte „Ketzer“ auszurotten oder zu bekehren. Die Greuel und Grausamkeiten, mit denen die Christengemeinden einander verfolgten und bekämpften, waren so scheußlich und barbarisch, daß man es heute kaum für möglich hält, daß menschliche Wesen jemals solche Bestien gewesen sein sollen. Und doch hat der fanatische Religionsglaube dies vermocht.

Die geschichtliche „Reformation“ hat daher nur dazu beigetragen, den persönlichen Glaubenszwang zu erhöhen und die grausamen Verfolgungen und blutigen Religionskriege zu vermehren. Von einer wirklichen Reform auf dem Gebiete der Religion konnte erst die Rede sein, als man aufhörte, die Menschen mit roher Gewalt zum Glauben zu zwingen oder sie wegen ihres Glaubens gewaltsam zu verfolgen.

Wie nach einer stürmischen, finstern Nacht die allmählich aufsteigende Morgenröte ihr strahlendes Licht über das Firmament ergießt, so leuchtet uns aus den grauenhaften, fanatischen Religionskriegen ein Genie entgegen, das seiner Zeit weit vorauseilte und an Stelle des religiösen Aberglaubens die menschliche Vernunft setzte, — Friedrich der Große. Es gibt kaum einen Mann, der in der Geschichte den Beinamen „der Große" mehr verdiente als jener große König. Aber wodurch? Durch die Schlachten, die er gewann? Nein, nimmermehr! Es gab andere und vielleicht größere Feldherrn, als er war. Friedrich hat auch Schlachten verloren, und die gewonnenen verdankte er zum Teil seinen trefflichen Generälen. Friedrich wäre auch ein großer Mann gewesen ohne blutige Kriege. Seine wirkliche Größe bestand in seiner Geistesfreiheit, die ihn in weitem Flügelschlage seiner Zeit um Jahrhunderte voraustrug. Vor seinem scharfen Verstande mußte jedes Pfaffengewäsch in nichts zusammenstürzen. Er besaß seine eigene philosophische Weltanschauung und ließ sich von niemandem einen religiösen Glauben aufoktroieren. Die Geistesfreiheit aber, die er für sich selber beanspruchte, war er bereit, auch jedem anderen zu gönnen, bis herab zum letzten Bürger seines Landes. Er öffnete seine Tore allen religiösen Flüchtlingen und duldete nicht, daß irgend jemand in seinem religiösen Glauben gestört oder beeinflußt würde. In diesem Sinne tat er den berühmten Ausspruch: „In meinem Staat kann jeder nach seiner Façon selig werden". Das war ein mächtiger Schritt vorwärts in der Civilisation der Menschheit. Es kostete zwar noch viele blutige Kämpfe, bis dieses humane Princip auch von der übrigen Welt allgemein anerkannt wurde, aber allmählich mußte doch die Vernunft den Sieg davontragen. Es gelang den Völkern endlich, das fürchterliche Joch des religiösen Glaubenszwanges abzuschütteln und durchzusetzen, daß jeder Mensch Herr über seinen eigenen Glauben wurde. Hierin müssen wir die wirkliche „Reformation" erblicken, nicht aber in der einfältigen, orthodoxen Glaubenslehre Martin Luthers und in dem intoleranten Glaubenszwang der großen „Reformatoren".

XI. Das Christentum der Gegenwart.

1. Der Glaube des modernen Christentums.

Ursprünglich bedeutet das Wort „Civilisation", das von „civis", der Bürger, abgeleitet ist, nur das staatliche Gemeinwesen der Menschen. Man nannte daher Menschen, die in geordneten Staaten lebten, „civilisiert" im Gegensatz zu den wilden Völkerschaften, die es noch nicht zu einem solchen Gemeinwesen gebracht hatten. Mit der Zeit hat sich aber der Begriff des Wortes verändert. Wir verstehen heute unter „Civilisation" das Streben nach höchster Vollkommenheit, sowohl in dem staatlichen Zusammenleben der Menschen als auch in der geistigen und körperlichen Ausbildung der einzelnen Individuen. Freilich wird es stets bei einem „Streben" bleiben, denn eine „höchste Vollkommenheit" existiert in Wirklichkeit nicht, und es kann uns dieselbe daher nur als anzustrebendes Ideal den Weg weisen, den wir zu wandeln haben.

Aber auch dieses anzustrebende Ideal ist im Laufe der Jahrhunderte einem unausgesetzten Wechsel unterworfen gewesen. Was man zu einer Zeit der Geschichte als eine ideale Staatsverfassung betrachtete, wurde zu anderen Zeiten als

verderblich gehalten. Desgleichen ist der Begriff von der anzustrebenden individuellen Geistesbeschaffenheit ein sehr verschiedener gewesen, je nach der geschichtlichen Zeitperiode und je nach der individuellen Anschauung.

Trotz aller Begriffsverschiedenheiten wird es jedoch kaum jemanden geben, der an der Tatsache zweifelte, daß wir heute auf einer höheren Kulturstufe stehen als irgend ein Volk der Vergangenheit. Auf jedem Gebiete menschlichen Schaffens, in allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft hat die Menschheit sich zu einer bisher ungeahnten Höhe emporgeschwungen. Desgleichen ist die allgemeine Moral, wenn auch noch recht entwicklungsfähig, eine weitaus höhere und edlere als die vergangener Zeiten. Es ist wohl wahr, daß der Begriff der Moral konventioneller Art ist und sich daher schwer ein allgemein gültiges Urteil über ihre relative Höhe fällen läßt. Es gibt jedoch gewisse Dinge, die einen Teil dessen bilden, was wir Moral nennen, über die wohl kaum irgend eine Meinungsverschiedenheit bestehen kann. Wer würde das geringste Bedenken tragen, das Mitgefühl mit den Mitmenschen und die Sorge um dieselben als einen wichtigen Faktor der Moral anzuerkennen und ihren Grad nach der relativen Intensität jenes Faktors zu bemessen? Wer würde andererseits zaudern, die Gleichgültigkeit gegen die Leiden der Mitmenschen oder gar die Freude daran als Zeichen höchster Unmoral anzusehen? Niemand kann in Abrede stellen, daß wir auf diesem Gebiete große Fortschritte gemacht haben. Wenn man heute an die unmenschlichen Grausamkeiten früherer Jahrhunderte denkt, so möchte man kaum glauben, daß es Menschen geben konnte, die so zu handeln imstande waren. Der bloße Gedanke, Mitmenschen lebendig zu verbrennen, macht uns heute erbeben, und wir fühlen uns in tiefster Seele in unserer Menschenwürde verletzt, daß so etwas jemals möglich war. Und doch ist es noch nicht lange her, daß man solche Bestialitäten nicht nur verübte, sondern — wie bei der Auto da Fé — eine volkstümliche Festlichkeit daraus machte, bei der sich der König und die Damen des Hofes unter den Zuschauern befanden. Menschen wurden gefoltert, eingekerkert und verbrannt für Dinge, die wir heute nicht einmal als Unrecht,

geschweige denn als ein Verbrechen ansehen. Wir haben zwar heute noch die Todesstrafe, aber wir wenden sie einzig und allein bei vorsätzlichem Morde an, und selbst dann versuchen wir, dem Verurteilten das Sterben so leicht wie möglich zu machen und ihm vor allen Dingen keine Schmerzen zu bereiten, während man früher alle möglichen Vergehen mit dem Tode sühnte und dann noch vielfach die Strafe verschärfte durch vorheriges Foltern, durch Schleifen, Rädern, Kneifen mit glühenden Zangen und dergleichen. Für geringere Vergehen schnitt man den Betreffenden einzelne Körperteile ab wie Ohren, Hände oder Arme, oder man bohrte ihnen die Augen aus. Heute haben es die Verbrecher in den Gefängnissen wesentlich besser, als man in früheren Zeiten die Sklaven oder Leibeigenen behandelte, die sich durch redliche Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienten.

Es kann also kein Zweifel darüber bestehen, daß die Civilisation heute auf einer weitaus höheren Stufe steht als zu irgend einer früheren Epoche der Geschichte. Die Frage, die uns dabei interessiert, ist die, ob das Christentum irgend welchen Einfluß auf diesen Fortschritt der Civilisation gehabt hat, und falls dies der Fall ist, welcher Art dieser Einfluß war.

Man ist im allgemeinen heute geneigt, dem Christentum eine wesentliche Rolle bei diesem Fortschritt zuzuschreiben; ja man geht vielfach so weit, zu behaupten, daß wir unsere Civilisation ausschließlich dem Christentum zu verdanken hätten. Man spricht von der „christlichen Civilisation“, indem man ohne weiteres voraussetzt, daß die Civilisation ein Produkt des Christentums sei. Es ist richtig, daß die Civilisation, von der wir hier sprechen, die Civilisation der christlichen Völker ist. Das beweist aber noch nicht, daß sie das Erzeugnis des Christentums ist.

Die Antwort auf obige Frage ist bereits durch die vorangegangenen Kapitel gegeben, in denen dargelegt wurde, welchen „Segen“ das Christentum auf die Menschheit ausübte. Wir sahen, wie das Christentum jeden Fortschritt der Wissenschaft auf das eifrigste hintertrieb. Männer, die irgend etwas sagten oder lehrten, das nicht mit der Bibel übereinstimmte, wurden eingesperrt, gefoltert oder ver-

brannt. Galilei mußte es schwer büßen, daß sich die Erde um die Sonne dreht. Die Menschheit wurde mit Gewalt in Dummheit und Unwissenheit gehalten. Die Kunst lag in den sklavischen Ketten des christlichen Aberglaubens. Es hat die Betrachtung der Kunstschätze in den europäischen Galerieen etwas ungemein Tragisches. Jahrhunderte lang produzierten die größten Genies aller Länder nichts als immer wieder den einen Gegenstand, das Leben und Leiden Christi.

Auf die Moral der Menschheit mußte das Christentum den denkbar verderblichsten Einfluß ausüben. Wie konnte man an eine Veredlung des menschlichen Gemüts denken angesichts der rauchenden Scheiterhaufen und düsteren Folterkammern! Der Ablaßschwindel, durch den man sich sogar die Erlaubnis für noch zu begehende Sünden kaufen konnte, bildete eine direkte Aufforderung zum Verbrechen. Das Jahrhunderte lang wütende Inquisitionsgericht machte aus der Menschheit ein großes Hypokritentum.

Viele Historiker pflegen der Reformation ein Hauptverdienst am Aufschwung der Civilisation einzuräumen. Welcher Art dieses Verdienst ist, wurde im Kapitel über die Reformation zur Genüge klargelegt. Tatsache ist, daß die zwei Jahrhunderte, die der Reformation folgten, unserer jetzigen Civilisation so fern und unverständlich sind, als wären Jahrtausende darüber vergangen. Können wir uns heute einen Begriff von den blutigen Religionskriegen machen, zu denen die Reformation allein die Veranlassung gab? Können wir es heute begreifen, daß sich Menschen gegenseitig zu Tausenden umzubringen imstande waren wegen der Frage, ob das Abendmahl in einerlei oder beiderlei Gestalt zu nehmen sei? Können wir es heute für denkbar halten, daß man hunderttausend Menschen wegen Hexerei verbrannte? Können wir Menschen „civilisiert“ nennen, die sich ihres Glaubens wegen gegenseitig verstümmelten, verfolgten, verachteten und beschimpften? Der Glaubenszwang war in evangelischen Ländern womöglich noch schlimmer als in katholischen. Niemand durfte wagen, eine freie, vom vorgeschriebenen Glauben abweichende Ansicht zu äußern. Wie kann unter solchen Umständen von einer wahren Civilisation die Rede sein? Die Folgen jenes orthodoxen Glau-

benszwanges zeigen sich auch heute noch in dem Muckertum und dem scheinheiligen Kirchenwesen gewisser evangelischer Länder.

Nein! Die Reformation hat nicht den Anlaß gegeben zu dem ungeheuren Aufschwung der Civilisation. Diese verdankt vielmehr ihr Aufblühen der Religionsfreiheit, die sich die Völker in blutigen Kämpfen und Revolutionen errungen haben. Von jener Zeit, als man aufhörte, die Menschen zum religiösen Glauben zu zwingen, als man einem jeden absolute Geistesfreiheit einräumte, als man niemanden mehr zwang, in die Kirche zu gehen und sich um die Religion zu kümmern, als man anfing, die Kirchen gänzlich vom Staate zu trennen, von jener Zeit beginnt die moderne Civilisation, die sich dann mit rasender Geschwindigkeit in die Höhe schwang. Wie ein Vogel nach langer Gefangenschaft im engen Käfig endlich die Freiheit erlangt und sich kühn emporschwingt in die blauen Lüfte, so erhob sich das Menschengeschlecht mit weitem Flügelschlage, nachdem es sich endlich nach fast zweitausendjähriger Gefangenschaft von den schweren Ketten des religiösen Aberglaubens befreit hatte. Wie ein schwerer Alp lag das Christentum auf der armen mißhandelten Menschheit und hielt dieselbe gefangen in dem elenden Kerker des düsteren Mittelalters und in den Banden des orthodoxen Glaubenszwanges. Es ist die Befreiung von diesem grausamen Christentume, die es der Menschheit ermöglichte, sich frei zu entwickeln, Kunst und Wissenschaft zu pflegen, rein menschliche Ideale zu verfolgen und eine neue Civilisation der Humanität zu begründen.

Befreiung vom Christentum? Ja, wenn dem so ist, wie kommt es, daß das Christentum trotzdem noch besteht und fortfährt zu bestehen? Das Christentum ist nicht aus der Welt geschafft, sondern man hat nur aufgehört, dasselbe der Menschheit aufzuzwingen. Das Christentum besteht weiter, und es ist einem jeden überlassen, ob und wieviel er sich von ihm beeinflussen lassen will. Die allgemein herrschende Anschauung ist nun die, daß dieses so zu sagen, fakultative Christentum den wesentlichsten Faktor unserer Civilisation bildet, ja, daß wir dieselbe dem Christentum verdanken.

Wir sind mithin nunmehr zur Erörterung dieser wich-

tigen Frage gelangt, ob sich die Sache wirklich so verhält, ob das Christentum eine conditio sine qua non unserer modernen Civilisation bildet. Um diese Frage richtig zu würdigen, muß man sich vor allen Dingen über den Begriff des Christentums klar bleiben. Es ist dies durchaus keine müßige Warnung, denn man ist gerade in neuerer Zeit geneigt, diesem Begriff eine ganz andere Bedeutung unterzuschieben als ihm seiner kulturhistorischen Entstehung nach zukommt. Man geht in dieser Hinsicht häufig so weit, die Begriffe von „gut“ und „christlich“, sowie von „schlecht“ und „unchristlich“ für identisch zu halten. Wenn jemand sich in die Brust wirft und sagt „ich bin ein Christ“, so meint er damit, er sei ein braver rechtschaffener Mensch, der niemandem ein Unrecht tue, während man andererseits jemandem irgend eine Schlechtigkeit als „unchristliche Handlung“ vorwirft. Indem man dies tut, macht man das, was erst bewiesen werden soll, ohne weiteres zur Voraussetzung.

Der Begriff des Christentums kann sich nicht ändern; der muß heute derselbe sein, als er vor fast zweitausend Jahren bei seiner Entstehung war. Was sich im Laufe der Geschichte so vielfach geändert hat, war nicht der Begriff selber, sondern die Anwendung dieses Begriffs auf das praktische Leben. Der Begriff des Christentums wird durch den Glauben an Christus gebildet, durch den Glauben an Christus, „den Sohn Gottes“, der mit dem „Vater“ und dem „Heiligen Geist“ die „Dreieinigkeit“ darstellt. Christus wurde vom Vater unter die Menschen gesandt, um durch sein Opfer die Sünden der Menschheit auf sich zu nehmen und den Menschen zur ewigen Seligkeit zu verhelfen. Um dieser ewigen Seligkeit teilhaftig zu werden, bedurfte man der „Taufe“ und des unbedingten Glaubens an den Heiland. Durch den Glauben, nicht durch die Taten erwirkt man die Seligkeit. Christus thront im himmlischen Reiche zur Rechten Gottes und wird am jüngsten Tage Gericht halten über die Menschenseelen. Wer an ihn glaubte, wird selig werden; wer ihn verleugnete, wird in die Hölle zum Teufel gestoßen, wo da ist „Heulen und Zähneklappern“.

Der Glaube hieran bildet den Begriff des Christentums. Nur wer diese Dinge glaubt, kann sich füglich Christ nennen.

Der Begriff des Christentums ist unveränderlich für alle Zeiten. Dasjenige, was sich im Laufe der Zeit verändert hat und die Scheidung des Christentums in die vielen verschiedenen Sekten veranlaßte, waren Aeußerlichkeiten, die sich entweder auf den Gottesdienst oder die Priesterschaft bezogen. Die obige Glaubenslehre aber wurde von allen christlichen Sekten unangefochten gelassen, gleichviel ob diese sich Katholiken, Lutheraner, Reformierte, Presbyterer, Anglikaner, Puritaner, Methodisten oder sonstwie nannten.

Was die Glaubenslehre anbelangt, die man tatsächlich auch heute noch in den Kirchen sämtlicher christlichen Gemeinden predigt, so entspricht dieselbe auch vollkommen dem oben angegebenen Dogma. An der Glaubenslehre hat sich also nichts verändert und kann sich nichts verändern, solange man fortfährt von einem Christentum zu sprechen, denn es ist allein dieser Glaube, der den Begriff des Christentums bildet; alles übrige ist eine irrtümliche Vermengung des Begriffs mit seinen vermeintlichen Folgen.

So kommen wir denn nunmehr zu der wichtigen Frage: Wie verhält sich diese in der ganzen civilisierten Welt gepflegte christliche Glaubenslehre zu dem Stande der modernen Naturwissenschaft? Die Antwort auf diese Frage wurde bereits zu Anfang dieser Arbeit, im Kapitel über Monotheismus, gegeben. Es wurde dort dargetan, wie grundverschieden unsere heutige Weltanschauung ist von der, die man zur Zeit der alten Hebräer hatte. Diese war auch zu Christi Zeiten noch dieselbe geblieben. Auch damals glaubte man noch, daß der Mensch der „Herr der Schöpfung“ sei, daß die Erde den Mittelpunkt der Welt bilde und nur dazu geschaffen wäre, dem Menschen als Wohnstätte zu dienen. Sonne, Mond und Sterne hielt man für Attribute der Erde, deren Zweck darin bestünde, den Menschen Licht und Wärme zu liefern. Pflanzen und Tiere wären nur für die Menschen da, damit er sich ihrer als Nahrung und zu sonstigen Zwecken bediene. Mit einer solchen Weltanschauung stand die Gotteslehre der Juden in vollem Einklang. Wenn die Welt „geschaffen“ war, so mußte sie jemand geschaffen haben, und damit war die Notwendigkeit der Gottheit gegeben. Bildete aber die Menschheit den Zweck der Welt, war dieselbe für den Men-

schen als Wohnstätte und Nahrungsunterhalt geschaffen, so schuldete er Gott Dank und Gehorsam für die Wohltaten und Gottesgaben, die ihm zuteil wurden. Im weiteren Einklang mit dieser Weltanschauung befand sich die Lehre von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele, von einem Leben nach dem Tode, von der Belohnung für Tugend und Strafe für Laster.

Nahm man einmal die Existenz eines persönlichen Gottes an, der sich in höchst eigener Person um das Tun und Treiben, ja um die Gedanken eines jeden Menschen kümmerte, so waren damit der Spekulation einer phantastischen Glaubenslehre alle Schranken genommen. Der Ausspruch Christi: „Bei Gott ist alles möglich“, ist vollkommen logisch und korrekt. Glaube ich an einen allmächtigen Gott, so darf mir nichts unmöglich erscheinen. So ist denn auch die ganze christliche Glaubenslehre, wie wir sie oben in Kürze zusammenfaßten, nicht weniger glaublich als der Glaube an den allmächtigen Jehovah.

Die Weltanschauung der Griechen und Römer war bereits eine wesentlich andere geworden zu jener Zeit, als das Christentum sich zu verbreiten begann. Die alten Götter waren längst entthront, und an Stelle der Götterlehre waren die vielen philosophischen Systeme getreten. Mit dieser philosophischen Weltanschauung war die Lehre des Christentums unvereinbar. Beide konnten nicht nebeneinander bestehen; eines von beiden mußte untergehen. Die geschichtlichen Verhältnisse haben, wie wir in früheren Kapiteln sahen, dem Christentum den Sieg verliehen, und die philosophische Weltanschauung der Römer erhielt dadurch den Todesstoß. Die übrigen Völker Europas, die Germanen und Slaven, standen auf einer so niedrigen Kulturstufe, daß von Weltanschauung bei ihnen kaum die Rede sein konnte. Sie empfingen daher bereitwillig das Christentum an Stelle ihres alten Götterglaubens, und dies bildete fortan ihre Weltanschauung.

Während anderthalb Jahrtausend blieb diese christliche Weltanschauung unangefochten bestehen, da man die Wissenschaft gewaltsam unterdrückte und die Völker in Dummheit und Unwissenheit erhielt. Endlich jedoch, seitdem es der

Menschheit gelang, die Fesseln des orthodoxen Glaubenszwanges zu sprengen und das Joch des grausamen Kirchenregiments abzuschütteln, blühten die Wissenschaften aufs neue empor. Je mehr man in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft vorwärts schritt, um so mehr begann man, mit dem Inhalt der Bibel in Widerspruch zu geraten. Die großen Entdeckungen auf dem Gebiete der Astronomie zeigten, daß die Erde nicht nur nicht den Mittelpunkt der Welt bildete, um den sich Sonne, Mond und Sterne als ihre Attribute drehten, sondern sie bewiesen, daß die Erde einen der aller kleinsten und unwichtigsten Himmelskörper darstelle. Man erkannte, daß die Erde nur ein kleiner Planet des großen Sonnensystems sei, zu dem sie gehöre, und daß sie wie alle übrigen Planeten sich um die tausendmal größere Sonne drehe. Aber dieses ganze Sonnensystem, so lehrte die Wissenschaft, mit allen seinen Planeten und Monden bildet nur ein winziges Atom im mächtigen Weltall. Jeder einzelne Fixstern, den wir am Himmel wahrnehmen, ist eine Sonne wie die unsrige, viele von ihnen wesentlich größer als diese. Jede Sonne hat ihr eigenes Planetensystem und bildet eine Welt gleich der unsrigen. Aber alles dies, alle die unzähligen Sonnensysteme, die wir wahrzunehmen imstande sind, bilden zusammengenommen wiederum nur ein Atom des unendlichen Weltalls. Sie bilden ein System von Sonnen, die sich mit anderen, uns nicht sichtbaren Systemen um eine große Centralsonne drehen. Und in dieser Weise geht es fort und fort bis zur Unendlichkeit. Unsere schwachen Sinne sind nicht einmal dieses eine Atom zu fassen imstande. Was ist da unsere winzige Erde in dieser Unendlichkeit? Ein Tropfen Wasser ist im Verhältnis zu allen Oceanen der Erde unendlich viel größer als unsere Erde im Verhältnis zum Weltall. Und wie der Begriff des Raumes, so ist der Begriff, den wir uns von der Zeit zu machen imstande sind, nur ein flüchtiger Moment im Vergleich zu der Ewigkeit der Welt. Die gesamte Dauer unseres Sonnensystems, von dem Zeitpunkt seiner nebelhaften Entstehung bis zu seinem einstigen Untergang stellt für uns einen unfaßbaren Begriff dar. Unzählige Billionen Jahre schließt derselbe ein, und doch bildet dieser Zeitraum nur einen vorübergehenden Augenblick im Ver-

hältnis zur ewigen Zeit des Weltalls. Unendlich viele solcher Sonnensysteme entstehen und vergehen, gerade wie in unserm Mikrokosmos die einzelnen Lebewesen kommen und verschwinden. Das große Ganze aber geht fort und fort, unfaßbar, unbegreifbar für die schwachen Sinne des Menschen.

Wie die Wissenschaft eine gänzlich neue Anschauung von der Welt in uns erzeugte, so gab sie uns auch eine andere Vorstellung vom Menschen. Wir wissen heute, daß es eine vom Körper unabhängige Seele nicht gibt. Das, was man Seele nennt, ist nichts anderes als die Funktion des Gehirns. Mit dem Augenblick, da das Gehirn aufhört zu funktionieren, ist es vorbei mit der sogenannten Seele. Wir wissen, daß die „Schöpfung" des Menschen ein Märchen ist, daß sich vielmehr die menschliche Species ganz allmählich aus niederen Tierstufen entwickelt hat, daß der Mensch sowohl wie die ganze übrige Natur in einem steten Zustand der Weiterentwicklung begriffen ist. Wir wissen daher, daß zwischen Mensch und Tier kein formeller, sondern nur gradueller Unterschied besteht, daß wir nicht mehr berechtigt sind, von einer Menschenseele zu sprechen, als von einer Seele eines Hundes oder Pferdes. Die Wissenschaft hat uns gelehrt, daß es eine Freiheit des menschlichen Willens in metaphysischem Sinne nicht gibt, daß vielmehr alle menschlichen Handlungen das Resultat bilden von der jeweiligen Gehirnbeschaffenheit und der auf dasselbe einwirkenden Umstände. Die Gehirnbeschaffenheit ist aber abhängig von hereditären, kongenitalen und accidentellen Verhältnissen, für die das betreffende Individuum sicherlich nicht verantwortlich gehalten werden kann. Es ist ebenso wenig das Verdienst des Genies, als solches auf die Welt gekommen zu sein, als man dem Idioten die mangelhafte Entwicklung seines Gehirns zum Vorwurf machen kann. Dasselbe gilt von allen übrigen psychischen Eigenschaften.

Von großer Bedeutung für die Beurteilung der Welt, in der wir leben, ist die richtige Würdigung der Tatsache, daß unsere Erkenntnis derselben lediglich auf die Funktion unserer schwachen Sinnesorgane beschränkt ist. Da wir zufällig Gesichts-, Gehörs-, Geruchs- und Gefühlsorgane haben, so erscheinen uns die uns umgebenden Verhältnisse, als

Gesichts-, Gehörs-, Geruchs- und Gefühlsbilder. Stellen wir uns Lebewesen vor, die gänzlich andere Sinnesapparate hätten, so würden dieselben die Welt als etwas ganz anderes wahrnehmen. Es ist viel wahrscheinlicher, daß auf anderen Himmelskörpern Wesen existieren, die in dieser Weise von uns verschieden sind, als daß sie stets ein Ebenbild von uns sein sollten. Wem es schwer fällt, diesem Gedankengange zu folgen, der stelle sich einmal Lebewesen vor, die nur den Gesichts- und Gefühlssinn besäßen, und dann andere Wesen, die nur auf den Gehörs- und Geruchssinn angewiesen wären. Wie gänzlich verschieden müßten diesen beiden Klassen von Geschöpfen dieselben Vorgänge erscheinen. Die ersteren würden z. B. ein Gewitter als Blitz wahrnehmen, die letzteren hingegen als Donner, und doch handelt es sich dabei um denselben einheitlichen Vorgang. Wir haben diese Doppelempfindung, weil wir diese beiden Sinne besitzen. Andere Wesen mögen eine sechsfache Empfindung dieses Vorganges haben, falls sie mit den entsprechenden Sinnesorganen versehen sind.

Wie unsere Wahrnehmungen auf unseren Sinnesorganen beruhen, so sind auch unsere Begriffe lediglich ein Produkt unseres psychischen Mechanismus. Die Vorstellung z. B., daß jedes Ding eine Ursache, eine Wirkung und einen Zweck haben muß, ist daher wie unser gesamtes Wahrnehmungsvermögen rein subjektiver Natur. Wir sind geneigt, überall ein Kausalitätsgesetz und Utilitätsprincip anzunehmen, wo von einem solchen nicht die Rede sein kann. Wir sind geneigt zu glauben, daß wir die Augen zum sehen, die Ohren zum hören hätten, während jedoch die Sache in der Tat so liegt, daß wir sehen, weil wir zufälliger Weise Augen haben, und hören, weil wir mit Ohren versehen sind.

Wer über diese Tatsachen ins Klare gekommen ist, der wird denn auch begreifen, daß es in hohem Maße unwissenschaftlich ist, nach einer Ursache und einem Zwecke der Welt zu fragen, denn die Natur kennt diese Begriffe nicht; es bestehen dieselben nur in unserm Gehirn.

Die Summe aller jener wissenschaftlichen Tatsachen, die wir hier in Kürze zusammengestellt haben, bildet das, was wir unsere moderne wissenschaftliche Weltanschauung

nennen. Wie ist es nun möglich, so muß man sich doch fragen, daß diese beiden Weltanschauungen, die wissenschaftliche und die christlich-religiöse, gleichzeitig nebeneinander existieren können? Kann man sich doch kaum größere Widersprüche denken! Alles, was die eine lehrt, wird von der anderen zur Unmöglichkeit gemacht, und doch bestehen sie ruhig und ungestört nebeneinander fort. In den Schulen und auf den Universitäten werden den Schülern diese krassen Widersprüche gelehrt. Dem Volke predigt man in der Kirche die christliche Glaubenslehre, und in öffentlichen Bibliotheken offeriert man ihnen moderne naturwissenschaftliche Werke, in denen die Unmöglichkeit der ersteren nachgewiesen wird. Wie ist das dauernde Fortbestehen dieser sich diametral entgegengesetzten Weltanschauungen zu erklären?

Die große Masse des Volkes nimmt den Widerspruch der beiden Weltanschauungen in gedankenloser Weise hin, ohne sich irgend welches Kopfzerbrechen darüber zu machen. Von Kindheit an haben sie gelernt, daß das eine „Religion“, das andere „Wissenschaft“ genannt wird, und damit geben sie sich zufrieden. Sie denken, das müsse so sein. Sie gehen des Sonntags in die Kirche, hören eine schöne Predigt über irgend eine Bibelstelle, singen einen Psalm und lassen sich darauf das Mittagsmahl gut schmecken. Des Nachmittags lesen sie möglicher Weise einen Zeitungsartikel über irgend einen naturwissenschaftlichen Gegenstand, der mit der religiösen Glaubenslehre in direktem Widerspruch steht. Das stört sie aber nicht; sie merken es nicht einmal; denn das eine ist ja Religion, und das andere Wissenschaft.

Tausende von Menschen kümmern sich weder um das eine noch um das andere. Sie gehen weder in die Kirche, noch lesen sie wissenschaftliche Bücher. Sie gehen ihrer Arbeit nach, sind von morgens bis abends beschäftigt, verbringen die Abende mit Unterhaltung im Kreise ihrer Angehörigen, gehen Sonntags spazieren, amüsieren sich und leben auf diese Weise in den Tag hinein, ohne sich um eine Weltanschauung zu kümmern.

Dagegen gibt es aber eine große Anzahl von Menschen, die auch heute noch an der Religion festhalten, denen die christliche Glaubenslehre ebenso heilig ist, wie sie ihren

Voreltern war. Bei den niederen Klassen, bei Leuten, die keine höhere Bildung genossen haben, ist das weiter nicht überraschend. Im Gegenteil! Da man das Volk nun einmal religiös erzieht, so ist es natürlich, daß es sich seinen Glauben bewahrt, solange dieser nicht durch naturwissenschaftliche Kenntnisse erschüttert wird. Aber wir finden auch wissenschaftlich gebildete Menschen, ja sogar Männer, die sich selber mit Naturwissenschaften beschäftigen, die trotzdem streng religiös geblieben sind. Diese Erscheinung ist es, die so erstaunlich ist und einer besonderen psychologischen Erklärung bedarf.

Machen wir uns zunächst einmal klar, was wir im psychologischen Sinne unter „Glaube" zu verstehen haben. Die Summe unserer gesamten Vorstellungen, die entweder direkt oder indirekt auf unserer sinnlichen Erkenntnis beruhen, bildet das, was wir unser „Wissen" nennen. Alles, was ich direkt gesehen, gehört oder gefühlt habe, das „weiß" ich. Ebenso ist alles, was ich durch logische Schlußfolgerungen aus dieser sinnlichen Erkenntnis ableite, Sache des Wissens. Im Gegensatz hierzu bezeichnen wir die Summe jener Vorstellungen, die weder direkt noch indirekt auf unserer Erkenntnis beruhen, als „Glaube". Ich „weiß" z. B., daß es Sonne, Mond und Sterne gibt, weil ich sie mit meinen eigenen Sinnen wahrgenommen habe. Ich „weiß" auch, daß sich die Erde um die Sonne dreht, weil diese Vorstellung durch logische Schlußfolgerungen von Sinneseindrücken abgeleitet ist. Ich „weiß" ferner, daß Julius Cäsar gelebt hat, obwohl ich selber ihn mit meinen Sinnen nicht wahrgenommen habe. Es beruht jedoch meine Vorstellung seiner Existenz auf einer logischen Kette von Vorstellungen, die in letzter Instanz auf direkte Sinneswahrnehmungen zurückgeführt werden können. Anders aber verhält es sich mit den Vorstellungen von „Gott, Himmel, Hölle, Teufel, Seligkeit", u. s. w. Diese Vorstellungen beruhen weder direkt noch indirekt auf Sinneswahrnehmungen, und wenn ich daher trotzdem die Vorstellung von der wirklichen Existenz dieser Dinge besitze, so ist dies Sache des „Glaubens". Unter Glaube verstehen wir demnach die Annahme der tatsächlichen Existenz eines Gegenstandes oder eines Vorganges, ohne daß sich diese Existenz durch

Sinneswahrnehmungen oder durch logische Schlußfolgerungen nachweisen ließe.

Man kann hier noch eine feinere Unterscheidung treffen zwischen zweierlei Formen des Glaubens. Die erstere Form wäre die, deren Definition wir hier gaben also eine Annahme, ohne daß man deren wirkliches Bestehen beweisen kann. Eine zweite Form des Glaubens würde dadurch zustande kommen, daß man ebenfalls die Realität eines Dinges annimmt, obwohl es sich direkt beweisen läßt, daß das betreffende Ding unmöglich existieren kann. Wenn man will, könnte man die erstere Form als „Glaube" und die letztere als „Aberglauben" bezeichnen. Könnten wir durch direkte Sinneswahrnehmungen oder durch logische Schlußfolgerungen nachweisen, daß es einen Teufel gäbe, so würden wir dessen Existenz „wissen". Nehmen wir hingegen seine Existenz als tatsächlich an, ohne dieselbe beweisen zu können, so würden wir an den Teufel „glauben". Könnten wir endlich auf logische Weise nachweisen, daß seine Existenz ein Ding der Unmöglichkeit ist, und würden wir trotzdem die Vorstellung seines Bestehens beibehalten, so bildete diese Vorstellung einen „Aberglauben".

Da unser Wissen lediglich Sache des Wahrnehmungs- und Reproduktionsvermögens ist, so können wir dasselbe beliebig vergrößern, soweit dies die Kapazität jener beiden Faktoren gestattet. Je mehr wir mit unsern Sinnen wahrnehmen und das Wahrgenommene fixieren, sodaß es zu beliebiger Zeit reproduziert werden kann, mit anderen Worten je mehr wir „lernen", desto mehr werden wir „wissen". Anders aber verhält es sich mit dem Glauben. Er hängt nicht vom Wahrnehmungsvermögen ab und steht daher auch nicht unter dem Einfluß des Willens. Ich kann mir nicht beliebig einen Glauben erwerben, wie ich dies mit dem Wissen tun kann. Ja wenn die Bedingungen dazu nicht gegeben sind, könnte ich trotz der eifrigsten Bemühungen überhaupt keinen Glauben in mir erzeugen. Es bedarf mithin noch eines andern psychischen Faktors, um einen Glauben hervorzurufen. Dieser den Glauben erzeugende psychische Faktor ist die Emotion. Ohne sie kann kein wirklicher Glaube zustande kommen. Es handelt sich dabei nicht um eine specifische,

durch Worte zu beschreibende Emotion, sondern um ein Gemisch von Gefühlen, wie Liebe, Furcht, Reue, Hoffnung u. s. w. Es lassen sich ja unsere Gefühle überhaupt nicht durch Worte ausdrücken. Auch kommt es hier garnicht auf die Art des Gefühls, sondern nur auf seine Intensität an. Es müssen die betreffenden Vorstellungen von starken Gefühlstönen begleitet sein, um trotz der fehlenden logischen Erkenntnis zur Realität erhoben zu werden. Mit anderen Worten es muß das Gefühl an die Stelle der Logik treten.

Da der religiöse Glaube gewöhnlich bereits in frühester Jugend beginnt, so sind es auch zunächst die zarten und an Gefühlstönen so reichen Emotionen des Kindesalters, die zur Begründung des Glaubens dienen. Was die Bildung des Glaubens besonders in der Jugend erleichtert, ist der Umstand, daß die größten Feinde des Glaubens noch nicht erschienen sind, — das logische Denken und die wissenschaftliche Erkenntnis. Ist dann der Glaube erst einmal fest begründet, so kommen immer wieder neue Emotionen, die ihn aufs neue pflegen und kräftigen. Die Erinnerung an die Jugend ist schon an sich stets von starken Emotionen begleitet, die alle Vorstellungen und Gefühle jener Zeit in einem besondern Lichte erscheinen lassen.

In richtiger Erkenntnis dieser psychologischen Tatsache hat man von jeher alles mögliche getan, um die Emotionen möglichst stark anzuregen, wenn es sich um die Betätigung religiöser Dinge handelte. Hierauf beruht der pompöse, alle Sinne bestrickende katholische Gottesdienst. Durch die mächtigen Bauten der riesenhaften Kathedralen, durch deren wunderbar farbige Fenster ein mildes Licht in das geheimnisvolle Innere dringt, um die majestätischen Säulen und die Pracht der marmornen Altäre feenhaft zu erleuchten, durch die harmonischen Klänge der mächtig erschallenden Orgel und des zarten Chors lieblicher Knabenstimmen, durch die sich sanft verbreitenden Düfte des wohlriechenden Weihrauchs werden tatsächlich sämtliche Sinne bestrickt und in eine förmliche Ekstase höchster Entzückung versetzt. Wer von Jugend auf von solchen Eindrücken umgeben ist, wer jeden wichtigen Vorgang des Lebens mit religiösen Ceremonieen verbindet, wer durch inbrünstige Gebete seine reli-

giöse Stimmung aufrecht erhält, der pflegt im Besitze eines unerschütterlichen Glaubens zu sein, den nichts zu töten imstande ist.

Wie jede andere Emotion so ist auch die des Glaubens vollständig unabhängig vom Willen. Ebenso wenig wie man willkürlich lieben kann, ebenso wenig kann man je nach Belieben einen Glauben in sich erzeugen. Andererseits aber kann man auch den einmal entstandenen Glauben nicht willkürlich abschütteln. Die Emotion des Glaubens mag so stark sein, daß alle Verstandesgründe der Welt nicht vermögen, den Glauben zu brechen. Hierauf beruht jene so befremdende Tatsache, daß nicht selten Männer der Wissenschaft mit unglaublicher Zähigkeit an einem orthodoxen Religionsglauben festhalten, oder auch in anderer Hinsicht in hohem Maße abergläubisch sind. Man kann sich dies vielleicht am besten durch den Vergleich mit der Liebe klar machen. Es ist eine nicht seltene Erscheinung, daß ein Mann durch das Gefühl der Liebe an eine Person gekettet ist, von der er weiß, daß sie seiner unwürdig ist, daß sie ihn hintergeht. Er weiß alles dies, er ärgert sich über seine Liebe, er versucht mit allen möglichen Verstandesgründen dagegen anzukämpfen, aber alles vergebens. Er liebt, und kann es nicht lassen. So geht es auch mit dem Glauben.

Andere, die gleichfalls auf der Höhe der modernen Wissenschaft stehen und trotzdem die religiöse Glaubenslehre für unerschütterliche Wahrheit halten, erblicken das Problem höchster wissenschaftlicher Erkenntnis in einer logischen Vereinigung dieser gegensätzlichen Anschauungen. Hieraus entstanden zum größten Teil die mannigfachen philosophischen Lehren des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Es bildeten dieselben ein Mixtum compositum der neu erwachten griechischen Philosophie, der monotheistischen Religionslehre und der modernen Naturwissenschaft. Je widerspruchsvoller und unvereinbarer diese Lehren waren, um so reizvoller erschien das zu lösende Problem, denn, indem man von der festen Voraussetzung ausging, daß beide Lehren auf Wahrheit beruhten, schob man es lediglich der mangelhaften Erkenntnis zu, dieses Problem nicht leichter lösen zu können. Obwohl seiner Zeit die genialsten

Geister ihre Lebensaufgabe in der Lösung dieses Problems erblickten, so sind wir doch heute schließlich zu der Erkenntnis gelangt, daß sich hinter dem mystischen Dunkel ihrer Systeme nichts als die Hohlheit und Impotenz ihrer Lehren verbarg, sodaß wir heute vom Standpunkt der Naturwissenschaft aus die spekulative Philosophie als eine überwundene Sache betrachten.

Trotzdem tauchen immer wieder aufs neue derartige Versuche auf, da man sich einerseits von dem altgewohnten und liebgewonnenen Religionsglauben nicht trennen will, andererseits aber die jene Glaubenslehre zertrümmernden wissenschaftlichen Tatsachen nicht hinwegleugnen kann. So z. B. glaubt man die sechstägige biblische „Schöpfung“ mit den Ergebnissen der Geologie und Astronomie in Einklang bringen zu können, indem man jeden „Tag“ als einen der großen geologischen Zeitabschnitte ansieht und die verschiedenen „Aussprüche Gottes“, wie „Es werde Licht“, — „Es werde eine Veste zwischen den Wassern“, — „Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das sich besame“, — „Es werden Lichter an der Veste des Himmels“, — „Es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Tieren, und mit Gevögel, das auf Erden unter der Veste des Himmels fliege“ — indem man diese Aussprüche auf die verschiedenen geologischen Formationsperioden, wie die paläozoische, mesozoische, känozoische Aera u. s. w. bezieht.

Dies mag auf den Halbgebildeten einen einigermaßen wissenschaftlichen Eindruck machen und ihm über die Schwierigkeiten der Widersprüche hinweghelfen. In der Tat aber sind derartige Ausführungen geradezu absurd und verdienen keine ernsthafte Berücksichtigung.

Eine Anschauungsweise, die sich unter den sogenannten religiösen Freidenkern großer Beliebtheit zu erfreuen scheint, ist die des Symbolismus. Sie glauben sich dadurch der modernen wissenschaftlichen Weltanschauung anzupassen, daß sie von der alten Glaubenslehre nur den Glauben an Gott beibehalten, alles übrige jedoch auf andere Weise zu erklären suchen. Alle Erzählungen der Bibel, die mit den modernen Naturanschauungen im Widerspruch stehen, wie die Schöpfungsberichte, die Offenbarungen Abrahams, Isaacs

und Jacobs, die Begebenheiten zur Zeit Moses' wie dessen Erlebnisse auf dem Berge Sinai u. s. w., alles dies bezeichnen sie als einen Mythos nach Analogie der Homerischen Götterlehre. Viele wollen eine tiefe symbolische Weisheit in diesen Dingen erblicken und schauen mitleidig herab auf den Ignoranten, dem die neuesten Forschungen auf dem Gebiete des „Mythos bei den Hebräern" noch unbekannt sind. Es werden hochgelehrte Vergleiche angestellt zwischen der jüdischen Mythologie und der Götter- und Heroensage der übrigen Völker des Altertums, und es wird schließlich der Nachweis erbracht, daß die Bibel und der Homer aus derselben gemeinsamen prähistorischen Quelle stammen.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns auf eine umständliche Widerlegung dieser Ansicht einlassen wollten. Wir können uns dies um so eher ersparen, als es für unsern Zweck schließlich gleichgültig ist, ob jene biblischen Erzählungen mythologische Dichtungen sind, oder ob sie, wie wir nachzuweisen suchten, das Produkt eines kranken Gehirns bilden. Das, worauf es uns allein ankommt, ist die Tatsache, daß die sogenannte Offenbarung Gottes das Erzeugnis menschlicher Phantasie gewesen sein muß. Ob diese Phantasie mythologisch-dichterischer Art ist, oder ob sie auf paranoischen Geisteszuständen beruht, wäre für unsern speciellen Zweck belanglos. Nur gegen die willkürliche und absolut unlogische Anschauung müssen wir uns auf das energischste wenden, die einerseits die biblische Erzählung als Mythos hinstellt, andererseits aber die Person Gottes beibehalten will. Die Lehre eines persönlichen Gottes beruht einzig und allein auf den sogenannten „Offenbarungen" in der Bibel. Entweder man glaubt an dieselben und behält seinen Gott, oder man verwirft sie und bereitet damit auch dem guten Jehovah seinen Untergang. Ein Kompromiß ist logischer Weise ein Ding der Unmöglichkeit.

Wenn man vor die Alternative gestellt ist, die biblischen Erzählungen entweder als Mythos anzusprechen oder in ihnen die vorher geschilderten paranoischen Geisteszustände zu erkennen, so muß man doch zugeben, daß die letztere Anschauung die weitaus wahrscheinlichere ist. Die Bibel ist ein historisches Buch und enthält eine lange Kette

von Vorgängen, die wir als historische Wahrheiten kennen. Warum soll man nun ganz willkürlich dieses oder jenes als Mythos bezeichnen? Doch nur darum, weil es zu unwahrscheinlich klingt, um als wahre Begebenheit gelten zu können. Wenn wir aber dann eine Erklärung finden, die jene Vorgänge aller ihrer Unwahrscheinlichkeit beraubt, warum soll man dann fortfahren, sie für einen Mythos zu halten?

Ferner muß man doch ohne weiteres zugeben, daß es etwas ungemein Gezwungenes hat, Jacob beispielsweise als „Drachenkämpfer“ und „Befreier der gehüteten Jungfrau“ zu betrachten und ihn der Perseus- und Peleussage an die Seite zu stellen. Andererseits kann die Annahme einer Paranoia niemandem, der nur einigermaßen mit Geisteskrankheiten vertraut ist, auch nur die geringsten Schwierigkeiten bieten.

Darüber, daß es im Altertum und besonders bei den Juden Paranoiker mit religiösem Größenwahn und Hallucinationen gerade so gut gegeben hat wie in der Gegenwart, kann doch nicht der geringste Zweifel bestehen. Da uns keinerlei sonstige Beschreibung derartiger Fälle zugekommen ist, dieselben jedoch sicherlich großes Aufsehen erregt haben müssen, so ist es doch so klar, wie nur irgend etwas sein kann, daß jene Männer, die vorgaben, in fortwährendem Verkehr mit Gott zu stehen, in diese Kategorie gehörten. Die Fälle sind ferner so absolut typisch, sie liefern uns ein so charakteristisches Krankheitsbild, daß es ganz unmöglich ist, daß sich jemand derartige Beschreibungen erdacht haben soll. Wenn wir heute versuchen würden, auf Grund unserer irrenärztlichen Erfahrung paranoische Krankheitsbilder zu entwerfen und sie in romanhafter Weise in die Zeit des Altertums zu versetzen, so könnten wir nichts Charakteristischeres schaffen als Abraham, Isaac, Jacob, Moses, die Propheten und Christus. Was spricht also gegen die Annahme einer Paranoia bei jenen Männern? Absolut nichts! Niemand könnte logischer Weise einen Einwand dagegen erheben. Das einzige, woran sich die Welt stoßen mag, ist die Zertrümmerung Jahrtausende alter Ideale; davon aber dürfen wir uns nicht zurückschrecken lassen.

In einer schwierigen Lage befinden sich jene „religiösen Freidenker“, die sich ihren Jehovah aufbewahrt haben, die Bibel aber für Mythos erklären, hinsichtlich der Person Christi. Von Zeit zu Zeit taucht einer unter ihnen auf, der immer wieder aufs neue die geistreiche Entdeckung macht, daß Christus garnicht gelebt habe. Das ist allerdings immer sehr bequem, wenn einem ein schwieriges Problem begegnet, es einfach hinwegzuleugnen. Man muß da unwillkürlich an den Vogel Strauß denken, der den Kopf im Sande verbirgt, wenn ihm eine Gefahr droht. Christus hinwegleugnen zu wollen, ist absurd. Keine Erfindung irgend welcher Art hätte jemals eine so welterschütternde Wirkung haben können wie das „Phänomen Christus“. Wenn es auch richtig ist, daß wir keine direkten Schriften von ihm besitzen, und daß die vier Evangelien über hundert Jahre später niedergeschrieben wurden, so muß man doch andererseits berücksichtigen, daß die mündliche Tradition zu jener Zeit eine viel wichtigere Rolle spielte als heute, daß z. B. ein großer Teil der jüdischen Religion auf Tradition beruhte, und daß der Enthusiasmus und Fanatismus der Christengemeinden der ersten Jahrhunderte so intensiv war, daß die mündliche Tradition eine fast zuverlässigere Quelle bildete als einzelne Dokumente, deren Echtheit auch immer angezweifelt werden könnte. Außerdem aber besitzen wir ja trotzdem Schriftstücke von Zeitgenossen Christi. Will man denn die Apostelgeschichte sowie die vielen Briefe Pauli, Petri, Johannis und Jacobi auch einfach hinwegleugnen? Man könnte mit demselben oder vielmehr mit weit größerem Recht die Existenz vieler anderen historischen Persönlichkeiten jener Zeit in Abrede stellen. Sokrates hat selber auch keine Schriften hinterlassen, und die Zeugnisse seiner Schüler, besonders Platos, sind bei weitem nicht so überzeugend als die Berichte, die wir über Christus besitzen.

Eine andere Klasse von „Gottesgläubigen“ bezweifeln zwar nicht die Existenz Christi, aber sie glauben nicht an seine Göttlichkeit, sie halten ihn für einen „genialen, weisen Menschen“, einen „Moralisten“. Zu dieser Kategorie gehören nicht nur wie zur vorigen einzelne Individuen, sondern es gibt eine ganze „christliche“ Sekte, die dieser Lehre huldigt.

Es sind dies die modernen Unitarier, deren Begründer Joseph Priestley war. Diese sind nicht mit den alten Unitariern zu verwechseln, die sich diesen Namen beilegten, um damit die göttliche Einheit zu bezeichnen. Auch darf man ihre Lehre nicht, wie dies zuweilen geschieht, mit jener der Socinianer identifizieren. Letztere hielten Christus zwar auch für einen geborenen Menschen, glaubten jedoch, daß Gott ihn zur Göttlichkeit erhoben und ihn zu sich auf seinen Thron berufen habe. Die modernen Unitarier sind reine Humanitarier; in ihren Augen ist Christus ein Mensch wie alle.

Was diese Leute anbetrifft, so ist es doch zunächst garnicht ersichtlich, mit welchem Recht sie sich eine Sekte der Christen nennen, wenn sie nicht an die Göttlichkeit Christi glauben. Eine Kirchengemeinde, die ausdrücklich die Lehre von der Göttlichkeit Christi verwirft, kann sich unmöglich „christlich“ nenen, denn das Christentum besteht gerade aus dem Glauben an Christus als den Sohn Gottes, den Messias, den Erlöser der Menschheit. Die Unitarier, die an Gott glauben, Christus aber für einen Menschen halten, sind ihrer Religion nach Juden. Der Umstand, daß die Unitarier trotz ihrer Verleugnung der Göttlichkeit Christi sich als christliche Sekte ausgeben, zeigt recht deutlich das, was wir oben betonten, nämlich daß man den Begriff des Christentums ganz willkürlich ausdehnt und ihn sogar als die Bezeichnung der Rasse anwendet.

Wie aber, so muß man sich doch fragen, erklären sich diese Leute, die Christus für einen „weisen Menschen“ halten, den Umstand, daß er sich nicht nur als Gott ausgab, sondern von der ganzen Menschheit forderte, ihn als Gott zu verehren? Daß er wieder und immer wieder von seinem Vater im Himmel sprach, der ihn abgesandt hätte, um die Sünden der Menschheit auf sich zu nehmen? Daß er dem Volke zurief: „Das ist der Wille des, der mich gesandt hat, daß, wer den Sohn siehet und glaubet an ihn, habe das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage“. Wie erklären sich jene Leute alles dies? Wie erklären sie sich, daß ein Tischlerssohn stufenweise emporsteigt bis zum „Propheten“, „Messias“, „König der Juden“, „Sohn Gottes“, „Gott“? Worin erblicken sie die tiefe Weisheit? Was meint der

„Moralist", wenn er sagt, „Wer mein Fleisch isset, und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken"? Wie erklären sie sich, daß er jeden verflucht, der nicht an seine Göttlichkeit glaubt, und den Ungläubigen prophezeit, daß sie in die Hölle fahren würden, „wo da ist Heulen und Zähneklappern?" Ja, wie? — Wie erklären sie alles dies? —

Da gibt es wiederum ein sehr probates Mittel. Man leugnet einfach alles fort. Das ist alles Unsinn — Christus war ein weiser Mann, folglich konnte er diesen Unsinn nicht gesagt haben. Punktum! Dann kommt man abermals mit der wichtigen Entdeckung, daß die Evangelien erst anderthalb Jahrhunderte nach Christo niedergeschrieben seien. Selbstredend wurde da alles entstellt. Nein, nein! Christus war ein weiser Mann, ein Moralist, ein Ethiker. Alle jene Dinge sind Entstellungen oder gar spätere Erfindungen.

Mit welchem Recht, mit welchem Gefühl für Logik kann man derartig verfahren? Ist doch dies die allerreinste Willkür. Weil mir eine Sache unerklärlich erscheint, soll ich sie einfach hinwegleugnen? Und ist dann damit irgend etwas erklärt? Das „Phänomen Christus" steht, wie doch niemand leugnen kann, ganz einzig in der Weltgeschichte da. Die gesamte civilisierte Welt betet einen Mann zweitausend Jahre lang als Gott an, und da soll man glauben, daß der Betreffende einfach ein „weiser Mann" gewesen sein soll, dessen Weisheit aber zumeist verloren gegangen sei, und an Stelle deren man eine Reihe lächerlichster und unglaublichster Erfindungen gesetzt habe? Es ist dies offenbar eine Zuflucht der Verzweiflung. Man kann, — und darin hat man ja recht — an die Göttlichkeit Christi unmöglich glauben, und die einzige Alternative, die da scheinbar übrig bleibt, nämlich, daß Christus ein Abenteurer war, will man nicht glauben, und so leugnet man in der Verzweiflung alles fort. Nun allerdings! Christus als Abenteurer ist fast ebenso undenkbar als Christus als Gott. Niemand, und wäre es der raffinierteste Schauspieler, hätte jene Rolle so durchführen können, ohne selber daran zu glauben. Was Christus seinen ungeheuren Erfolg beim Volke verschaffte, war ge-

rade der Umstand, daß er selber an sich glaubte, daß ihm die Aufrichtigkeit und Ueberzeugungstreue gleichsam auf die Stirn geschrieben war.

Wiederum andere glauben, daß die sämtlichen Aussprüche Christi, wie sie in den Evangelien wiedergegeben sind, eine Fülle tiefster Weisheit enthalten. Es sind dies die Symbolisten, die in jedes Wort einen obskuren Sinn hineininterpretieren und endlose Kommentare schreiben „zur Erläuterung“ der Evangelien. Alles sei „bildlich“ gemeint. Wer die Aussprüche Christi wörtlich nähme, bezeuge dadurch nur einen Mangel an Verständnis und Einsicht.

Die symbolische Auffassung der Aussprüche Christi wird scheinbar dadurch gerechtfertigt, daß Christus in der Tat mit Vorliebe in Gleichnissen sprach, und Gleichnisse eo ipso symbolisch sind. Wie die vielen Personen und Handlungen in seinen Gleichnissen eine symbolische Deutung hätten, so glaubte man auch im „Reiche Gottes“ nicht ein wirkliches, materielles Reich, sondern eine geistige Gemeinschaft erblicken zu müssen. „Sohn Gottes“ habe er sich nur insofern genannt, als die Menschen sämtlich „Gottes Kinder“ seien, und man sich durch rechtschaffenen Lebenswandel diese Auszeichnung erhalten solle.

Eine derartige symbolische Deutung ist fast ebenso bequem als das einfache Hinwegleugnen der Tatsachen. In Gleichnissen sprach Christus, weil dies die allgemein übliche Form der Propheten war. Die meisten seiner Gleichnisse sind sogar direkt den prophetischen Schriften entnommen. Was hat dies aber mit der wieder und immer wieder beteuerten Versicherung zu tun, daß er Gottes Sohn sei, und der Vater ihn gesandt habe, daß diejenigen, die an ihn glaubten, ewige Seligkeit, die anderen aber ewige Verdammnis zu erwarten hätten? Wie kann man nur glauben, daß er, als Gefangener vor den Rat der Aeltesten gebracht, die Frage, ob er Gottes Sohn sei, immer noch „symbolisch“ beantwortet haben soll? Es ist diese ganze Annahme eine so willkürliche Entstellung der Tatsachen, daß man kaum logisch darüber diskutieren kann.

Wie dem aber auch sei, diejenigen, die der symbolischen Auffassung huldigen, verleugnen damit das Christen-

tum gerade so wie jene, die da behaupten, Christus habe überhaupt niemals gelebt. Denn an der Tatsache kann niemand etwas ändern, daß der Kern des Christentums durch den Glauben an die Göttlichkeit Christi gebildet wird, und daß man diesen Glauben seit nunmehr fast zweitausend Jahren gehabt hat. Es bleibt sich schließlich gleich, ob man die Existenz Christi hinwegleugnet, ob man seine Aussprüche für symbolisch hält, oder ob man dieselben einer geistigen Erkrankung zuschreibt. Das Christentum steht und fällt mit dem Glauben an die Göttlichkeit Christi und an die Erlangung einer ewigen Seligkeit durch diesen Glauben.

Die religiösen „Freidenker", die sich auf die eine oder andere Weise mit der „heiligen Schrift" und den Aussprüchen Christi abfinden, bilden immerhin nur eine verschwindende Minorität. Die große Masse des Volkes steht auch heute noch auf dem Boden des Christentums, das heißt, es glaubt an die Göttlichkeit Christi, an ein Leben nach dem Tode, ein jüngstes Gericht und eine ewige Seligkeit. Mit Ausnahme der oben erwähnten Unitarier wird in den Kirchen der verschiedenen christlichen Sekten auch heute noch genau dasselbe gelehrt wie in früheren Jahrhunderten. Das Christentum selber hat sich also nicht verändert und kann sich nicht verändern.

Betrachtet man diesen christlichen Glauben, wie er in allen Kirchen dem Volke und in der Schule den Kindern gelehrt wird, in Bezug auf die Wirkung, die er auf die Handlungsweise des einzelnen und auf unser gesamtes öffentliches Gemeinwesen ausübt, so kann man sich unmöglich verhehlen, daß es sich da um außerordentliche Widersprüche handelt Nur die alles besiegende Macht der Gewohnheit entkleidet diese Widersprüche der geradezu beängstigenden Wirkung, die sie anderenfalls notwendigerweise auf den Vorurteilslosen ausüben müßten.

Den Kern der christlichen Lehre bildet also der Glaube an Jesus Christus. Wer an ihn glaubt, wird selig, wer ihn verleugnet, wird zu ewigen Qualen in der Hölle verdammt. Wenn man diesen Satz wirklich glaubt, wenn man von der Wahrheit dieser Lehre durchdrungen ist, welche Konsequenz müßte man aus ihr ziehen hinsichtlich des Verhaltens gegen

die Mitmenschen? Geböte es nicht das Gefühl der Menschlichkeit, alles mögliche zu tun, unseren Mitmenschen zur ewigen Seligkeit zu verhelfen und sie vor der Verdammnis zu bewahren? Diesen Standpunkt hatte man in früheren Jahrhunderten. Die entsetzlichen Greuel jener Zeit, die Folter und der Scheiterhaufen, verdanken ihre Entstehung nicht menschlicher Entartung, nicht der Freude an den Leiden der Mitmenschen, sondern sie bildeten das logische und notwendige Resultat der christlichen Lehre. Was waren die physischen Schmerzen und Qualen der Folterkammer im Verhältnis zur ewigen Verdammnis in der Hölle? Wenn man durch Tausende von Verurteilungen zur Folter auch nur einige Seelen zu retten imstande war, erwies man nicht dadurch den Mitmenschen die denkbar größte Wohltat? War es nicht die heilige Pflicht aller derer, welche die Macht dazu besaßen, dem Volke zur Seligkeit zu verhelfen und es vor der Verdammnis zu bewahren? Dies waren die Motive, die einen Mann wie Calvin veranlaßten, einen Menschen dem Feuertode zu überantworten und mit der größten Strenge über der Glaubenstreue seiner Mitmenschen zu wachen. In diesem Sinne sagte Philipp II. von Spanien, daß er es für die größte Sünde halte, einen Ketzer vor dem Feuertode zu bewahren. Bildeten nicht von diesem Standpunkte aus die Inquisitionsgerichte einen wahren Segen für die Menschheit? Wie könnte man es als einen Fortschritt der Civilisation betrachten, die Sorge um das Seelenheil der Mitmenschen aufzugeben und sich nur um sich selber zu bekümmern?

Der hierin enthaltene Widerspruch ist um so eklatanter, als man in jeder anderen Hinsicht die Sorge um das Wohl der Menschheit zum Hauptfaktor unserer modernen Civilisation gemacht hat. Mit gerechtem Stolz rühmen wir uns unserer modernen hygienischen Einrichtungen, die Tausenden von Menschen alljährlich das Leben retten. Wir halten es für die höchste Pflicht der Behörde jedes civilisierten Gemeinwesens, das Volk vor Krankheiten zu schützen, für hygienische Wohnräume zu sorgen, die Lebensweise den Erfordernissen der Natur anzupassen u. s. w. Alles dies ist durch unsere moderne Civilisation zur Pflicht gegen die

Mitmenschen geworden, und gegen ihr ewiges Seelenheil sollten wir gleichgültig sein? Was sind alle jene hygienischen Maßregeln, was sind irdische Leiden, was sind Krankheiten, was ist der Tod im Verhältnis zu ewiger Seligkeit und ewiger Verdammnis? Und ist es nicht trotzdem eine Tatsache, daß man in demselben Verhältnis, in dem man auf dem Gebiete der allgemeinen Hygiene fortgeschritten ist, dem „Seelenheil“ des Volkes gegenüber gleichgültiger wurde? Kümmert sich der Staat heute darum, ob seine Bürger durch den Glauben an den Erlöser in den Himmel kommen oder durch Ungläubigkeit der Hölle verfallen? In manchen modernen Staaten bilden die Kirchen noch eine staatliche Institution, in anderen hingegen sind sie ganz und gar der Willkür des Publikums überlassen. Wenn die Leute aufhören würden, Gemeinden zu bilden und für den Unterhalt der Kirche zu sorgen, so würde es bald keine Kirchen mehr geben; der Staat kümmert sich nicht darum. Und doch sehen wir, wie der Staat auf allen möglichen anderen Gebieten seine Bürger bevormundet und auf ihr Wohl bedacht ist. Der Staat erläßt Gesetze gegen Hazardspiele, damit niemand in die Versuchung kommen solle, sein Geld zu verspielen. Aber um den Verlust der Seele kümmert er sich nicht. Der Staat erläßt die schärfsten Gesetze, daß die Nahrungsmittel, Fleisch, Milch u. s. w. dem Volke in reinem unverdorbenem Zustande verabfolgt werden, aber zur Errettung der Seele tut er nichts. Das wichtigste der christlichen Sakramente ist die Taufe. Die Kirche lehrt heute noch gerade so wie vor fast zweitausend Jahren, daß durch die Taufe das neugeborene Kind von der Erbsünde gereinigt und ihm das Himmelreich erschlossen werde. Wenn man dies glaubt, welche Grausamkeit ist es dann gegen die armen unschuldigen Kinder, ihnen die Taufe vorzuenthalten. Wir haben überall Kinderschutzvereine, die für das leibliche Wohl der Kinder sorgen, die danach sehen, daß den Kindern kein Unrecht geschehe, daß man sie nicht mißhandele, daß sie gut genährt und erzogen werden; aber dasjenige, was ihnen die ewige Seligkeit erschließen soll, hat man neuerdings aufgehört, zwangsmäßig vollziehen zu lassen. In früherer Zeit war es staatliches Gesetz, daß man seine Kinder taufen lassen

mußte, heute ist es dem Ermessen eines jeden überlassen, ob er seine Kinder in den Himmel senden will oder nicht.

Wäre es denkbar, daß jemand verfehlen sollte, diesen offenbaren Widerspruch zu erkennen? Wir preisen — und zwar mit vollem Recht — die Aufhebung des Religionszwanges als die vornehmste Tat unserer fortgeschrittenen Civilisation. Andererseits aber muß doch jeder logisch denkende Mensch zugeben, daß gerade der Glaubenszwang dem wahren Christentume unerläßlich ist. Die echte hingebende Menschenliebe wird vom Christentum theoretisch zu ihrer eigensten Prärogative gemacht. Wie aber kann von Nächstenliebe die Rede sein, wenn ich nur um das eigene Seelenheil besorgt bin, mich aber um die Seligkeit der Mitmenschen nicht kümmere? Wie die liebende Mutter das Kind gewaltsam zwingt, zu tun, was ihm zuträglich, und zu unterlassen, was ihm schädlich ist, so müßte der Staat die Menschen zum Glauben zwingen und jede freie religiöse Regung im Keime ersticken, wenn er wirklich an die christliche Lehre glaubte. Setzte man die christliche Lehre als absolute Wahrheit voraus, so würde die Glaubensfreiheit unserer heutigen Civilisation den größten Rückschritt darstellen gegenüber der Folter und dem Glaubenszwange des Mittelalters.

Aber nicht nur hierin bekundet sich der große Widerspruch zwischen dem Christentum und dem praktischen Leben der Gegenwart. In Schulen und Kirchen lehrt man das Volk beten und preist die Macht des Gebetes. Wir wollen hier nicht die metaphysische Seite dieser Frage beleuchten. Unsere diesbezügliche Ansicht ergibt sich ja ohnedies von selber; denn, wenn es keinen Gott gibt, kann auch das Beten zu ihm keinen Sinn haben. Aber wir wollen einmal des Argumentes halber annehmen, es gäbe einen weisen, allmächtigen Gott, der die Welt regierte. Wäre es dann nicht geradezu eine Profanie, eine Blasphemie, wenn man annehmen wollte, daß dieses allmächtige Wesen sich in seinen Entschlüssen von den egoistischen Bitten jedes einzelnen Menschen beeinflussen lassen sollte? Man vergegenwärtige sich nur einmal, wieviel törichte Dinge täglich dem weisen Gotte vorgeplappert werden, und darnach sollte er seine Entschlüsse richten? Können vernünftige Menschen wirklich solchen

Unsinn glauben? Nun betrachte man aber einmal die Konsequenzen oder richtiger die Inkonsequenzen, die sich hieraus ergeben. Wenn man an den Sinn oder überhaupt an die Wirkung des Gebetes glaubt, so muß man annehmen, daß Gott das Geschick eines jeden Menschen in Händen hat, daß alles, was uns widerfährt, durch den Willen Gottes geschieht. Dies entspricht ja auch tatsächlich der Lehre der Religion. Für alles Gute soll ich Gott danken; alles Böse habe ich als Strafe anzusehen. Der Lebenslauf eines jeden Menschen hängt aber von dem Milieu ab, in dem er lebt; er wird durch die Handlungen anderer Menschen bestimmt. Das, was andere mir antun, muß mithin ebenfalls von Gott bestimmt werden, wenn meine Wohlfahrt und mein Leben in seiner Hand ruhen. Wenn z. B. morgen ein Einbrecher in mein Haus einbricht und mich bei der Gelegenheit tötet, so war es Gottes Wille, daß ich mein Leben verlor. Entweder wollte er mich strafen oder hatte sonst einen Grund dazu. Wie aber verhält sich die Sache mit dem Mörder? Der wird von der Polizei ergriffen, des Mordes angeklagt, verurteilt und hingerichtet. Ja, was für ein Recht haben wir, einen Menschen zu bestrafen, wenn Gott ihn veranlaßt, eine Tat zu verüben? Entweder der Mörder ist ein bloßes Werkzeug in der Hand Gottes, und wir haben kein Recht ihn zu bestrafen, oder der Mann handelte ohne Gottes Wissen und Willen, dann ist die Anschauung unrichtig, daß unser Geschick in Gottes Hand ruhe.

Kriege hat es gegeben so lange es Menschen gibt; niemals aber sind blutigere und grausamere Kriege geführt worden als zwischen „Christenbrüdern" wegen der Verschiedenheit ihrer Glaubensmeinung. Vor jeder Schlacht wirft sich alles, Pfaffen und Krieger, auf die Kniee, um Gott zu bitten, daß er ihnen helfen möge, die „Feinde" umzubringen. Nachher bedankt sich die siegreiche Partei bei Gott, daß er ihr geholfen hat, die meisten Menschen zu töten. Derselbe Gott aber, an den man diese Gebete richtet, hat ausdrücklich befohlen, daß man seine Feinde lieben solle, daß, wenn einem jemand einen Backenstreich versetzt, man ihm die andere Backe hinhalten soll. Und trotzdem läßt Gott die Menschen Kriege führen und nimmt in allen Kirchen des

Landes den Dank entgegen für den glorreichen Sieg, den er der einen Partei verliehen hat. Dann schaue man sich aber nur die siegreichen Parteien der Weltgeschichte an, denen Gott zum Siege verholfen hat. Da sind die Vandalen, die Rom zerstörten, die Kirchen plünderten und die Weiber schändeten. Da sind die Unmasse Kriege, die lediglich aus Habgier und Gewinnsucht geführt wurden, und nach denen der Sieger Gott dankte für die reiche Beute, mit der er ihn bedacht hatte. Man erinnere sich an den famosen Opiumkrieg der Engländer. Mit der Gewalt der Waffen zwangen die christlichen Engländer die heidnischen Chinesen, die Einfuhr des Opiums zu gestatten und ihre Nation zu vergiften, damit die Christen recht viel Geld dabei verdienten. Gott verlieh den Engländern den Sieg. In allen Kirchen Englands erschallten Dankgebete zum Ruhme des Herrn Jesu Christi. Die heidnischen Chinesen mußten sich mit Opium vergiften, und die Engländer füllten ihre Taschen mit Gold.

Wenn man alle logischen Konsequenzen aus dem Beten zu Gott ziehen würde, wie sähe die Welt da aus? Logisch waren die Asketen und Anachoraeer, die sich von der Welt abschlossen und ihr ganzes Leben mit Beten verbrachten. Heute aber wird das Beten durch jede menschliche Handlung, durch jedes gemeinnützige Gesetz Lügen gestraft.

In den Vereinigten Staaten steht eine große Masse des Volkes gegenwärtig unter dem Banne eines modernen religiösen Blödsinns, der „Christian Science“. Eine ältliche Dame in Boston, mit der wir uns nicht genügend beschäftigt haben, um ihren Geisteszustand wissenschaftlich zu beurteilen, deren Kinder jedoch versuchten, sie gerichtlich für geisteskrank erklären zu lassen, ist die Begründerin dieser neuen Lehre. Der Kern derselben besteht darin, daß es wirkliche Krankheiten nicht gäbe. Alles, was der sich krank wähnende Mensch zu tun braucht, ist, an Jesus Christus zu glauben, zu ihm zu beten, und — sich für gesund zu halten. Es gibt allein in der Stadt New York eine beträchtliche Anzahl prachtvoller Marmorpaläste, in denen die „Christian Scientists“ ihre kirchlichen Zusammenkünfte abhalten, und von wo die göttlichen „Heiler“ unter die zu rettende Menschheit gesandt werden. Sämtliche menschlichen Leiden, selbst or-

ganische Herz- oder Hirnkrankheiten wähnt man hier durch Beten zu heilen. Man kann sogar selbst für „Ungläubige" bei den Heilern — allerdings für gutes Geld — „absent treatments" bekommen, von denen die Betreffenden nichts zu wissen brauchen und doch genesen.

Wer selber nicht an die Christian Science glaubt, macht sich gewöhnlich lustig über sie; er verhöhnt und verspottet die „abergläubischen Narren" und kann nicht begreifen, „wie man in unserm aufgeklärten zwanzigsten Jahrhundert einen solchen Blödsinn glauben kann". Mit welchem Recht aber kann jemand die Christian Science verspotten, ohne dasselbe mit dem Christentum zu tun? Was ist denn der Unterschied zwischen der Christian Science und der christlichen Lehre? War nicht Christus selber gerade so ein „Heiler" wie die modernen Christian Scientists? Hat er nicht angeblich Blinde sehen gemacht, indem er ihnen Sand mit Speichel vermischt in die Augen schmierte? Und er hat dieses Heilen durchaus nicht für seine Person allein in Anspruch genommen. Im Gegenteil, jeder der an ihn glaubte, sollte diese Macht besitzen. Was ist also der Unterschied zwischen beiden? „Bei Gott ist alles möglich" sagte Christus; durch den Glauben könne man Berge bewegen. Warum sollte daher Gott nicht Krankheiten heilen können, wenn man zu ihm betet? Alle religiösen Leute tun dies ja so wie so, also worin besteht der Unterschied?

Ah! Nun kommt wiederum der famose Widerspruch! In New-York gibt es ein Gesetz, wonach jemand wegen fahrlässiger Tötung bestraft wird, wenn sein Kind an einer Krankheit zugrunde geht, und er keinen Arzt sondern nur einen Christian Scientist zu Hülfe gerufen hat. Kann man sich einen größeren Widerspruch denken? Gott ist allmächtig und leitet des Menschen Geschick. Gott in seiner unendlichen Güte erhört die Bitten seiner Kinder, und zu Gott zu beten, ist die heiligste Pflicht des Menschen. Erkrankt mein Kind, so soll ich zu ihm beten, daß er es retten möge. Rettet er es aber nicht, so werde ich bestraft, weil ich keinen Arzt geholt habe. Der Arzt steht also über Gott.

Christus predigte den Leuten, sie sollen nur beten und an ihn glauben, dann würde ihr himmlischer Vater ihnen

alles geben, was sie brauchen. Sie sollten nicht arbeiten, sich nicht um die Zukunft kümmern; so etwas täten nur die Heiden. Sie sollten sich die Lilien auf dem Felde anschauen; wie ihr himmlischer Vater diese nicht umkommen ließe, so würde er sich auch ihrer annehmen. Wie würde die Welt aussehen, wenn die Menschen diesen Unsinn wirklich befolgten? Man stelle sich einen Familienvater vor, der — sich die Lilien auf dem Felde ansieht, während sein Weib und seine Kinder darben und verderben.

Hier ist eine wahre, höchst tragische Begebenheit. Zwei Brüder, ein Zwillingspaar im zarten Alter von neun Jahren, stehen vor dem Examen, um in die nächst höhere Klasse versetzt zu werden. Sie waren beide etwas zurückgeblieben, und es war ihnen gesagt, sie bedürften besonderer Anstrengungen, wenn sie ihr Ziel erreichen wollten. Der eine verwandte jede freie Stunde auf das Studium seines Pensums. Bis Abends spät saß er über seiner lateinischen Grammatik. Der andere besorgte gleichfalls seine laufenden Arbeiten; seine freie Zeit jedoch verbrachte er mit — Beten. Er hatte gehört, daß der Herr Jesus Christus sich besonders der Kinder annähme, die zu ihm kämen, daß man nur zu ihm zu beten brauche, um das Ziel seiner Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen. So betete er denn. Tag für Tag erhob er seine Stimme zu dem Herrn, und vor dem Schlafengehen lag er auf den Knieen am Fenster, den Blick zu den Sternen gerichtet, über denen der Herr Jesus Christus wohnte. Keine freie Minute ließ er vorübergehen, ohne sein Gebet zum Himmel zu richten. Dem Bruder hatte er davon gesagt, aber dieser blieb bei seiner Arbeit, und während jener betete, lernte dieser lateinische Verben. Der Tag des Examens kam. Der eine passierte es mit Glanz, der andere — fiel durch. Welch' grimme Schmerzen! Welch' bittere Enttäuschung! Die Ideale einer Kinderseele waren hier zertrümmert! Und wer trug die Schuld daran? —

Ach die armen Kinder! Was man denen für unsinnige Widersprüche in der Schule lehrt! Gott hat die Welt geschaffen mit allem, was darinnen ist, und auch den Menschen. Warum, so fragt der Schüler, hat denn Gott nicht lauter gute Menschen geschaffen? Warum waren sie denn

alle so schlecht? Der Mensch ist Gottes eigenes Werk, und doch waren sie so schlecht, daß er sie alle ertränken mußte; konnte er denn nicht bessere Menschen schaffen? Gewiß mußte sich Gott erst üben im Menschenschaffen; die ersten vernichtete er, wie ein Künstler sein Werk vernichtet, bis es seine Zufriedenheit erlangt. Aber die Menschen sind doch noch immer schlecht; Gott erschlägt sie zu Hunderttausenden durch Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, Krankheitsepidemieen u. s. w. Wird denn Gott niemals lernen, gute Menschen zu schaffen? Gab es denn nicht auch gute Menschen, die Gott mit den Bösen zugleich umbrachte? Gab es damals in Herculanum und Pompeji nur schlechte Menschen? Ach ja! Das waren ja Heiden; die wußten nichts von Gott und unserm Herrn Jesus Christus, und da geschah es ihnen schon recht, daß Gott sie alle verbrannt und mit Schutt und Asche bedeckt hat. Aber warum hat sich Gott diesen Menschen denn nicht auch offenbart, waren sie doch seine Geschöpfe so gut wie die Juden in Palästina? Warum hat er nicht zu ihnen gesprochen und ihnen dieselben Gesetze gegeben, die er Moses auf dem Berge Sinai gab?

So könnte man fortfahren und staunen über — die „Weisheit Gottes“, die so unlogisch und unvernünftig ist, daß man sich immer wieder fragen muß: Was für ein Gott muß es sein, der solche Torheiten und Grausamkeiten begeht? Der über die Schlechtigkeit seines eigenen Werkes außer sich gerät und die Verantwortung dafür auf andere wälzt? Gott kann doch gute und geniale Menschen schaffen, warum schafft er denn so viele Schurken und Idioten? Damit aber nicht genug! Nicht allein, daß er Schurken und Idioten schafft; er will sie dann noch erst mit ewiger Verdammnis strafen, daß sie Schurken und Idioten sind. Wir schwachen Menschen sind mit unserer modernen Civilisation so weit vorgeschritten, daß wir in dem Verbrecher nicht mehr ein verdammenswertes Objekt erblicken, sondern vielmehr einen Gegenstand des Mitleids. Wir sind zu der Erkenntnis gelangt, daß niemand aus freien Stücken zum Verbrecher wird, daß die Tat des Verbrechens nicht verdammenswerter ist, als der Stich des Mosquitos,

durch den dieser uns unseres Blutes beraubt. Wir halten daher die Rache für ein der Barbarei angehöriges und unserer Civilisation unwürdiges Begehren. Wir strafen den Verbrecher nicht, um Rache zu vollziehen, sondern um die Menschheit zu schützen und Abschreckung auszuüben. Unsere modernen Gefängnisse werden in jeder Hinsicht nach humanen Principien geleitet. Man sorgt für sanitäre Verhältnisse; man gibt den Gefangenen nahrhafte Kost; man beschäftigt sie mit nützlicher Arbeit; man hält auf gesunde körperliche Bewegung; man gewährt ihnen so viele Annehmlichkeiten, als die Verhältnisse gestatten. Verbrechern absichtlich einen physischen Schmerz zu bereiten wie durch Prügelstrafe oder gar Verstümmelung irgend welcher Art, erscheint uns heute als die brutalste Barbarei. Mit Ausnahme des christlichen Rußland gibt es heute kein Land, das auf Civilisation Anspruch erheben könnte, in dem man nicht nach solchen Principien handelte. Was aber lehrt die Religion? Was tut Gott? Was lehrt das Christentum? Seine eigenen Geschöpfe, Menschen die er selber geschaffen hat, wirft Gott in eine eigens dazu geschaffene Hölle, wo sie für ewige Zeiten die undenkbarsten Torturen zu erleiden haben. Ohne Rettung, ohne Erbarmen müssen sie hier für alle Ewigkeit dulden. Nichts kann sie von hier befreien. Martin Luther, der sich häufig rühmt, daß er in den Himmel, seine christlichen Brüder, die Papisten, aber in die Hölle ziehen würden, sagt in seinem Glaubensbekenntnis: „Ich glaube an die Auferstehung aller Toten am jüngsten Tage, beide der Frommen und Bösen, daß ein jeglicher daselbst empfahe an seinem Leibe, wie ers verdienet hat, und also die Frommen ewiglich leben mit Christo und die Bösen ewiglich sterben mit dem Teufel und seinen Engeln. Denn ich es nicht halte mit denen, so da lehren, daß die Teufel auch endlich werden zur Seligkeit kommen“.

So steht denn unsere moderne Civilisation weit über dem Christentum. Ein göttliches Wesen, wie es der Aberglaube hier geschaffen hat, jener einzige ewige Gott, ist aus den Begriffen rohester Barbarei und nacktester Selbstsucht hervorgegangen. Gäbe es ein Wesen, das brutal genug wäre, so zu handeln, wie die Religion Gott handeln läßt, so

verdiente er eher als irgend eines seiner Geschöpfe, in jene Hölle geworfen zu werden, wo da ist „Heulen und Zähneklappern“.

Die Widersprüche zwischen der christlichen Lehre und dem praktischen Leben sind so zahlreich und erstrecken sich auf so viele Dinge des täglichen Daseins, daß wir diesen Gegenstand auch nicht annähernd zu erschöpfen imstande sind. Es ist eigentlich kaum ersichtlich, wie wirklich gläubige Christen, d. h. Leute, die an eine ewige Seligkeit und an eine ewige Verdammnis glauben, überhaupt ein Interesse an diesem irdischen Leben nehmen können. Was sind denn die paar Jahre dieses Lebens im Verhältnis zur Ewigkeit? Wenn man bedenkt, was es besagen will, vor die Alternative gestellt zu sein, entweder die ewige Seligkeit zu erlangen oder den endlosen, ewigen Qualen in der Hölle preisgegeben zu sein, wie kann man da nur im entferntesten daran denken, etwas tun zu wollen, was die Erlangung der Seligkeit auch nur im geringsten aufs Spiel setzen könnte? Da Christus bei jeder Gelegenheit ausdrücklich versicherte, daß die Letzten die Ersten sein würden, und daß ein Kamel eher durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel gehen würde, wie kann da ein gläubiger Christ auch nur einen Augenblick zaudern, lieber der Letzte als der Erste sein zu wollen? Und wie kommt es, daß nicht jeder gläubige Christ einen wahren Abscheu vor dem Reichtum hat?

Es gibt ja in der Geschichte genug Beispiele von Individuen, die ihr praktisches Leben in logischer Weise der christlichen Lehre anpaßten. Das sind die in früheren Kapiteln erwähnten „Heiligen“, die ihr Leben in der Wüste oder in Höhlen verbrachten, wie z. B. der heilige Hieronymus. Diese frommen Christen bemühten sich, genau der Lehre der heiligen Schrift gemäß zu leben. Sie verschmähten jeglichen Besitz, ernährten sich wie die Tiere der Wildnis und plapperten von morgens bis abends Gebete. Nach der christlichen Lehre wäre dies das Ideal eines Menschen. Hieronymus hat sich tatsächlich auch Unsterblichkeit errungen, denn jeder große Künstler, und die kleinen erst recht, vom 15. bis zum 18. Jahrhundert, tat ihm die Ehre an, ihn in tausenderlei verschiedenen Stellungen zu

verewigen. Wie sähe es aber heute mit unserer Civilisation aus, wenn es lauter solche frommen Christen gegeben hätte? Was würde man heute zu Leuten sagen, die ein solches Leben führten wie jene Heiligen? Man würde sie höchstwahrscheinlich in eine Irrenanstalt sperren. Gibt es heute Leute, die lieber die Letzten als die Ersten sein mögen? Gibt es Leute, die lieber arm anstatt reich wären? Kurz, gibt es Leute, die auch nur im geringsten daran dächten, im praktischen Leben das durchzuführen, was sie in der Kirche das Christentum lehrt?

Da heißt es dann immer wieder: Ah, so hat Christus das nicht gemeint! Dies sind bildliche Aussprüche! Da steckt eine tiefe Weisheit dahinter! Das versteht ihr ungebildeten Menschen nicht! Das ist die tiefe, geheimnisvolle Mystik des Christentums!

Was für ein unsinniges Geschwätz dies ist von der symbolischen Bedeutung und geheimnisvollen Mystik des Christentums. Kann wirklich jemand so einfältig sein, zu glauben, daß, wenn ein Gott herab zur Menschheit gekommen wäre, dieser Gott zu ungebildeten, tölpelhaften Fischersknechten in so tiefen symbolischen Bildern gesprochen hätte, daß es der gewöhnliche Mensch selbst nach 2000 Jahren nicht verstehen kann? Das wenigste, was man von einem Gotte verlangen kann, ist doch, daß er sich deutlich ausdrückt, noch dazu diesen dummen Schiffersknechten gegenüber. Was für einen Grund sollte wohl Gott im alten und sein Herr Sohn im neuen Testament gehabt haben, in solchen Rätseln zu sprechen, daß 2000 Jahre lang die gelehrtesten Männer sich den Kopf über ihre Aussprüche zerbrechen müßten, und schließlich ein jeder etwas anderes aus ihnen herauslesen würde? Wollte Gott den Menschen Rätsel zu raten geben? Kann wirklich jemand glauben, daß Christus ruhig im Himmel gesessen und mit angesehen haben soll, wie sich Tausende und Tausende von Christen gegenseitig umbrachten, weil sie im Zweifel über seine Aussprüche waren, wie z. B., ob er befohlen habe, daß das Abendmahl in einerlei oder beiderlei Gestalt zu nehmen sei? Warum ist er nicht herabgekommen und hat sie darüber aufgeklärt? Hätte er doch all das Morden und Blutvergießen verhindern

können! Wenn es einen persönlichen Gott gibt, der sich um das Wohl und Wehe eines jeden seiner Geschöpfe kümmert, warum spricht er nicht zu uns und sagt uns, was wir tun sollen? Gott sieht doch, daß man ihm zu Ehren Millionen von Gotteshäusern erbaut hat, in denen an jedem Sonn- und Feiertage dem Volke die größten Torheiten und Schlechtigkeiten über ihn erzählt werden. Warum sieht er alles dies ruhig mit an? Warum läßt er nicht seine Stimme einmal laut ertönen und sagt der Menschheit klar und deutlich, was er von ihr verlangt? Würden wir nicht alle allzu froh sein, seine Befehle zu empfangen und uns nach ihnen zu richten? Würde Gott den Menschen zumuten, etwas zu glauben, was sie mit dem Gehirn, das er ihnen gegeben hat, unmöglich glauben können? Warum sollte er erwarten, daß wir überhaupt irgend etwas „glauben"; warum offenbart er sich nicht unserer sinnlichen Erkenntnis, sodaß wir „wüßten", daß es einen Gott gibt, anstatt alles dies „glauben" zu müssen?

Es ist ganz unglaublich, wie die meisten Menschen infolge des ihnen anerzogenen Gottesglaubens sich fortwährend innerhalb dieser Widersprüche bewegen, ohne sie auch nur zu ahnen. Hier ist ein Beispiel aus dem täglichen Leben, das sich zufällig an demselben Tage zutrug, an dem diese Zeilen geschrieben wurden.

Eine Dame kommt in die Sprechstunde mit ihrer 15jährigen Tochter, die seit den letzten fünf Jahren geistig zurück- anstatt vorwärtsgegangen sein soll. Die Untersuchung ergibt eine organische Gehirnkrankheit, und zwar hereditäre Syphilis. Die Mutter erzählt ferner, daß vor etwa vier Wochen das Mädchen überfahren wäre, daß die Räder des Wagens über beide Beine gegangen seien, daß das Kind aber merkwürdiger Weise keine weiteren Verletzungen als Kontusionen der unteren Extremitäten davongetragen habe, von denen es innerhalb weniger Tage genesen sei. Der Arzt versucht, der Mutter die Schwere des Krankheitsfalles klar zu machen; er erklärt ihr, daß es sich um eine organische Gehirnkrankheit handele, daß ein wesentlicher Teil des Gehirns degeneriert sei, und daher eine völlige Wiederherstellung namentlich aber die Entwicklung einer norma-

len Geistestätigkeit nicht zu erwarten sei. Darauf erwidert die Mutter, Gott habe das Kind aus dem Unfall in wunderbarer Weise errettet. Dies zeige doch offenbar, daß Gott das Kind nicht zugrunderichten wolle. Und, wenn er es am Leben zu halten gedenke, würde er es dann nicht auch von der Krankheit genesen lassen? Arme Mutter! Armes Kind! Die Krankheit ist unheilbar, und das Kind wird zeitlebens idiotisch bleiben. Die Logik der Mutter ist vollkommen korrekt, wäre nur die Voraussetzung richtig! Ja, läßt es sich begreifen, warum Gott das Kind errettete, wenn er es doch als Idioten durchs Leben gehen lassen will? Warum hat er dem armen idiotischen Kinde den Unfall zugesandt, wenn er es doch davon errettete? Warum hat er dem armen unschuldigen Kinde eine Gehirnkrankheit gegeben, die es zum Idioten machte? Warum macht Gott die Menschen überhaupt krank, wenn er sie nachher wieder genesen läßt? Nur um sie zu chikanieren? Oder denkt er in seiner „unendlichen Weisheit“ dabei an die Aerzte, die ohne Krankheiten verhungern müßten? Und wenn Gott so gütig ist, mir einen schweren Typhus zu senden, von dem ich nach wochenlanger Pein mit heiler Haut davonkomme, dann soll ich mich noch bei ihm bedanken, daß er so gnädig war, mich wieder genesen zu lassen? Ah! Gewiß bin ich ein schwerer Sünder, und Gott wollte mich zur Strafe auf vier Wochen ins Bett legen. Wie aber verhält es sich mit den unschuldigen Kindern? Warum hat Gott gerade so viele infektiöse Kinderkrankheiten geschaffen? Ein armes zweijähriges Kind kann doch noch keine Sünden begangen haben. Ah! Da heißt es, Gott wolle die Mutter damit strafen, daß er ihr Liebstes auf Erden, ihr Kind, erkranken läßt. Sollen wir das glauben? Was würden wir zu einem Menschen sagen, der sich an einer Frau dadurch rächte, daß er ihr unschuldiges Kind körperlich beschädigte? Einem solchen Menschen würden wir am liebsten ins Gesicht schlagen und ihm sagen, daß er der gemeinste Schurke sei, den die Welt jemals gesehen habe. Und von Gott soll ich so etwas glauben? Da kommen wieder andere und erzählen uns etwas von der „Erbsünde“. Jenes Baby ist hier in diesem Jammertal und muß für die Sünden seiner Väter büßen. Hat es je einen größeren Blödsinn gegeben,

als diese Lehre von der Erbsünde? Erstens heißt es doch, Christus habe die Sünden der Menschheit auf sich genommen, und sobald die Kinder getauft würden, wären sie rein von jeder Sünde. Wie aber kann man ganz abgesehen davon einem vernünftigen Menschen zumuten, zu glauben, daß wir heute bestraft würden für das, was andere Menschen vor Tausenden von Jahren getan haben? Weil Adam und Eva eine verbotene Frucht genossen hatten, sollen wir heute mit Krankheiten und sonstigen Uebeln bestraft werden? Wie unsinnig ist die ganze Geschichte von Adam und Eva? Wer ist denn da der eigentliche Schuldige? Doch einzig und allein Gott! Er schafft sich zwei Menschen, den einen aus Staub, den anderen aus einer Rippe. Dann setzt er sie in das Paradies, wo sie alles sehr schön und bequem haben. Gerade vor ihre Nase pflanzt er einen Apfelbaum, von dem er ihnen verbietet zu essen. Ja, warum tut er denn das? Ist es nicht ein Unrecht, Leute in Versuchung zu führen? Aber er begnügt sich nicht einmal damit, den Gegenstand der Versuchung als Lockspeise vor sie hinzustellen; er schickt ihnen auch noch eine Schlange, die sie auf alle mögliche Art und Weise zu überreden versucht, — damals konnten nämlich Schlangen sprechen, — das Verbot zu übertreten. Das ist doch schändlich von Gott gehandelt. Wie konnte er nur gleich am Anfang der Welt so maliciös sein! Adam und Eva hatten ihm nichts zuleide getan, warum führte er sie in Versuchung? Gesetzt den Fall aber, das wäre alles ganz in der Ordnung gewesen, gesetzt den Fall, es hätte damals im Paradies für anständig gegolten, unschuldige Menschen absichtlich zum Diebstahl zu verleiten, warum hatte Gott denn seine beiden Menschen nicht so geschaffen, daß sie dieser Versuchung widerstehen würden? Sie waren doch sein Werk, und er allein war für ihre Handlungen verantwortlich. Gott hat also die Menschen höchst unvollkommen und widerstandslos geschaffen. Anstatt dies dadurch einigermaßen wieder gut zu machen, daß er sie vor schlechten Einflüßen schützt, ist er es gerade, der diesen schlechten, unheilvollen Einfluß ausübt. Und dann schmeißt er sie zur Tür hinaus! Wenn jemand verdient hätte, hinausgeworfen zu werden, so wäre es doch höchstens Gott selber gewesen, aber niemand anderes.

Man sieht, zu was für einem horrenden Unsinn die jüdisch-christliche Gotteslehre führt, sobald man nur irgendwie einen logischen Schluß aus ihr zu ziehen sucht. Dieser „einzige, ewige Gott“, der alles selber geschaffen hat, der Gutes und Böses, Engel und Teufel erzeugt hat, der muß sich ja fortwährend mit sich selber in den Haaren liegen; der muß sich selber für sein Werk bestrafen, muß die Menschen züchtigen, weil sie so sind, wie er sie gemacht hat.

Wieviel vernünftiger und logischer ist dagegen die griechische Götterlehre. Wie schön und poetisch wird dort eine Krankheitsepidemie symbolisch geschildert. Erzürnt sendet Apollo seine verderbenbringenden Pfeile unter die Völker, bis die Rache des Gottes beschwichtigt, und sein Wohlwollen aufs neue erworben ist. Hier hatte es einen Sinn, wenn die erschreckten Menschen zu den Göttern um Schutz flehten; denn, während Apollo seine Pfeile sandte, konnte Athene ihre wackern Krieger mit dem Schilde schützen, und Hera mochte das Flehen der Gattin erhören, die daheim um den fernen Geliebten in Sorge war. Die Götter haben die Menschen nicht geschaffen und sind nicht imstande, ihre Gedanken und Handlungen willkürlich zu lenken. Sie mögen daher den Menschen zürnen, wenn sie sich gegen sie widersetzen, sie mögen sie lieben und haßen. Aber Gott, der jeden Menschen selber geschaffen hat, der es selber ist, der ihnen die Gedanken eingibt, der sie je nach Belieben gute und böse Handlungen vollbringen lassen kann, wie in aller Welt kann er ihnen zürnen und sie bestrafen?

Ist es nicht unbegreiflich, daß selbst wissenschaftlich gebildete Menschen diese eklatanten Widersprüche nicht einsehen? Wie sollen wir es uns erklären, daß noch immer der weitaus größte Teil der Menschheit an jener Religionslehre festhält, die doch jeder Vernunft und Logik Hohn spricht? Und doch ist es so! Mit sehr geringen Ausnahmen sind die Menschen auch heute noch religiös. Sie sind nicht alle „orthodox“, ein großer Teil ist „freisinnig“ und „aufgeklärt“, aber mehr oder weniger religiös sind sie alle, das heißt, sie alle glauben an „Gott“. Unserer Meinung nach sind aber die sogenannten „freisinnigen“ und

„aufgeklärten“ Gläubigen weit unlogischer als diejenigen, die dem alten orthodoxen Glauben in unveränderter Form treu bleiben. Wenn ich überhaupt etwas glaube, d. h. wenn ich etwas als wahr annehme, von dem mein Verstand mir das Gegenteil sagt, dann kann ich gerade so gut alles glauben, was zu jener Annahme geführt hat. Mit anderen Worten: Eine große Anzahl von Menschen glaubt nicht an die Bibel. Sie glauben nicht an die Geschichte von Adam und Eva. Sie glauben nicht, daß Gott sich mit Abraham, Isaac und Jacob sowie mit den vielen Propheten in vertraulichem Zwiegespräch unterhalten habe. Sie glauben nicht, daß Gott auf dem Berge Sinai eine 40tägige Konsultation mit Moses gehabt habe und ihm die Gesetzestafeln diktiert habe. Sie glauben nicht an die unbefleckte Empfängnis der Mutter Maria. Sie glauben nicht, daß Christus Gottes Sohn sei, sie glauben an keinen „heiligen Geist“. Sie glauben an alles dies nicht, denn sie sind Freidenker; aber — sie glauben an „Gott“!

Solche Leute gibt es in großer Anzahl. Was es mit der Bibel für eine Bewandtnis habe, ist ihnen sehr gleichgültig, sie kümmern sich nicht darum. Tatsächlich macht es auch für sie keinen Unterschied, ob die Bibel einen Mythos enthält, oder ob unsere Ansicht der Geisteskrankheiten die richtige ist; sie sagen einfach: „Diese Sachen glaube ich nicht“, und damit sind sie fertig. Aber an Gott glauben sie.

Der Gottesglaube der orthodoxen Juden und Christen ist wenigstens als solcher logisch begründet. Dadurch, daß sich Gott den Patriarchen und Propheten offenbarte, ist seine Existenz bewiesen, und der Glaube an ihn auch gerechtfertigt. Da dem allmächtigen Gotte nichts unmöglich ist, so liegt auch dann kein Grund vor, den Glauben an Christus und den heiligen Geist zurückzuweisen. Worauf aber stützt sich der Gottesglaube der „Freidenker“, die alle jene Dinge leugnen? Fragt man solche Leute, warum sie an Gott glauben, so geben sie einem gewöhnlich irgend eine dumme Antwort wie: „Etwas muß der Mensch doch glauben; man kann doch nicht als Heide durch das Leben gehen“ oder: „Jemand muß doch die Welt geschaffen haben“. Manche ver-

schanzen sich auch wohl hinter einem Wust philosophischen Geschwätzes, das sie selbstredend selber nicht verstehen.

Der Umstand, daß sich die meisten Menschen ihren Gottesglauben bewahrt haben, hat seinen Grund in der zu Eingang dieses Kapitels betonten Tatsache, daß der Glaube eine auf Ererbung, Erziehung und Gewohnheit beruhende Emotion darstellt, die unabhängig vom Willen und von der Verstandestätigkeit fortbesteht. Die bloßen Worte „Gott“ und „Christus“ erzeugen ein Gefühl ehrfurchtsvoller Scheu, das sich bis in das späte Alter erhält trotz aller Verstandesgründe, die ihnen ihre Bedeutung zu rauben angetan wären.

Wie sich auch immer der einzelne mit seinem Religionsglauben abfinden mag, die Tatsache steht fest, daß das Christentum, das nunmehr seit fast zwei Jahrtausenden die Menschheit beherrscht, und das auch heute noch in sämtlichen Kirchen der civilisierten Welt gepredigt wird, in dem denkbar größten Widerspruch steht zu den Ergebnissen der modernen Wissenschaft und dem Wesen und Charakter unserer modernen Civilisation. Bei unserm rastlosen Streben und Dürsten nach Erkenntnis wird die Wahrheit auch auf diesem Gebiete schließlich zum Siege gelangen. Aber wir müssen zugeben, daß dieselbe bitter ist und hart. Ja, in der Tat recht hart! Eingestehen zu müssen, daß die gesamte civilisierte Menschheit seit fast zweitausend Jahren die Wahnideen und Hallucinationen einiger alter Juden zu ihrem Ideal erhoben hat, und daß sich ihr ganzes Denken und Trachten, ihr Wünschen und Hoffen um diesen einen Gegenstand gedreht hat, daß man Millionen von Menschen auf das grausamste gemartert, gefoltert und verbrannt hat wegen dieses alten, jüdischen Wahnsinns, daß die Menschen sich bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit zu Tausenden und abermals Tausenden gegenseitig abschlachteten, weil jeder glaubte, im alleinigen Besitz der Wahrheit zu sein, daß alles, was man Kunst, Wissenschaft und Literatur nannte, sich um diesen einen Gegenstand drehte, den wir heute als das Produkt der Geisteskrankheit einiger alter Juden erkennen, — das ist hart! Solch ein Zugeständnis ist allerdings sehr,

sehr hart! Wir können es wohl begreifen, daß man sich heute mit Hand und Fuß dagegen sträubt, ein solches Zugeständnis zu machen, aber was hilft es? Die Wahrheit muß doch einmal zu ihrem Recht gelangen und wenn nicht heute so doch später, kommen muß es. Die Civilisation schreitet fort und wird sich auch von den letzten Schlacken des Aberglaubens zu befreien wissen.

2. Die Moral des modernen Christentums.

Trotz der Tatsache, daß das Christentum die Menschheit über anderthalb Jahrtausende mit Gewalt in Dummheit und Aberglauben erhalten hat, trotz der Tatsache, daß von einer Civilisation erst von jener Zeit an die Rede sein konnte, als es gelang, die Fesseln des Christentums zu sprengen und sein Joch abzuschütteln, trotz der Tatsache, daß sowohl unsere wissenschaftliche Weltanschauung als auch das praktische Leben aller Menschen im kraßesten Widerspruch stehen zu jener christlichen Lehre, trotz aller dieser unleugbaren Tatsachen fährt man noch immer fort, sich mit diesem Christentum zu brüsten und den Kindern in der Schule einzureden, daß wir unsere heutige Civilisation dem Christentum zu verdanken hätten. In allen geschichtlichen und kulturhistorischen Büchern blickt man hochmütig auf die „Heiden" herab und bemitleidet die „heidnischen" Philosophen, wie Sokrates, Plato und Aristoteles, daß ihnen die „christlichen Wahrheiten" verschlossen geblieben wären. Man schickt auch heute noch Missionäre in „heidnische" Länder, um die „Heiden" zum Christentum zu bekehren. In der Stadt New-York ziehen Missionäre in den jüdischen Stadtteilen umher, um die eingewanderten russischen Juden zum allein selig machenden Christentum zu bekehren.

Wenn man auch fortfährt, den christlichen Glauben in unveränderter Form zu lehren, und dem Volke nach wie vor eine ewige Seligkeit verspricht für diesen Glauben, so legt man doch heute den Schwerpunkt hinsichtlich des

Segens, den man sich vom Christentum verspricht, mehr auf die Morallehre, als dies früher zu geschehen pflegte. In früheren Zeiten hieß es einfach: Wer an unsern Heiland, den Herrn Jesus Christus, glaubt, kommt in den Himmel und erwirbt die ewige Seligkeit, wer ihn verleugnet, marschiert in die Hölle. An dieser Lehre hat sich zwar nichts verändert und kann sich nichts verändern, solange von einem „Christentum“ die Rede ist. Aber man sagt außerdem: Das Christentum enthält eine Morallehre, die höher steht als jede andere Lehre der Moral. Daher mache das Christentum die Menschen besser und edler als andere Menschen. Die Verbreitung des Christentums sei gleichbedeutend mit der Hebung und Veredlung der Menschheit.

Es ist mithin die „christliche Moral“, mit der wir uns hier zu beschäftigen haben. Sollte es sich nämlich als wahr erweisen, daß die christliche Lehre die Menschen besser und edler macht, so würden wir unter allen Umständen die Pflege und Verbreitung des Christentums befürworten ungeachtet alles dessen, was wir gegen dasselbe anzuführen gezwungen waren. Gleichviel ob eine religiöse Lehre auf mythologischer Dichtung beruht, gleichviel ob sie das Produkt geistiger Erkrankung bildet, solange es sich nachweisen läßt, daß sie der Menschheit zum Nutzen gereicht, daß sie die Menschheit bessert und veredelt, solange ist es unsere Pflicht, alles daran zu setzen, diese Religion aufrecht zu erhalten und möglichst weit zu verbreiten.

Was die Wirkung des Christentums auf die Moral der Menschen anbelangt, wie sie sich aus dem Studium der Geschichte ergibt, so haben wir dieselbe in den vorangegangenen Kapiteln zur Genüge gekennzeichnet. Das Christentum hat aus den Menschen entweder gänzlich nutzlose, impotente Schwärmer gemacht, die als Weltfremdlinge durchs Leben zogen und wie die Asketiker und Hermiten in allerhöchstem Egoismus absolut nichts für das Wohl der Menschheit taten, oder es hat Schurken und Verbrecher aus ihnen gemacht, die mit den allerchristlichsten Päpsten an der Spitze vor keinem Mittel zurückschreckten, sich auf Kosten ihrer Mitmenschen zu bereichern und ihren ungezügelten Leidenschaften in den wildesten Ausschweifungen zu fröhnen,

oder es hat religiöse Fanatiker aus ihnen gemacht, deren Gefühl für Recht und Unrecht, für Gut und Böse derart verkehrt wurde, daß sie Tausende und Tausende von unschuldigen Menschen zu Tode foltern und verbrennen ließen, oder es hat Hypokriten aus ihnen gemacht, die vorgaben etwas zu glauben, was sie in Wahrheit nicht glauben konnten. Vergebens sehen wir uns in der Geschichte nach einem moralisierenden Einfluß des Christentums um. Auch hier muß wiederum hervorgehoben werden, daß sich die allgemeine Moral der Menschen erst dann zu heben begann, als man das Joch des Christentums abgeschüttelt hatte, und daß unsere bisherige Erfahrung derart ist, daß wir getrost sagen können: Je mehr Christentum, um so weniger Moral.

Das Christentum ist in erster Linie eine Glaubenslehre und enthält erst in zweiter Linie eine Lehre der Moral. Das weitaus wichtigste ist der Glaube. Der Glaube vermag alles, er kann einen Berg in die Lüfte heben und in das Meer werfen. Wer an Jesus Christus glaubt, wird selig, gleichviel was er für einen Lebenswandel geführt hat. Versprach doch Christus dem Mörder am Kreuze, ihn noch am selben Tage in den Himmel führen zu wollen, nur weil er an ihn glaubte. Andererseits nützt dem Menschen alle seine Moral nichts; er kann ein noch so guter Mensch sein, wenn er nicht an Jesus Christus glaubt, so muß er seinen Unglauben in ewiger Verdammnis in der Hölle büßen.

Dies ist eine höchst unmoralische Lehre, die sicherlich nicht dazu angetan ist, die Menschen besser zu machen. Im Gegenteil. Wenn der Verbrecher, der Mörder, durch seinen Glauben in den Himmel gelangt, was für einen Einfluß kann die Lehre auf die Handlungen der Menschen ausüben? Abgesehen davon ist aber der Glaube etwas, das nicht von meinem Willen abhängt. Ich kann mich dazu zwingen, eine gewiße Handlung zu vollführen oder andere Handlungen zu unterlassen, aber wie sollte ich mich dazu zwingen, etwas zu glauben, was ich doch nicht glauben kann? Wenn Gott wollte, daß ich an eine gewiße Sache glauben sollte, so hätte er mir ein Gehirn geben müssen, das dazu bereit wäre; das Gehirn, das er mir gegeben hat, glaubt

nun einmal nichts, was kann ich dazu tun? Ist diese Lehre daher nicht durchaus unmoralisch? Sie macht höchstens Hypokriten, elende Mucker aus den Menschen, die die Augen gen Himmel verdrehen und vorgeben, zu glauben.

Was die moralischen Lehren anbelangt, die Christus den Menschen in seinen Predigten und Zwiegesprächen gab, so bestehen dieselben hauptsächlich nur aus einer Verweisung an die alten jüdischen Lehren besonders an die zehn Gebote, die Gott auf dem Berge Sinai niedergeschrieben haben soll. Christus sagt ja ausdrücklich, die Leute sollen sich nach den Worten der jüdischen Schriftgelehrten richten und nicht nach ihren Taten, worin er wahrscheinlich Recht hatte. Auf jene zehn Gebote werden wir später noch zurückkommen; hier wollen wir vor der Hand feststellen, worin die Lehre Christi von jener abwich, oder was sie enthielt, was in jener nicht bereits gesagt war.

Seinem charakteristischen Geisteszustand gemäß liebte es Christus, sich in den höchsten Superlativen zu ergehen. Wie er selbst das allerhöchste Wesen war, der Herrscher aller Völker der Erde, der Gott der Welt, so waren auch seine übrigen Begriffe diesen Superlativen entsprechend. Alles war entweder hoch in den Himmel ragend oder tief bis in den Abrgrund der Hölle versinkend. In dieser Weise intensificierte er so zu sagen die „Gesetze Gottes“, wodurch diese allerdings ihren eigentlichen Wert verloren und eher zur Parodie ihrer ursprünglichen Form wurden. Christus zieht einen Vergleich zwischen mehreren der zehn Gebote und seiner entsprechenden Lehre und versucht dabei immer, jene zu übertrumpfen. Dementsprechend beginnt er seine jemalige Rede mit: „Ihr habt gehört, daß es zu den Alten gesagt ist“ und läßt dann seine Version folgen unter der Ankündigung: „Ich aber sage Euch:“

Zunächst bespricht er das Gebot: „Du sollst nicht töten. Wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein“. Anstatt dessen sagt er: „Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt Racha, der ist des Rats schuldig; wer aber sagt: Du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig“.

Was für eine unsinnige Uebertreibung ist dies! Wenn

jemand zu seinem Bruder sagt „Du Narr“, dann soll er in das höllische Feuer geworfen werden? Man ist unter Umständen nicht nur berechtigt sondern sogar verpflichtet, seinen Bruder einen Narren zu nennen, wenn dieser es verdient. Die echte Freundschaft und Brüderlichkeit besteht gerade darin, daß man dem Bruder die Wahrheit sagt und ihn auf seine Fehler aufmerksam macht, ihm mithin auch unter Umständen sagt, daß er wie ein Narr gehandelt habe. Aber selbst wenn man mit seiner Kritik im Unrecht wäre, wenn der Bruder die Bezeichnung „Narr“ nicht verdient hätte, dann sollte man deswegen in das höllische Feuer geworfen werden? Wohl schwerlich könnte jemand darin eine edle Morallehre erblicken.

Das nächste Gebot, das Christus bespricht, lautet: „Du sollst nicht ehebrechen“. „Ich aber sage Euch“, so fährt Christus fort, „wer ein Weib ansiehet ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen“.

Dieser Ausspruch Christi enthält eine psychologische Widersinnigkeit. Die Institution der Ehe bildet einen Gegenstand, über den sich noch sehr viel sagen ließe trotz aller Folianten, die darüber geschrieben sind. Wir wollen von der Ehe als solcher hier ganz abstrahieren. Man mag über dieselbe denken wie man auch wolle, darin werden aber wohl alle gesitteten Menschen übereinstimmen, daß die Menschen in keinem civilisierten Gemeinwesen jemals wie die Tiere jedweden sexuellen Leidenschaften nachgeben dürfen, sondern daß die Zügelung dieser Leidenschaft ein Erfordernis jedes gesitteten Zusammenlebens bilden muß. Das Gebot „Du sollst nicht ehebrechen“ bezieht sich direkt auf die Zügelung der sexuellen Leidenschaft und hat daher seine psychologische und sociale Berechtigung, gleichviel wie sich die Institution der Ehe in der Zukunft gestalten möge. Die Forderung Christi aber richtet sich nicht auf die Zügelung der Leidenschaft sondern auf die Leidenschaft selber. Er sagt, es sei nicht genügend, seine Leidenschaft zu bekämpfen und zu beherrschen, sondern er verurteilt die Leidenschaft selber als ein Verbrechen. Ein solches Urteil ist aber ebenso widersinnig wie unnatürlich. Ich kann unter gewissen Umständen jemanden auffordern seinen Durst zu bemeistern

und sich des Trinkens zu enthalten, ihm aber den Durst selber zum Vorwurf zu machen, wäre geradezu lächerlich.

Damit man nicht etwa im Zweifel darüber sei, daß Christus dies auch wirklich so gemeint habe, beachte man nur den Ratschlag, den er jenen erteilt, die beim Anblick eines schönen Weibes eine Leidenschaft verspüren. Nicht Beherrschung der Leidenschaft durch Willenskraft ist sein Rat, nein, Vernichtung der Leidenschaft durch Selbstverstümmelung! „Aergert Dich aber“, so sagt er, „dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir. Es ist dir besser, daß eins deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde“. Soll man so etwas Moral nennen? Das ist allerhöchste Unmoral, und nur die Geisteskrankheit Christi kann als Entschuldigung solcher Lehren dienen. Wie man es so häufig bei psychisch Degenerierten findet, so war auch Christus offenbar sexuell impotent. Dieser Entwicklungsanomalie und seinem Größenwahn verdankt diese Lehre ihre Entstehung.

Weiterhin sagt Christus: „Ihr habt gehöret, daß gesagt ist: Du sollst Deinen Nächsten lieben, und Deinen Feind hassen. Ich aber sage Euch: Liebet Eure Feinde, segnet die Euch fluchen, tut wohl denen, die Euch hassen, bittet für die so Euch beleidigen und verfolgen!“

Ob Christus hier absichtlich oder unabsichtlich falsch zitiert, müssen wir natürlich dahingestellt sein lassen. Tatsächlich aber lautet die betreffende Stelle[1]) anders. Vom Feinde ist überhaupt nicht die Rede; es heißt vielmehr: „Du sollst nicht rachgierig sein, noch Zorn halten gegen die Kinder Deines Volkes. Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst“.

Die Nächstenliebe ist also durchaus nicht von Christus zuerst gepredigt worden sondern bildete eines der wichtigsten Gesetze der alten mosaischen Lehre.

Die Juden sind es aber ebenfalls nicht allein gewesen, die ein solches Gesetz hatten. Die griechischen Philosophen besonders Sokrates und Plato lehrten gleichfalls die hohe Bedeutung der Nächstenliebe.

---

[1]) 3. Moses, XIX. 18.

Mit welchem Recht also tut man so, als wäre diese Lehre von der Nächstenliebe eine besondere Eigenschaft des Christentums? Haben etwa die Christen im Laufe der Geschichte sich besonders hervorgetan durch ihre Nächstenliebe? Man denke an die vorangegangenen Kapitel und beantworte sich diese Frage selber. Oder hat Christus jene mosaische Lehre verbessert und vervollkommnet? In dem mosaischen Gebot heißt es: „Du sollst nicht rachgierig sein, und sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst!“ Und was sagt Christus? „Liebet Eure Feinde, segnet die Euch fluchen“ u. s. w. Ist dies eine Verbesserung des mosaischen Gesetzes? Unserer Ansicht nach klingt es weit eher wie eine Persiflage, als wollte sich Christus lustig darüber machen. Hat es einen Sinn zu sagen, ich solle meine Feinde lieben? Kann sich überhaupt jemand vorstellen, daß er seinen Feind lieben könne? Das Gesetz „Du sollst nicht Rache üben“, hat einen Sinn. In der Tat beginnt man heute, also nach 4000 Jahren, dieses Gesetz zu befolgen, indem man es für unwürdig hält, den Verbrecher aus Rache zu bestrafen. Aber das Gebot, „Du sollst Deine Feinde lieben“ hat keinen Sinn. Kann sich jemand vorstellen, daß er den Mörder seiner Mutter liebte? Ich kann von einem civilisierten Menschen verlangen, daß er seinen Feinden gegenüber gerecht ist, daß er sie als Menschen behandelt, daß er keine Rache an ihnen verübt, aber lieben? Nimmermehr! Dies ist wiederum einer jener psychologischen Widersprüche, hervorgegangen aus dem krankhaften Begehren, das bestehende Gesetz zu übertrumpfen.

Wie aber befolgt denn Christus selber dieses Gebot? Liebt er seine Feinde? Segnet er, die ihm fluchen? Man braucht ihm durchaus nicht zu „fluchen“ oder ihn zu „hassen“, um seinen unversöhnlichen Groll auf sich zu laden. Wer nur an seiner Göttlichkeit zweifelt, soll in ewiger Verdammnis in der Hölle büßen. Wer einen ärgert, der an ihn glaubt, dem soll ein Mühlstein um den Hals gehängt, und er ersäufet werden. Liebet man so seine Feinde? Ja, selbst sein „himmlischer Vater“, geht er den Menschen in der Befolgung dieses Gebotes mit gutem Beispiel voran? Liebt er seine Feinde? Er sagt, daß er diejenigen, die ihn hassen, an den Kindern heimsuchen würde bis an das dritte und vierte

Glied.[1]) Das ist eine Schändlichkeit! Wie kann man unschuldige Kinder strafen für die Sünden ihrer Vorfahren. Was soll man aber zu einer Religionslehre sagen, die von den Menschen etwas fordert, das selbst ihre Gottheiten nicht auszuführen imstande sind? Man sieht, es ist sogar für die Götter leichter, anderen zu predigen, als selber die Vorschriften zu befolgen. Wir hätten eigentlich Grund, stolz zu sein auf unsere heutige Civilisation, denn obigen Aussprüchen Gottes und Christi zufolge behandeln wir heute unsere Feinde weit humaner, als jene beiden es taten.

Im höchsten Grade unsinnig ist die Forderung Christi: „So Dir jemand einen Streich gibt auf Deinen rechten Backen, dem biete den anderen auch dar. Und so jemand rechten will, und Deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel“. Was würde man zu einem Menschen sagen, der diese lächerliche Lehre befolgte? Ein Mann, der, wenn man ihm auf die Backe schlüge, einem die andere hinhielte, der könnte schwerlich auf die Achtung seiner Mitmenschen Anspruch erheben. Und jemanden, der einen Dieb mit seiner Beute zurückruft, um ihm noch ein weiteres Präsent zu machen, sollte man unter Vormundschaft stellen lassen.

Klingen die Veränderungen, die Christus an den mosaischen Gesetzen vornahm, nicht tatsächlich wie eine Persiflage? Könnte jemals ein vernünftiger Mensch solche unsinnigen Lehren befolgen? Sind sie jemals in der Welt von irgend jemandem befolgt worden? Worin besteht also die „wunderbar schöne Morallehre Christi“, von der wir fortwährend reden hören? Was berechtigt die Christen dazu, ihre Moral als die höchste und edelste anzusehen? Jenes so häufig zitierte Gebot „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst“ ist mosaischen Ursprungs, und was Christus dem hinzugefügt hat, ist widersinnig und unausführbar.

Wir kommen also wiederum auf die zehn Gebote zurück, die Gott auf dem Berge Sinai auf die Gesetzestafeln geschrieben haben soll. Sie werden den Kindern in der Schule gelehrt; in ihnen soll die Moral enthalten sein, welche die Religion von den Menschen fordert. Die erste Tafel ist

---

[1]) 2. Moses XX. 5.

jedoch nach unserm Begriff weniger eine Moral — als eine Glaubenslehre. Die betreffenden Gebote handeln von Gott. „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir“ etc. Diese Gefahr ist wohl heute kaum vorhanden. Es ist schwierig genug, an den einen zu glauben, noch dazu in seiner späteren Dreigestaltigkeit. Niemand hat das Verlangen nach mehr. Die eigentliche Morallehre ist in den zweiten fünf Geboten enthalten. „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren“ etc. — „Du sollst nicht töten“, — „Du sollst nicht ehebrechen“, — „Du sollst nicht stehlen“, — „Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten“.

Es wird sicherlich niemanden geben, der gegen diese Gebote etwas einzuwenden hätte, aber — enthalten sie eine besondere Moral? Muß man dazu „religiös“ sein, in die Kirche gehen, an Gott glauben? Das Verbot zu morden und zu stehlen bildet die fundamentalste Hauptbedingung jedes geordneten Gemeinwesens. Alle Völker, die nur im geringsten Anspruch auf Civilisation machen, haben dementsprechende Gesetze. Jedes Land hat ein großes dickes Strafgesetzbuch, das zum Teil auf dem alten römischen Recht beruht, in dem tausendmal mehr verboten ist, als zu „töten“, zu „stehlen“ und „falsches Zeugnis zu reden wider seinen Nächsten“, und jeder Mensch wird bestraft, der gegen eines dieser Gesetze verstößt. Was haben daher jene Dinge mit der Religion zu tun? Die zehn Gebote waren dem jüdischen Volke gegeben, als es in halb barbarischem Zustande in der Wüste umherzog. Wahrscheinlich wurde dort bei der Not, die da geherrscht haben muß, reichlich getötet und gestohlen, und es ist daher ganz natürlich, daß Moses in seinen Hallucinationen Gott Gesetze geben hörte, die sich in erster Linie auf diese Dinge bezogen. Aber diese Gesetze heute als höchste, göttliche Moral hinzustellen, ist absurd. Was hat es für einen Sinn, Kinder diese Gebote herplappern zu lassen? Wird dadurch jemand besser, daß er die zehn Gebote hersagen kann? Muß man ein Christ sein, um zu wissen, daß man nicht töten und stehlen soll? Ist dies den Chinesen nicht gerade so gut untersagt wie uns?

Die katholische Kirche hat vor dreihundert Jahren den zehn Geboten noch fünf andere hinzugefügt und sie gleich jenen dogmatisch fixiert. Dieselben lauten:

1) Du sollst die gebotenen Feiertage halten.
2) Du sollst an denselben die heilige Messe mit Andacht hören.
3) Du sollst die gebotenen Fasttage und den Unterschied der Speisen halten.
4) Du sollst wenigstens am Osterfeste dem Priester beichten.
5) Du sollst am Osterfeste das heilige Abendmahl empfangen.

Keines dieser Gesetze bezieht sich auf die Moral; es bilden dieselben lediglich rituelle Vorschriften wie die Masse unsinniger Speisegesetze und sonstiger Verhaltungsmaßregeln, die Gott auf dem Berge Sinai dem guten Moses ins Ohr flüsterte.

Die zehn resp. fünfzehn Gebote enthalten also mit Ausnahme der Ermahnung, die Eltern zu Ehren, keine Morallehre sondern bestehen aus Glaubensbefehlen, rituellen Vorschriften und strafgesetzlichen Verboten. Die einzige moralische Lehre, deren Bedeutung wir bereits vorher betonten, ist nicht in den zehn Geboten enthalten, nämlich die Forderung „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst". Es wurde bereits oben erwähnt, daß man diese Lehre mit Unrecht als eine specifisch christliche bezeichnet. Besonders liebt man es, sich dabei auf jenen anderen Ausspruch Christi zu beziehen: „Alles was Ihr wollt, daß Euch die Leute tun sollen, das tut Ihr ihnen". Dieser Satz stammt keineswegs von Christus her sondern ist im Gegenteil uralt. Er bildete bereits eines jener sechs Gesetze, die den Söhnen Noahs gegeben waren. Uebrigens gebraucht Christus diese Worte auch nur als Citat, was er ausdrücklich sagt, indem er hinzufügt: „Das ist das Gesetz und die Propheten". Auch die Griechen besassen derartige Sprüche; so sagt Isokrates im vierten Jahrhundert v. Chr.: „ἃ πάσχοντες ὑφ' ἑτέρων ὀργίζεσθε, ταῦτα τοῖς ἄλλοις μὴ ποιεῖτε." [1]) Wahrscheinlich entstand aus diesen Worten ein Spruch, den später der Kaiser Alexander Severus an seinen Palast und an mehrere öffent-

---

[1]) Worüber ihr zürnt, wenn ihr es von anderen erleidet, das tut dem anderen nicht.

liche Gebäude schreiben ließ: Quod tibi fieri non vis, alteri ne feceris. Dies entspricht fast wörtlich unserm Spruch:

„Was Du nicht willst, daß man Dir tu, das füg auch keinem andern zu".

Es liegt also durchaus keine Ursache vor, dies als eine specifisch christliche Tendenz anzusehen.

Im Grunde genommen bleibt es sich übrigens gleich, von wem dieser Ausspruch herstammt. Die christliche Religion ist eine Glaubenslehre und keine Morallehre. Eine Religion, die da lehrt, daß man nur zu glauben braucht, um in den Himmel zu gelangen und selig zu werden, gleichviel was für einen Lebenswandel man geführt hat, kann keine Morallehre sein. Wie sollten auch die vereinzelten Aussprüche Christi und die Strafgesetzbuchparagraphen der zehn Gebote eine Morallehre enthalten? Seit jeher haben sich die bedeutendsten Menschen, die größten Philosophen darum bemüht, eine Morallehre aufzustellen, die für alle Zeiten und alle Verhältnisse maßgebend wäre. Man hat versucht, eine solche Lehre auf der menschlichen Natur zu begründen und dadurch unabhängig zu machen von einer jeweiligen Konvention. Dies Bestreben führte zur Philosophie des Sokrates und zu den verschiedenen Systemen seiner großen Schüler, Plato und Aristoteles. Aus demselben Princip entwickelte sich die stoische und epikureische Schule. Die Entstehung der vielen Schulen und Systeme ist allein schon beweisend dafür, daß man auf theoretischem Wege keine Morallehre aufstellen konnte, die für ewige Zeiten maßgebend wäre. Die Begriffe von „Gut" und „Böse" von „Recht" und „Unrecht" änderten sich gemäß den jeweiligen Anschauungen der Völker. Was die einen für recht und gut hielten, betrachteten die anderen als Gegenteil, und je mehr man sich bemühte, eine allgemein gültige Moral aufzustellen, um so weiter schien man sich von diesem Ziele zu entfernen. Dieser Tatsache zufolge bildete sich eine besondere philosophische Schule, die als „gut" dasjenige annahm, was die jeweiligen Machthaber eines Landes als solches erklärten.

Wie alle übrigen Wissenschaften so war auch die Philosophie mit ihrer Morallehre durch das Christentum in tiefen

Schlaf versenkt. Als man aber den unerträglichen Glaubenszwang endlich gewaltsam abschüttelte, da traten mit dem Wiederaufleben des klassischen Altertums auch die alten philosophischen Systeme, die platonische, aristotelische, stoische und epikureische Schule, wieder hervor. Die vielen modernen philosophischen Morallehren versuchten da anzuknüpfen, wo jene aufgehört hatten. Sie sind daher durchaus heidnischen Ursprungs und haben mit dem Christentum nichts zu tun. Wenn es wirklich eine christliche Morallehre gäbe, warum hätten die größten Denker der letzten Jahrhunderte dickleibige Bücher über diesen Gegenstand geschrieben? Und warum wäre es trotz alledem nicht gelungen, eine allgemein gültige Morallehre aufzustellen?

Es ist nicht unsere Absicht, uns an dieser Stelle mit der Moral als solcher zu beschäftigen. Die Frage, um die es sich hier handelt, ist lediglich die, ob das Christentum seiner Morallehre wegen unentbehrlich für die Menschheit sei. Wir glauben aber zur Genüge nachgewiesen zu haben, daß das Christentum eine solche überhaupt nicht enthalte. Die wenigen Aussprüche Christi, auf die man sich immer bezieht, und in denen man das „Edle“ und das „Große“ des Christentums erblicken will, stammen erstens überhaupt nicht von ihm her, zweitens aber gibt es, wie die Philosophen zur Genüge bewiesen haben, kein einziges moralisches Gesetz, das für alle Zeiten und alle Verhältnisse gültig wäre. Selbst jene so oft citierte Maxime: „Was Du nicht willst, daß man Dir tu, das füg auch keinem andern zu“, so schön dies auch klingt, so ist es dennoch nicht immer ausführbar und für alle Verhältnisse passend. Handelt man heute nach diesem Gesetz? Eines der wichtigsten Fundamente unserer gegenwärtigen Civilisation beruht auf seinem vollen Gegenteil, nämlich die freie Konkurrenz. Das Princip derselben besteht gerade darin, den Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen, also dem anderen gerade das zu tun, was man von sich selber abzuwenden bemüht ist. Wie würde ein moderner Diplomat ausschauen, der nach jenem Principe handelte. Er würde sich schwerlich den Dank seiner Regierung erwerben.

Aber selbst dies ist für unsern Zweck gleichgültig.

Selbst angenommen, Christus hätte neue moralische Principien aufgestellt, die zu allen Zeiten anwendbar wären, was hätte das mit dem Christentum d. h. der christlichen Glaubenslehre zu tun? Hätte man nicht solche Vorschriften beherzigen können, auch ohne sie erst durch eine mystische Glaubenslehre unklar zu machen?

Eine „christliche Moral“ gibt es also nicht. Der Grund, daß man nichtsdestoweniger fortwährend von einer solchen reden hört, ist der, daß man, wie bereits an einer früheren Stelle bemerkt, den Begriff des Christentums derart ausgedehnt hat, daß man ganz unberechtigter Weise die Begriffe von „gut“ und „edel“ für identisch mit „christlich“ erklärt. Wenn jemand sich in die Brust wirft und sagt: „Ich bin ein Christ“, so meint er damit: „Ich bin ein guter, edler Mensch“, geradeso wie man das Wort Jude vielfach als Schimpfwort benutzt und darunter einen Menschen mit unlauteren Absichten versteht.

Eine weitere Bedeutung für die individuelle Moral schreibt man dem Christentum durch seine indirekte Wirkung auf dieselbe zu. Man geht dabei von dem Gesichtspunkte aus, daß der Mensch zur Befolgung irgend einer Morallehre, welcher Art dieselbe auch sein mag, besonderer Motive bedürfe, insbesondere der Hoffnung auf Belohnung und der Furcht vor Strafe. Ohne diese glaubt man nicht auskommen zu können. Was sollte die Menschen veranlassen, so fragt man, sich eines rechtschaffenen Lebenswandels zu befleißigen und das Unrecht zu meiden, wenn man sie lehre, daß mit dem Tode alles vorüber sei, daß es keine Vergeltung nach dem Tode gäbe, daß kein Gott über uns wache, der unsere innersten Gedanken kennt, der die Guten belohnt und die Bösen bestraft?

Namentlich die jeweiligen Machthaber, die Führer des Volkes, die Spitzen der Regierung bestehen auf der Notwendigkeit des Christentums in dieser Beziehung. Für sie gibt es nur eine Moral des Volkes, und das ist der von den großen Reformatoren Luther und Melanchthon so warm befürwortete „Gehorsam gegen die Obrigkeit“. Das ist eine reizende Lehre. Ein guter Christ muß ihr zufolge vor allen Dingen „ja“ sagen zu allem, was ihm von seiner Obrigkeit

befohlen wird. Er muß jeden Sonntag in die Kirche gehen und beten; er muß an unsern Herrn Jesus Christus und den heiligen Geist glauben, oder doch wenigstens so tun, als glaube er an ihn, und — gehorchen. Wer das tut, der kommt in den Himmel und erwirbt die ewige Seligkeit, wer aber ungehorsam ist, der kommt in die Hölle und wird dort mit glühenden Zangen gepeinigt und in ewiger Verdammnis gemartert ohne Mitleid und Erbarmen. Was für eine Masse von Schafsköpfen sich in dem Himmel angesammelt haben müssen! Trotz aller Torturen muß es doch in der Hölle erträglicher sein, als in Gesellschaft jener gehorsamen Idioten ein ewiges Leben führen zu müssen.

Ob die Regierung gut oder schlecht sei, darnach hat das Volk nicht zu fragen, das versteht das Volk überhaupt nicht, denn Könige sind ja von Gott eingesetzt. Sie regieren von Gottes Gnaden, und wenn sie etwas tun, was den Anschein des Schlechten hat, so steckt dahinter die tiefe Weisheit Gottes, der entweder das Volk züchtigen will oder indirekt durch diese scheinbare Schlechtigkeit das Volk einem guten Ziele entgegenführt. Gehorsam ist der Christ der Regierung schuldig, gleichviel was dieselbe tut. Wenn auch die Höfe der „aller christlichsten“ Könige Ludwig XIV. und XV. mehr einem riesenhaften Bordell glichen als dem Hause eines Herrschers, und wenn auch diese Fürsten das Volk bis auf den letzten Blutstropfen aussaugten, um ihre Maitressen mit Diamanten und Perlen zu behängen und sich in den wüstesten Ausschweifungen zu ergehen, so bleibt es doch immerhin der König, den Gott eingesetzt hat, und dem daher das gute christliche Volk Gehorsam schuldet.

Der Ton, der am französischen Hofe herrschte, fand übrigens bereitwillige Nachahmer in anderen Ländern besonders an den kleineren deutschen Höfen. Auf dem Throne, auf dem einst ein „weiser“ Kurfürst saß, unter dessen Schutz Martin Luther seine Schmähschriften gegen Kaiser und Papst veröffentlichen durfte, saß später ein „starker“ Fürst, der gleichzeitig als König über Polen herrschte, August, der (physisch) „starke“. Ja, dieser König war allerdings physisch stark, er hatte 354 Kinder. Einst trat ihm einer seiner Favoriten in der Armee seine bildschöne Maitresse ab, um

sich dem Könige dankbar zu erweisen. Erst später stellte sich heraus, daß beide, der Favorit und die Maitresse, unter die 354 gehörten. Aber das gehört nicht hierher — Könige sind von Gott eingesetzt, und die Moral der Christen besteht in allererster Linie aus „Gehorsam gegen die Obrigkeit".

Wenn es sich nun aber fügt, daß trotz alledem das Volk sein ewiges Seelenheil vergißt und dem Könige den Gehorsam kündigt; ja nicht nur das, wenn das Volk, wie es in Frankreich und England geschah, den „allerchristlichsten" König seines Kopfes beraubt und selber die Zügel der Regierung ergreift, was tut Gott in solchem Falle? Oeffnet er die Schleusen des Himmels und sendet er ungeheure Wassermassen zur Erde, um die sündige Menschheit zu ertränken wie zur Zeit Noahs? Oder sendet er Blitze vom Himmel und läßt er die Erde erbeben, um das frevelhafte Menschengeschlecht zu vernichten? Nein! Das fällt ihm garnicht ein. Durch Erdbeben vernichtet Gott die Menschen nur zum Zeitvertreib in Zeiten von Frieden und Eintracht, wo die Menschen glücklich miteinander leben, ohne ihm etwas zuleide zu tun wie kürzlich in San Francisko. Dort aber läßt Gott dem Volke in der Kirche durch seine Priester sagen, daß es jetzt der neuen Volksregierung denselben Gehorsam schulde wie ehedem dem nunmehr geköpften Könige. Ja, Gott tut noch mehr. Er sieht es ruhig mit an, wie alle diejenigen, die ihre christliche Moral nicht ändern wollen und dem Königshause treu bleiben, dafür selber geköpft oder lebenslänglich eingekerkert werden.

In England wollte Gott die Menschen vielleicht strafen oder in Versuchung führen, denn nach einer kurzen Zeit setzte er wiederum einen König ein und erhielt den Thron bis auf den heutigen Tag. Aber in Frankreich ist es schwer, zu erraten, was Gott eigentlich von seinem christlichen Volke verlangte. Nachdem der König seinen Kopf eingebüßt hatte, mußte das Volk in raschem Wechsel verschiedenen Volksregierungen Treue schwören, bis schließlich Gott selber ebenfalls — zwar nicht geköpft aber abgesetzt wurde. Dann bestieg den französischen Thron jenes gewaltige Genie, das fünfzehn Jahre lang die Welt er-

beben machte. Von einem Ende Europas bis zum anderen dröhnte der Kanonendonner; Tausende und abermals Tausende von Menschen fanden ihren Tod auf dem Schlachtfelde. Aber nicht nur in allen Gotteshäusern Frankreichs wurde dem Volke der Willen Gottes verkündet, für seinen Kaiser zu beten und ihm Gehorsam zu leisten, der Stellvertreter Christi auf Erden, der heilige Vater Pius VII., kam in höchst eigener Person nach Paris, um dem Herrscher der Völker bei seiner Vermählungsfeier den Segen Gottes zu spenden. War es, daß Gott darüber zürnte, daß der mächtige Kaiser den allerheiligsten Vater später gefangen nahm, oder daß er sich an das alte Königshaus von „Gottes Gnaden" erinnerte, er entzog dem Mächtigen seine Huld und ließ ihn auf das elendeste zugrundegehen. In den Kirchen aber wurde dem Volke nunmehr verkündet, daß es nur ein „legitimes Königshaus" gäbe, und ihm allein gehorsam zu sein, sei Pflicht jedes guten Christen. Kaum aber hatte sich das Volk diese Morallehre eingeprägt, als das Königshaus wieder gestürzt wurde, und man es abermals für moralisch hielt, nicht dem „Könige von Gottes Gnaden" sondern der vom Volke eingesetzten Regierung zu gehorchen. So ging es fort und fort in diesem Lande. Es wechselte das Königshaus „von Gottes Gnaden" mit dem Kaiser „durch die Macht und den Willen Gottes" und der „unter Gottes Schutz stehenden" Republik. Immer aber bestand die Moral des Volkes darin, der Regierung zu gehorchen und für sie zu beten. Die Gehorsamen kommen in den Himmel, die Ungehorsamen aber in die Hölle.

Jedem Versuche, das Absurde und Lächerliche oder vielmehr das Niederträchtige einer solchen Lehre darzutun, kann man natürlich mit der abgedroschenen Redensart begegnen: „Gottes Willen und Gottes Wege sind unergründlich, und es ist eine Sünde, an ihrer Größe und Weisheit zu zweifeln". Wer nur einigermaßen logisch zu denken bereit ist, muß doch einsehen, daß damit lediglich gesagt ist, daß derjenige, dessen Handlungen von Erfolg begleitet sind, unter allen Umständen im Namen und durch den Willen Gottes handelt. Man könnte daher niemals eine Handlung a priori als moralisch oder unmoralisch bezeichnen, son-

dern erst der Erfolg würde diese Frage entscheiden. Versucht jemand, die Regierung eines Landes zu stürzen, indem er das Oberhaupt desselben ermordet, so hängt also die eventuelle Moral lediglich von dem Erfolge ab. Wird er ergriffen und des Königsmordes angeklagt, so hat er sich schwer vergangen, ist ein elender Verbrecher und muß in ewiger Verdammnis in der Hölle büßen. War er aber klug und umsichtig, hatte er sich vorher des Erfolges vergewissert, sodaß es ihm tatsächlich gelingt, die Regierung zu stürzen und sich an ihre Stelle zu setzen, wie z. B. Cromwell es tat, so muß man darin den Willen Gottes erblicken. Der Betreffende hat dem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen und wird dereinst im Himmel seine Belohnung dafür empfangen.

Hinsichtlich der Frage, ob es wirklich notwendig oder überhaupt ratsam ist, das Volk durch Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Belohnung zur Moral anzuhalten, mag man einfach an die Erziehung der Kinder denken. Soll man ein Kind anhalten, die Wahrheit zu sprechen aus Furcht vor Strafe, oder soll man dem Kinde eine wirkliche Wahrheitsliebe beizubringen versuchen? Soll ich einem Kinde sagen, es solle nicht stehlen, weil es sonst bestraft würde, oder soll ich durch einen gesitteten Einfluß dafür sorgen, daß das Kind einen wirklichen Abscheu vor einer solchen Tat bekommt? Soll ich mich damit zufrieden geben, daß mein Kind seine Geschwister gut behandelt, weil es erwartet, dafür von mir belohnt zu werden, oder soll ich danach trachten, daß dem Kinde eine solche Handlungsweise zu einem wirklichen Bedürfnis wird?

Auf das entschiedenste aber ist zu verwerfen, Kindern mit unheimlichen, mystischen Dingen zu drohen, damit sie „schön artig“ sind. Unvernünftige Mütter, die ihren Kindern mit dem „schwarzen Mann“ oder der „bösen Hexe“ drohen, fügen ihnen einen unberechenbaren Schaden zu. Man sollte gerade das Gegenteil tun und Kinder vor jedem törichten Aberglauben zu bewahren suchen.

In gleichem Sinne muß die Masse des Volkes behandelt werden. Kann jemand wirkliche Achtung vor einem Menschen haben, der „nicht tötet“ und „nicht stiehlt“, weil er Angst

hat, in dieser oder jener Welt bestraft zu werden? Kann sich jemand der mitleidigen Verachtung enthalten gegenüber gewissen beschränkten Millionären, die da hoffen für ihre sogenannte Wohltätigkeit dereinst in jener Welt ihren Lohn zu empfangen? Man hat sich förmlich daran gewöhnt, die Begriffe „gottesfürchtig“ und „rechtschaffen“ für identisch zu halten. Das ist aber ein großer Irrtum. Was wir brauchen sind Männer, die sich vor nichts fürchten, weder vor Gott und Teufel noch vor Menschen; Männer, die das Unrechte meiden, weil sie es verabscheuen, und die das Gute und Gerechte tun, weil ihnen dies allein Befriedigung gewährt.

Leute, die das Böse lediglich aus Furcht vor Strafe meiden, sind in der Regel nur darauf bedacht, das Gesetz zu umgehen. Ihr elftes Gebot ist: „Laß Dich nicht erwischen“. Das ist die Moral, zu der das Princip der Furcht vor Strafe führt. In diesem Sinne bilden die religiösen Einrichtungen eher eine Verleitung, schlecht zu sein, als eine Ermahnung zum Guten. Den Juden wird gesagt, daß an einem gewissen Tage im Jahre Gott ihnen ihre Sünden vergibt. So gehen sie denn hin und stehlen und betrügen, da ja das Konto an jenem großen Feiertage doch ausgeglichen wird. Die Katholiken glauben, daß wenn sie zur Beichte gehen, der Priester sie von ihren Sünden reinigen kann. Warum sollten sie sich also nicht hier und da eine kleine Sünde erlauben, wenn sie ja doch davon absolviert werden? Den Protestanten lehrt man, daß der Glaube an den Erlöser die Menschen von allen Sünden befreie, denn durch sein Opfer hat er die Sünden der Gläubigen auf sich genommen. Warum also nicht von dieser Generosität Gebrauch machen und ihm noch ein paar Sünden aufhalsen?

Glaubt man wirklich, daß man mit so unsinnigen Lehren die Menschen besser macht? Im Gegenteil. Es wurde in den vorangegangenen Kapiteln zur Genüge nachgewiesen, daß der christliche Glaube von jeher einen äußerst ungünstigen Einfluß auf die Moral der Menschheit ausgeübt hat. So hart dies klingen mag, so ist es nichtsdestoweniger wahr. Je weniger Religion — um so besser die Moral!

XII. Judentum und Christentum.

Für die Erörterung der Frage nach dem Einfluß der Religion auf den Fortschritt der Civilisation ist ein Blick auf das Judentum und dessen Beziehungen zu anderen Kulten von größter Bedeutung. Keine andere Religion zeigt sich uns in so unveränderter, unverfälschter Form während einer so langen Zeitperiode wie die jüdische. Keine andere Religion übte einen so mächtigen Einfluß auf die Civilisation eines Volkes wie sie. Bei den Juden war die Religion nicht die Begleiterscheinung oder ein einzelner Faktor der Civilisation, sondern sie war mit jener fast identisch. Durch die frühzeitige Neigung der Juden, sich anderen Völkern anzuschließen, durch das dadurch bedingte nationale Aufgehen in anderen Völkern und durch das infolge ihrer Glaubenstreue sich trotzdem erhaltende Judentum entstanden Verhältnisse zwischen den Juden und den Völkern, denen sie sich angeschlossen hatten, die in vieler Hinsicht lehrreich sind, sowohl was die beiderseitige Moral betrifft als auch hinsichtlich der dadurch berührten Civilisation. Endlich darf man niemals vergessen, daß die Christen eine Sekte der Juden bilden, und daß ohne Judentum kein Christentum denkbar wäre.

Solange die Juden eine selbständige Nation bildeten, war ihre Civilisation so eng mit der Religion verwachsen, daß sich die beiden Begriffe wie gesagt fast deckten. Die Religion war den Juden nicht wie anderen Völkern ein Mittel zum Zweck nämlich zum Leben, sondern es bildete dieselbe umgekehrt den Zweck des Lebens. Ihrer theokratischen Anschauung gemäß war Gott der Herr und König des Volkes, und ihm zu dienen war der Zweck des jüdischen Daseins.

Daß sich unter solchen Umständen das gesamte Denken und Trachten des Volkes um jenen einen Punkt drehen mußte, ist ohne weiteres ersichtlich. Was davon nicht direkt religiöser Natur war, erstreckte sich lediglich auf die Befriedigung der notwendigen Bedürfnisse des Lebens. Wie der Leitstern der Griechen bei all ihrem Tun und Schaffen die Schönheit war, wie sich das Sinnen und Streben der Römer auf Macht, Recht und Gesetz erstreckte, so richtete sich der Sinn der Juden ausschließlich auf die Religion.

Das Gesetz „Du sollst Dir kein Bildnis machen...“ beraubte die Juden der darstellenden Künste. Malerei und Bildhauerkunst existierten für sie nicht. Musik und Dichtkunst beschränkten sich auf die Hymnen und Lobgesänge, in denen die Größe und Güte Jehovahs besungen wurde. Die Wissenschaft bestand in der Erlernung und Deutung der religiösen Schriften und Traditionen. Ihre Philosophie, die selbstredend den einzigen, ewigen Gott als fundamentale Tatsache voraussetzte, war dadurch jeder freien Entfaltung beraubt.

Der Stolz und die Verachtung, mit der die Juden auf alle übrigen Völker herabblickten, hatte ihre vollkommene logische Begründung. Solange sie an ihren einzigen ewigen „Gott“ glaubten, mußten sie natürlich auch an seine „Offenbarungen“ glauben, denn diese bildeten die einzige Basis seiner Existenz. Sie mußten glauben, daß sie das auserwählte Volk seien, dem allein sich Gott offenbart hatte, das er zu seinem Volke gemacht habe, an dessen Spitze er selber als göttlicher Führer stehe. Wenn man so etwas glaubt, und dies ist es ja, was noch heute Juden sowohl wie Christen glauben, — hat man da nicht Ursache, stolz zu

sein? Wenn Gott sich heute einem kleinen Menschenhaufen „offenbaren“ und ihnen versichern würde, daß er sie zu seinem Volke auserwählt habe, würden sie nicht stolz darauf sein? Man nehme beispielsweise einmal an, es täte sich plötzlich der Himmel auf, und Gott in höchst eigener Person spräche zu den Bürgern von Posen und verkündete ihnen, daß er sie zu seinem Volke auserkoren habe, daß er sie fortan selber leiten würde, daß er nur sie allein liebe, und die ganze übrige Menschheit ihn nichts anginge. Würden die guten Posener nicht mit Stolz erfüllt werden und mitleidig auf alle übrigen Menschen herabblicken? Derselbe Stolz aber, mit dem die Juden auf alle Andersgläubigen herabsahen, zog ihnen den Haß und die Verachtung ihrer Mitmenschen zu, sodaß sich jenes feindschaftliche Verhältnis zwischen ihnen entwickelte, das sich mehr oder weniger bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Die Juden besitzen eine Eigenschaft, die ihnen offenbar bereits zu jener Zeit zu eigen war, als sie noch eine selbständige Nation bildeten, nämlich die Fähigkeit, sich überall leicht und schnell zu akklimatisieren. Lange vor Christi Geburt waren sie über die ganze Welt verbreitet und hatten sich sämtlichen Kulturvölkern angeschlossen. Philo erwähnt jüdische Gemeinden in Thessalien, Böotien, Macedonien, Aetolien, Attika, Argos, Korinth sowie in anderen Teilen des Peloponnes wie auch auf den Inseln Euboea und Kreta. St. Lukas spricht in der Apostelgeschichte von jüdischen Niederlassungen auf Salamis, in Philippi, Thessalonien, Beröa, Athen, Korinth und Rom. Auf seinen großen Missionsreisen begab sich Paulus überall zuerst in die Synagogen der Juden, deren es in allen größeren Plätzen welche gab, um ihnen das „Wort Christi“ zu verkünden. Ueberall gewöhnten die Juden sich schnell an die Sitten und Gesetze des Landes und blühten und gediehen, wo sie auch immer ihr Fortkommen suchten.

Infolge ihrer religiösen Eigenart blieben die Juden jedoch stets abgeschieden von anderen Völkern. Während Aegypter, Meder, Perser, Assyrier, Griechen und Römer schnell ineinander aufgingen, wenn es die Verhältnisse erforderten, um eine einheitliche Nation zu bilden, blieben

die Juden stets Juden, so sehr sie sich äußerlich dem Lande akklimatisierten. Ihre religiösen Gesetze erstreckten sich auf sämtliche Handlungen des täglichen Lebens, selbst auf die Nahrungsaufnahme, weswegen sie nicht mit Andersgläubigen gemeinsam speisen, ja nicht einmal in deren Gegenwart ihre Mahlzeit einnehmen durften. Während sie daher äußerlich im öffentlichen Leben Römer, Griechen, Aegypter u. s. w. wurden, blieben sie in ihrer Gesinnung, sowie in ihren Gebräuchen Juden. Ihre Lebensweise sowie ihre Weltanschauung blieb so eigenartig, daß von einer Vermischung mit anderen Völkern keine Rede sein konnte. In Rom brachten die Juden es zu angesehenen Beamtenstellungen; an den Höfen der Kaiser befanden sich Juden von großem Einfluß und hoher Bedeutung, aber immer blieben sie Juden.

Dieser Zug des Volkes hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Juden sind heute über die ganze Welt verbreitet. Ueberall passen sie sich den Sitten und Gebräuchen des Landes an; sie finden überall ihr gutes Fortkommen, sind überall erfolgreich aber bleiben immer Juden. Zu Scharen wandern sie nach Amerika aus und werden dort nach kurzer Zeit amerikanische Bürger. Die nächsten Generationen arbeiten sich aus der Hefe des Volkes herauf zu angesehenen und geachteten Stellungen auf allen Gebieten menschlichen Schaffens. Während aber Deutsche, Italiener und Irländer ihre nationale Eigenart abstreifen und in der amerikanischen Nation aufgehen, bleiben die Juden stets Juden.

Der Haß, der sich mit der Entstehung des Christentums zwischen Juden und Christen ausbildete, wurzelte tief im Charakter beider Religionen. Die Religion selber stellte ihre Anhänger vor die Alternative, entweder ihre Mitmenschen zu hassen und zu verachten oder an dem göttlichen Ursprung ihrer Lehre zu zweifeln.

Die Quintessenz des Judentums war der Monotheismus. In der Lehre eines „einzigen, ewigen Gottes“ unterschied sich die jüdische Religion von der Götterlehre aller übrigen Völker. Das Gebot „Ich bin der Herr Dein Gott, Du sollst nicht andere Götter haben neben mir“ erfüllte

die Juden mit heiligster Ehrfurcht vor ihrem Gotte und gleichzeitig mit tiefem Abscheu vor allem, was nur irgendwie diesem Gotte zuwider sein konnte. Wie sollten sie sich da ohne weiteres mit einer Lehre befreunden, welche diesem einzigen Gotte noch zwei Gottheiten zugesellte, von denen die eine ein Mensch aus ihrer Mitte, die andere ein mystischer nicht zu begreifender „heiliger Geist“ war?

Trotz alledem gelang es, einen großen Teil der Juden zu überreden, in Christus den lang ersehnten Messias anzuerkennen. Man legte sich eine dementsprechende Lehre zurecht, und die Juden strömten in Scharen dem neuen Glauben zu. Allein in Jerusalem fanden die Apostel fünftausend Gläubige. In allen Städten innerhalb und außerhalb des jüdischen Reiches begründeten die Juden Christengemeinden, sodaß das Christentum bereits eine beträchtliche Verbreitung gefunden hatte, bevor man sich mit der neuen Lehre an die Heiden wandte. Die ersten fünfzehn Bischöfe der Stadt Jerusalem waren beschnittene Juden. Das Christentum in seiner ursprünglichen Form war daher lediglich eine Modifikation des Judentums. Die Betreffenden blieben, wie Christus dies selber beabsichtigt hatte, nach wie vor Juden, nur mit dem Unterschied, daß die Gläubigen in Christus den von den Propheten verkündeten Messias erblickten. Sämtliche jüdischen Satzungen, alle Ceremonieen und Gebote wurden in unveränderter Form beibehalten; kurz die Christen waren und blieben Juden.

Da aber trat jener Wendepunkt in der Geschichte des Christentums ein, der eine unüberbrückbare Kluft zwischen Juden und Christen hervorrufen mußte. In ihrem Bestreben, dem Christentum eine möglichst weite Verbreitung zu geben, entschlossen sich die Jünger, alle jene Gesetze und Gebräuche, die den Heiden den Zutritt erschwerten, fallen zu lassen. Dies bezog sich in erster Linie auf die Beschneidung und die Speisegesetze. Aber gerade diese Dinge waren den Juden am allerheiligsten. So unsinnig die Beschneidung als religiöser Ritus war, so sehr waren die Juden von dem göttlichen Ursprung dieses Gebrauchs durchdrungen. Welches Recht hatten die Fischersknechte, die alten heiligen Satzungen umzustoßen? War doch Christus selber ein beschnitte-

ner Jude! Hatte doch Christus selber nie etwas gegen die jüdischen Gebräuche gesagt! Im Gegenteil hatte er seine Jünger ermahnt, sich nach den Worten der Schriftgelehrten zu richten, so sehr er sie ihrer „Ungläubigkeit" wegen haßte.

Die Juden hatten von ihrem Standpunkt aus recht. Wenn Gott die Gebote und Gesetze selber verkündet hatte, mit welchem Rechte konnten Menschen sie nunmehr abschaffen? Gott hatte ausdrücklich befohlen, daß die Juden sogar ihre Sklaven beschneiden sollten, und nun sollte man diese heilige Institution gänzlich fallen lassen? Nur um den Heiden es bequemer zu machen, der neuen Lehre beizutreten? Wozu sollte Gott auf dem Berge Sinai die vielen Gesetze und Vorschriften betreffs der Speisen, der Opfer und aller übrigen Dinge erlassen haben, wenn man sie jetzt ohne weiteres beiseite schieben konnte? Sollte man jetzt mit einem Male annehmen, daß Moses das Volk betrogen habe? Durfte man einem Fischersknecht mehr Autorität einräumen als Moses? Während die Aufhebung der alten Gebräuche den Heiden den Zutritt zum Christentum erleichterte, schreckte sie die Juden davor zurück, sodaß sich diese fortan nur in spärlicher Anzahl der neuen Lehre zuwandten und mit Haß und Verachtung auf die Abtrünnigen herabblickten.

Der Haß, den die neuen Christengemeinden gegen die Juden hegten, war ebenfalls in der Religion selber begründet. Der Kern des Christentums war der Glaube an die Göttlichkeit Christi. Wer nicht an ihn glaubte, dem wäre, wie Christus sich ausdrückte, es besser, „daß ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er ersäufet würde". Die einfache Tatsache also, daß die Juden ihrem alten Glauben treu blieben und die Göttlichkeit Christi nicht anerkannten, mußte ihnen den grimmigsten Haß der Christen zuziehen. Geschürt wurde dieser Haß noch durch die Vorstellung, daß die Juden den Messias, den Herrn Jesus Christus, gekreuzigt hätten.

Dieser Vorwurf, den die Christen den Juden bis auf den heutigen Tag machen, ist ebenso unbegründet wie unlogisch. Erstens waren es die Juden überhaupt nicht, die Christus

kreuzigten, sondern es taten dies die Römer. Den Juden stand das Recht nicht einmal zu, die Todesstrafe zu verhängen und zu vollziehen. Sie klagten Christus bei der römischen Regierung an, daß er sich König nenne und das Volk zum Ungehorsam gegen die Obrigkeit aufrühre, und daß er die höchsten Beamten sowie die hohen Priester auf das schmählichste beleidigt und beschimpft habe. Diese Anklagen entsprachen den Tatsachen, und auf Grund derselben wurde Christus von der römischen Regierung zum Tode am Kreuze verurteilt.

Aber ganz abgesehen davon, ist es doch der denkbar unsinnigste Widerspruch, einerseits in Christus einen Gott zu erblicken und andererseits zu behaupten, die Juden hätten ihn getötet. Kann man denn einen Gott töten? Christus soll doch auch sofort wieder auferstanden sein und noch vierzig Tage lang auf Erden gelebt haben. Wie kann man also sagen, die Juden hätten ihn umgebracht? Ferner hätte aber doch alles dies nicht ohne den Willen Gottes geschehen können. Ja, es soll doch alles vorher genau bestimmt gewesen sein. Christus wurde angeblich von Gott auf die Erde gesandt, um durch sein Blut die Sünden der Menschen zu sühnen. Christus selber spricht darüber zu seinen Jüngern und sagt ihnen, daß sein himmlischer Vater dies alles also beschlossen habe. Und dann will man den Juden einen Vorwurf daraus machen, daß sie Christus gekreuzigt hätten? Von den mannigfachen Widersprüchen ist dies der allergrößte. Wäre Christus nicht gekreuzigt worden, so würde es überhaupt kein Christentum geben.

So sehen wir denn, daß die Religion als solche, anstatt Liebe zum Nächsten zu erzeugen, das gerade Gegenteil tut. Nicht in der Brust des Menschen, sondern im Judentum und Christentum wurzelt der bittere Haß, dessen unheilbringende Spuren selbst heute noch nicht verwischt sind.

Trotz ihrer durch die Religion bedingten Eigenart waren die Juden im römischen Reiche nicht nur geduldet sondern zu Zeiten gern gesehen. Julius Caesar, der die Ausübung fremder Kulten untersagt hatte, machte eine ausdrückliche Ausnahme zu Gunsten der Juden. Augustus war

so rücksichtsvoll gegen das jüdische Volk, daß er das Korn nicht am Sabbath verteilen ließ, damit es nicht dadurch in Verlegenheit gesetzt würde. Unter Tiberius war es eine Reihe individueller Mißstände, die den Juden zum Nachteil gereichten. Die späteren Kaiser waren mit Ausnahme von Domitian, Trajan und Adrian den Juden sämtlich günstig gesinnt. Die grausamen Christenverfolgungen bezogen sich nicht, wie dies zuweilen irrtümlich behauptet wird, auf die Juden, sondern hatten ihren Grund in social-politischen Verhältnissen und waren auf die Christen als solche gerichtet. Die Lage der Juden im Kaiserreiche wurde erst durch den Sieg des Christentums eine verzweifelte. Erst mit dem Erwachen der „christlichen Liebe" entbrannte der tödliche Haß und die grausamen Hetzen gegen die Juden.

Es war anfänglich weit weniger eine individuelle Abneigung zwischen Juden und Christen, die zu jenen Feindseligkeiten führte, als eine direkte, tendenziöse Aufforderung dazu von Seiten der christlichen Priester. In ihrem orthodoxen Fanatismus betrachteten sie es als die heiligste Pflicht, alle Ungläubigen zu bekämpfen. Die brutalen Verfolgungen, welche die Christen von den „heidnischen" Römern zu erdulden gehabt hatten, und in denen man noch heute den Charakter des „rohen Heidentums" erkennen will, wurden nunmehr von den Christen selber geübt, und zwar als Betätigung des „edlen Christentums", „im Namen unseres Herrn und Heilands, Jesu Christi". Hierin liegt gewissermaßen eine Entschuldigung für die unmenschlichen Grausamkeiten, deren sich die christlichen Priester, vom höchsten bis herab zum niedrigsten, schuldig machten. Es wäre entsetzlich, zu denken, daß bloßer persönlicher Haß die vornehmsten Männer während vieler Jahrhunderte dazu bestimmt haben soll, Tausende von Menschen umbringen zu lassen und sie den unsäglichsten Qualen preiszugeben.

Es liegt darin etwas Versöhnliches, daß das, was sie taten, ihnen als ein gottgefälliges Werk erschien, daß es nicht bestialische Entartung war, die aus ihnen sprach, sondern religiöse Verirrung, daß ihnen vielleicht das Wort Christi vorschwebte, daß man den Ungläubigen einen Mühlstein umhängen und sie ersäufen solle. Ja, als Entschul-

digung für die irregeführte Menschheit wollen wir jene religiöse Lehre gern gelten lassen, aber müssen wir dieselbe dann nicht um so mehr verdammen?

Daß dem übrigens tatsächlich so ist, daß es lediglich religiöser Fanatismus war, der zu den grausamen Judenverfolgungen führte, daß man eigentlich nicht die Juden als solche verfolgte sondern nur die Ungläubigen, die Leugner Jesu Christi, die man in ihnen erblickte, zeigt so recht das diesbezügliche Verhalten zur Zeit der Kreuzzüge. Als von einem Ende Europas bis zum anderen der Ruf ertönte, das Schwert zu ergreifen, um gegen die „Ungläubigen“ zu ziehen und sie zu bekämpfen, da glaubte man, mit den Juden daheim den Anfang machen zu müssen. Ganze Gemeinden, die in Frieden und Eintracht gelebt hatten, wurden umgebracht. Juden zu töten, zu verbrennen, zu verstümmeln galt als eine „edle, christliche Tat“, für die man dereinst im Himmel seinen Lohn empfangen würde.

Jede Thronbesteigung eines besonders frommen Fürsten, jedes Ereignis von Bedeutung auf dem Gebiete der Kirchengeschichte wurde durch Verfolgungen und Mißhandlungen der Juden gefeiert.

Zur richtigen Beurteilung des Einflußes, den das Christentum auf die Civilisation ausgeübt hat, ist es daher von großer Bedeutung, zu konstatieren, daß die vielen, in allen Ländern stattgehabten Judenverfolgungen nicht etwa trotz des Christentums stattfanden, daß sie nicht trotz jener Religion verübt wurden, die man die Religion der Liebe nennt, und in der es heißt, daß man seine Feinde lieben solle. Ja, so heißt es allerdings! Aber derselbe Christus, der dies sagte, lehrte gleichzeitig, daß die Ungläubigen ersäuft werden sollen, daß Sodom und Gomorra es am jüngsten Tage besser haben sollten als jene, die ihn verleugneten, daß alle, die nicht an ihn glaubten, in die Hölle kommen würden, wo da ist Heulen und Zähneklappern. Nein, nicht trotz der christlichen Religion sondern durch dieselbe fanden die vielen Verfolgungen der ungläubigen Juden statt. Gab es doch eine Vereinigung der vornehmsten Adligen, zu denen zu gehören man als die größte Ehre be-

trachtete, deren Beruf und Lebenszweck darin bestand, die „Ungläubigen“ zu ermorden, nämlich die Malteser Ritter.

Denkt man übrigens an den Fanatismus, mit dem sich die Christen untereinander bekämpften wegen der geringfügigsten Glaubensverschiedenheiten, denkt man an die verheerenden Kriege, die zwischen ihnen geführt wurden und sich über Jahrhunderte erstreckten, bei denen es sich immer nur um dogmatische Zwistigkeiten handelte, denkt man ferner an die Greuel und Barbareien des furchtbaren Inquisitionsgerichtes, das ein halbes Jahrtausend lang die Welt zu einer wahren Hölle machte, dann müssen einem die vielen Judenverfolgungen trotz ihrer rohen Bestialität in einem milden Lichte erscheinen. Dieselben entsprechen so sehr dem Charakter der christlichen Lehre, daß man sie sich überhaupt nicht hinwegdenken kann. Was eigentlich weit mehr erstaunlich ist als die Grausamkeiten der „Religion der Liebe“ ist der Umstand, daß sich die Juden trotz alledem in allen Ländern in verhältnismäßig großer Zahl erhalten haben. Angesichts der fanatischen Wut, mit der man sie überall verfolgte, sowie der Tatsache, daß sie fast immer wehr- und waffenlos waren und mithin einen bewaffneten Widerstand niemals leisten konnten, hätte man eigentlich erwarten sollen, daß sie mit Leichtigkeit gänzlich vernichtet und ausgerottet worden wären. Bedenkt man, wie viele starke und mächtige Völker im Laufe der Geschichte gänzlich vom Erdboden verschwunden sind, so klingt die Erhaltung der Juden fast wie ein Wunder.

Weit schlimmer als die sporadisch auftretenden „Judenhetzen“, bei denen sich das Volk auf höheren Befehl im Blute seiner Mitmenschen badete, waren die moralischen Unterdrückungen und Insulte, denen die Juden beständig ausgesetzt waren.

Das Hauptbestreben des christlichen Klerus war von jeher darauf gerichtet, das Volk in Dummheit und Unwissenheit zu erhalten. Die offenbaren Widersprüche und Unmöglichkeiten, die in der Bibel enthalten sind, waren zu gefährlich, um sie auf das Volk einwirken zu lassen, und man hielt es daher von jeher für angemessen, dem Laien das Lesen der Bibel gänzlich zu untersagen, ein Gesetz, das sich in

der katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die Juden bildeten hierzu das gerade Gegenteil. Bei ihnen galt die Unkenntnis der heiligen Schrift als ein Verbrechen gegen Gott. Es gehörte zu den religiösen Vorschriften, lesen zu lernen, nur um die Bibel studieren zu können. Je besser jemand in der Bibel und dem Talmud Bescheid wußte, um so angesehener war er bei seinen Mitbürgern, um so wohlgefälliger war er Jehovah, dem einzigen, ewigen Gotte.

Da sich das ganze Interesse der Juden auf das Studium der heiligen Schrift konzentrierte, so pflegten sich ihre Gespräche zumeist um religiöse Dinge zu drehen. Selbstverständlich hielten die christlichen Priester einen solchen Einfluß für äußerst gefährlich für die Masse des Volkes. Die Juden waren im Diskutieren ihren christlichen Mitbürgern vielfach überlegen, und wenn es daher zwischen ihnen zu Religionsgesprächen kam, so behielt der Jude gewöhnlich recht.

Dagegen gab es nur zwei Mittel. Entweder man mußte die Juden gänzlich davonjagen, resp. totschlagen, oder man mußte dafür sorgen, daß keinerlei Verkehr zwischen Juden und Christen stattfand. Beide Mittel wurden vom Klerus in erschöpfendster Weise angewandt. Die Priester waren es, die das Volk zum Morden ihrer jüdischen Mitbürger anspornten oder sie zur Verfolgung anfeuerten mit dem Rufe: „Jagt sie hinaus, die da kreuzigten“. Da, wo dies nicht gelang, griffen sie dann zu letzterem Mittel und untersagten ihren Gemeinden jeden Verkehr mit den Juden auf das allerstrengste.

Da sie dem Volke einigermaßen plausible Gründe hierfür angeben mußten, erfanden sie alle jene Beschuldigungen, für die nicht einmal ein Schatten von Begründung vorhanden war. Sie erfanden die Sage der rituellen Kindermorde, sie behaupteten, die Juden vergifteten die Brunnen, sie klagten die Juden an, die Hostie entweiht zu haben, sie versuchten das Volk zu überzeugen, daß die Juden mit dem Teufel im Bunde stünden und dergleichen mehr.

Auf Grund solcher Anklagen wurden die strengsten Befehle erlassen, jeden Verkehr zwischen Juden und Chri-

sten zu vermeiden. Die Juden mußten in besonders abgeschlossenen „Ghettos“ wohnen, sie mußten ein besonderes Abzeichen tragen, damit man sie sofort erkennen konnte, sie durften gewisse Teile der Städte wie die öffentliche Promenade häufig überhaupt nicht betreten, sie durften nicht im selben Flusse baden wie die Christen, und vor allen Dingen sie durften in keiner Weise mit Christen verkehren.

Sich mit Juden ehelich zu verbinden, galt als eine verabscheuungswerte Befleckung. Zur Zeit von St. Lewis wurde ein Christ, der sich eine jüdische Maitresse hielt, lebendig verbrannt. Man verbreitete den Glauben unter dem Volke, daß das Blut der Juden schwarz und giftig sei und einen pestilenzialischen Geruch von sich gäbe. Unter der Königin Jeanne I. wurde im Jahre 1347 ein Erlaß gegeben, wonach die Hurenhäuser in Avignon reguliert, und alle Comforts bis in Einzelheiten beschrieben wurden. Da heißt es ausdrücklich, daß es den Juden bei schwerer Strafe verboten war, diese Häuser zu betreten. In Gefängnissen hatte man besondere Abteilungen für Juden, damit sie nicht mit Christen in Berührung kämen. Selbst bei Hinrichtungen hielt man sie von anderen getrennt, indem man sie zwischen zwei Hunden mit dem Kopfe nach unten aufhing. Der „Heilige“ Thomas Aquinas stellte die Lehre auf, daß es vollkommen statthaft sei, Juden ihren Besitz fortzunehmen und ihn unter das Volk oder die Armen zu verteilen.

In Rom wurde noch im 18. Jahrhundert ein Edikt gegen die Juden erlassen, das vollkommen in diesem Sinne gehalten war und sich auf oben angeführte Gründe stützte. Von den 44 Paragraphen lautete der 31.: „Es ist Juden und Christen verboten, gemeinsam zu spielen, essen, trinken, miteinander zu sprechen oder irgend welchen Verkehr zu pflegen, gleichviel von wie geringer Art derselbe sein mag. Dieses Verbot bezieht sich auf Paläste, Häuser, Weingärten, Straßen, Schenken, Läden sowie alle sonstigen Plätze. Kein Besitzer einer Schenke, einer Herberge oder eines Ladens soll gestatten, daß Juden oder Christen irgendwie miteinander verkehren. Juden, welche dieses Gesetz übertreten, sollen mit 10 Scudi Geldbuße und Gefängnis bestraft wer-

den. Christen erhalten eine ähnliche Strafe und außerdem körperliche Züchtigung".

Wenn die Reformation das gewesen wäre, als was gewisse Geschichtsschreiber sie heute noch gern hinstellen möchten, nämlich eine allgemeine „Verbesserung" (Reform im wahren Sinne des Wortes), ein Fortschritt der Civilisation, dann hätte durch sie jenes wichtige Gebot des alten und neuen Testaments: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" sicherlich einen größeren Einfluß auf die Handlungen der Menschen gewonnen; man würde auch in der Behandlung seiner Feinde, zwar nicht zu dem undenkbaren Extrem, sie zu lieben, geschritten sein, aber man würde ihnen gegenüber jene Gerechtigkeit und Humanität zur Schau getragen haben, deren man sich heute nicht aus christlichen sondern aus allgemein humanen Beweggründen befleißigt. Statt dessen legten die Reformatoren eine Intoleranz gegen Andersgläubige an den Tag, die alles bis dahin Dagewesene weit übertraf. Der Fanatismus und der Haß, mit dem sich nicht nur Protestanten und Katholiken sondern die verschiedenen protestantischen Sekten untereinander bekämpften, spottet jeder Beschreibung. Hegte man solche Gefühle gegen „Christenbrüder", die nur in gewissen dogmatischen Gesetzen verschiedener Ansicht waren, wie mußte sich der Haß gestalten gegen die ungläubigen Juden, welche den heiligsten Glauben an den Messias verspotteten. Luther riet, sämtliche Synagogen mit „Feuer anzustecken und der Erde gleich zu machen", ihre Häuser zu zerstören, ihnen ihr Besitztum fortzunehmen und sie dann aus dem Lande zu jagen.

Dabei muß man aber stets im Auge behalten, daß dieser Haß ausschließlich den Ungläubigen, den Verleugnern Christi galt. Nicht gegen die Juden sondern gegen das Judentum waren die damaligen Angriffe gerichtet. Der Fanatismus, mit dem Luther die Juden beschimpfte, war von ganz derselben Art und entsprang denselben Gefühlen, mit denen er die Päpste, die katholischen Priester, die Führer anderer protestantischer Sekten, den König von England und auch den deutschen Kaiser mit Schimpf- und Schmähreden überhäufte. Wie er den Herzog von Sachsen das „sächsische Schwein", den König

von England ein „verdammtes Lügenmaul“, die Päpste „verfluchte Hunde“ nannte, so sprach er von den Juden stets als von den „Säuen“.

Der Haß und die Verachtung bezog sich also lediglich auf die Religion. Sowie der Jude sich taufen ließ und zum Christentum übertrat, erfreute er sich genau derselben Rechte und Vorzüge wie seine älteren christlichen Brüder. Freilich verwahrte man sich dagegen, daß die Juden diesen Schritt gewisser Vorteile halber nur äußerlich täten, im Herzen jedoch Juden blieben; man verlangte, daß sie aus wahrster Ueberzeugung Christen würden. Da die Juden in großen Scharen zum Christentum übertraten, so hatte man besonders in Ländern, wo die Inquisition hauste, wie in Spanien und Portugal, ein eigenes System von Spionen, die darüber wachten, daß die „neuen Christen“ nicht etwa heimlich an den jüdischen Feiertagen festhielten oder sonstige jüdische Gebräuche ausübten. Derartige Dinge galten als schwerstes Verbrechen, und die Inquisitionsgerichte waren voll von „judaisierenden neuen Christen“, die sich die alten Gebräuche nicht so schnell abgewöhnen konnten. Wenn ein „christo nuovo“ äußerte, daß er es für recht halte, kein Schweinefleisch zu essen, so war dies ein genügender Grund, ihn vor das Inquisitionsgericht zu stellen.

Die Barbarei und Grausamkeit, mit der die Judenverfolgungen von den „veredelten Christen“ in allen Ländern betrieben wurden, lassen sich mit einfachen Worten nicht beschreiben. Wer möchte es heute für möglich halten, daß man Weibern ihre Säuglinge von der Brust riß und sie aufspießte, daß man unschuldige Weiber nackt durch die Straßen peitschte, daß man waffen- und wehrlose Männer zu tausenden abschlachtete, daß man Eltern ihre Kinder fortnahm und sie zu Sklaven machte, daß man Tausende und Tausende von Menschen ihres Besitztums beraubte und sie als Bettler aus dem Lande jagte? Wer möchte es für möglich halten, daß alles dies im Namen jener Religion geschah, die sich damit brüstet, die Religion der Liebe zu sein, deren angebliche Lehre es ist, nicht nur seinen Nächsten sondern auch seine Feinde zu lieben wie sich selbst?

Daß die Juden trotz dieser furchtbaren Torturen

und Ausrottungsversuche sich dennoch erhalten haben, daß es den Christen nicht gelungen ist, dieses widerstandslose Häufchen Menschen vom Erdboden zu vertilgen, ist wie gesagt eines der größten Wunder der gesamten Weltgeschichte. Freilich, wie haben sie sich erhalten!

Die Juden sind von Natur aus ein arbeitsames, strebsames Volk, das sich, wenn es die Verhältnisse gestatteten, mit allen Berufs- und Erwerbszweigen einer jeweiligen Kultur gleichmäßig zu beschäftigen suchte. Wie ihnen jedoch die Ausführung dieses Strebens erschwert, ja größtenteils zur Unmöglichkeit gemacht wurde, ist eine allbekannte Tatsache. Vom Verkehr mit ihren christlichen Mitbürgern gewaltsam abgeschnitten, in enge und schmutzige Ghettos zusammengedrängt, von öffentlichen Schulen und Universitäten ausgeschlossen, in allen Bewegungen und Unternehmungen gehemmt und gehindert, mit schweren Steuern und Abgaben belastet, hatten die Juden wahrlich einen schweren Stand im Kampf ums Dasein. Aber trotz aller dieser Hindernisse begegnen wir ihnen auf allen Gebieten menschlichen Schaffens, soweit sie nicht gewaltsam daran verhindert werden. In Ländern und zu Zeiten, wo man ihnen gegenüber etwas liberaler gesinnt war, fand man sie bei der Ausübung jedes Handwerks und jedes sonstigen Erwerbszweiges in demselben Verhältnis wie ihre christlichen Mitbürger.

Eine derartige Freiheit bildete jedoch eine Ausnahme in der Geschichte der Juden. Sowie sie auf irgend einem Gebiete besonders erfolgreich zu sein schienen, wurde ihnen die weitere Ausübung des betreffenden Erwerbszweiges untersagt. So z. B. bildete die Tuch- und Wollfabrikation einen der größten Industriezweige des Mittelalters. Als die Juden begannen, Erfolge auf diesem Gebiete aufzuweisen, gestattete man ihnen an verschiedenen Plätzen wie z. B. in Majorca die Fabrikation dieser Artikel nur, wenn sie sich vorher taufen ließen. Mit dem Entstehen der mittelalterlichen Zünfte wurden die Juden von der Ausübung der Handwerke nach und nach gänzlich ausgeschlossen. Ohne der Zunft anzugehören, durfte niemand ein Handwerk ausüben, und Juden wurden in die Zunft nicht aufgenommen.

So wurde denn den Juden selbst in friedlichen Zeiten

das Dasein immer schwerer gemacht. Es war tatsächlich so weit gekommen, daß ihnen die Ausübung jedes rechtmäßigen Erwerbszweiges verboten war. Zwar gab es immer Ausnahmen von diesen harten Gesetzen, aber dann blieb es eben bei der Ausnahme, die gerade dadurch die Regel bestätigte. Von der Not gedrungen, an der Ausübung jedes legitimen Erwerbszweiges verhindert, wurden dann die Juden zu einem Gewerbe getrieben, das sowohl im kirchlichen als auch civilen Sinne nicht nur als unmoralisch galt sondern geradezu als ein Verbrechen betrachtet wurde, nämlich — dem Geldverleihen, dem „Wucher".

Es ist eine der eigentümlichsten Erscheinungen in der Geschichte der Kultur, daß eine Handlung, die heute eines der fundamentalen Elemente bildet, auf denen unsere moderne Civilisation erbaut ist, in früheren Jahrhunderten als eines der verabscheuungswertesten Verbrechen galt. Wir können uns heute kein geordnetes Gemeinwesen, keinen Staat denken, in welchem das Ausleihen von Geld gegen Zinsen verboten sein sollte. Alle größeren Unternehmungen, ja der gesamte Handel und die Industrie bedürfen dieser geschäftlichen Methode als eines ihrer Hauptfaktoren. Sogar der Staat selber, also die gesellschaftliche Vereinigung als solche, könnte heute ohne dieses System nicht bestehen. Welche staatliche Regierung könnte heute ohne gesetzliche Anleihen ihren Bürgern gerecht werden?

Durch Männer wie Adam Smith und Hume wurde die natürliche Gesetzmäßigkeit des Zinsfußes auf wissenschaftlichem Wege nachgewiesen. Geld ist nicht, wie Aristoteles irrtümlich lehrte, von Natur steril, sondern ist im Gegenteil andauernd produktiv. Uns scheint dies heute so selbstverständlich zu sein, daß wir kaum verstehen, wie man bis vor gar nicht langer Zeit ganz entgegengesetzter Meinung gewesen sein konnte. Bentham mußte sich noch folgenden Argumentes bedienen, um seine Gegner zu widerlegen. Wenn der Borger, so sagt er, mit dem geliehenen Gelde Bullen und Kühe kauft, und diese Kälber erzeugen im zehnfachen Werte des geliehenen Kapitals, so kann man dieses schwerlich steril nennen.

Nichtsdestoweniger galt das Ausleihen von Geld gegen

eine pekuniäre Vergütung als Verbrechen. Das Wort „Wucher“ bezog sich nicht wie im modernen Sinne auf einen besonders hohen Zinsfuß sondern auf den Zins als solchen. Jeder, der Geld verlieh und mehr zurückverlangte als er gegeben, war ein Wucherer; ob er 1 Prozent oder 50 Prozent verlangte, blieb sich vollkommen gleich. Hier sind einige Definitionen des Wortes „Wucher“, wie sie in Schriften über das kanonische Recht gegeben wurden: „Usura est pretium usus pecuniae mutuatae. — Lucrum immediate ex mutuo proveniens. — Usura est cum quis plus exigat in pecunia aut in aliqua re quam dederit“. — Melanchthon gab noch folgende Definition: „Usura est lucrum supra sortem exactum tantum propter officium mutuationis“.

Das Ausleihen von Geld als Geschäft, um Nutzen daraus zu ziehen, galt daher als ein Verbrechen. „Wucher wurde nicht nur als kirchliches Verbrechen betrachtet, sondern war auch, soweit die Kirche die Gesetzgeber beeinflussen konnte, ein Civilverbrechen, und es wurde ausdrücklich in jene Klasse gestellt, die mit der Folter untersucht wurden“.[1])

Das Konzil des Lateran, das von Alexander III. im Jahre 1179 berufen wurde, beschloß, daß keinem Wucherer gestattet werden solle, sich dem Altare zu nahen, daß er in der Todesstunde keine Absolution erhalten, und man ihm kein christliches Begräbnis geben solle. In ähnlicher Weise wurde der Wucher von 28 weiteren Konzilen und von 17 Päpsten verurteilt.[2]) Dabei muß man aber immer im Auge behalten, daß unter Wucher jedes Ausleihen gegen eine Kompensation von Geld verstanden wurde, gleichviel ob der Zinsfuß hoch oder niedrig war.

Die Juden wurden also dadurch, daß man sie von jedem legitimen Gelderwerb ausschloß, zu diesem Berufszweige gedrängt. Es ist eine absolute Umkehrung der Verhältnisse, eine willkürliche Entstellung der Tatsachen, wenn man stets behauptet, die Juden hätten einen natürlichen Hang zum „Geldschacher“. Gerade bei den Juden war dies Gewerbe von

---

[1]) W. E. H. Lecky, History of the Rise and Influence of the Spirit of Rationalism in Europe. London 1865. Second Edition. II. p. 283.

[2]) Concina, Adversus Usuram pp. 112—113.

Hause aus weit mehr verachtet als bei anderen Völkern. „Ein Wucherer“, sagt ein talmudischer Rabbi, „ist einem Mörder vergleichbar, denn die Verbrechen beider sind in gleicher Weise unreparierbar“. Andererseits stellt merkwürdiger Weise Christus den Wucher als eine durchaus edle und gute Handlung dar und verdammte umgekehrt den, der den Wucher unterließ. Zu dem Knechte, der mit einem Pfunde zehn Pfund erworben hatte, sprach der Herr: „Ei, Du frommer Knecht, dieweil Du bist im Geringsten treu gewesen, sollst Du Macht haben über zehn Städte“. In gleicher Weise belobt er den zweiten Knecht, der mit einem Pfunde fünf erworben hatte. Aber jenen Knecht, der das eine Pfund bewahrt hatte, ohne Zinsen damit zu verdienen, schalt er einen Schalk und sprach zu ihm: „Warum hast Du denn mein Geld nicht in die Wechselbank gegeben? Und wenn ich gekommen wäre, hätte ich es mit Wucher erfordert“. Darauf befahl er, jenem das eine Pfund zu nehmen und es dem zu geben, der zehn Pfund hatte. Auf die Einwendung, daß dieser doch genug an zehn Pfund hätte, sagte er: „Wer da hat, dem wird gegeben werden; von dem aber, der nicht hat, wird auch das genommen werden, das er hat“.[1]) Natürlich heißt es hier wiederum: Das war nicht so gemeint, das ist bildlich aufzufassen. Nun, mag sich ein jeder hierbei denken was er will, mag er so viel christliche Liebe hineininterpretieren, als es ihm möglich ist. Die Tatsache bleibt bestehen, daß die Juden zum Geldverleihgeschäft auf die roheste Weise gedrängt wurden, indem man sie aller übrigen Erwerbsquellen beraubte. Wer Wert auf geschichtliche Wahrheiten legt, und wer sich für die Entwicklung der Civilisation interessiert, der möge diese Tatsache im Auge behalten.

Für die Entwicklung der Civilisation ist dieser Umstand insofern von der allerhöchsten Bedeutung, als das systematische Geldverleihgeschäft respektive die Begründung eines legitimen Zinsfußes die Basis des großen Welthandels bildet, ohne den wir uns heute keine Civilisation vorstellen können. Da es durchaus sicher ist, daß keine kommercielle oder industrielle Unternehmung in größerem Stile ins Werk

---

1) Ev. Lucas XIX, 12—26.

gesetzt werden könnte, ohne Geld zu leihen, und da es nicht minder feststeht, daß derartige Anleihen nur dadurch bewerkstelligt werden können, daß man für sie bezahlt in Gestalt von Zinsen, so ist es keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß die Kirche einen Fluch auf die materielle Entwicklung der Civilisation gelegt hat. Solange man an ihre Lehre des Wuchers glaubte und darnach handelte, blieb der Arm der Industrie gelähmt, die Verbreitung des Handels gehemmt, und alle die zahlreichen Wohltaten, die aus ihnen hervorgingen, blieben der Menschheit vorenthalten.[1])

In ähnlicher Weise sagt Montesquieu: „Ainsi nous devons aux spéculations des scolastiques tous les malheurs qui ont accompagné la destruction du commerce“.[2])

So stehen wir denn der eigentümlichen Tatsache gegenüber, daß die Juden durch Mißgunst, Haß und Verfolgungen seitens der christlichen Kirche dazu gezwungen wurden, die Begründer eines der notwendigsten und wichtigsten Fundamente zu werden, auf denen die moderne Industrie und der moderne Handel erbaut sind, daß aber die Juden wegen dieser Begründung, zu der man sie gewaltsam drängte, mit Schimpf und Schmach überhäuft wurden, daß man allmählich das Wort „Jude“ mit dem Begriff des Geldschachers identifizierte.

Und während die Juden den systematischen Geldverleih begründeten, wie er in unendlich vergrößertem Maßstabe heute von der „haute finance“, von den großen Staatsbanken, von den Staatsregierungen betrieben wird, während die Juden in strikt geschäftlicher Weise Geld für Zinsen verliehen, was taten die Großen der Kirche und des Staates, was taten die Päpste, die Kardinäle, die Kaiser, Fürsten und Könige, was taten die edlen Ritter, die Herzöge, Grafen und Barone, was taten sie alle, die mit so tiefer Verachtung, mit so entsetzlichem Abscheu den „elenden Wucher“ der Juden verdammten? Was taten sie? Des Geldes bedurften sie alle. Ohne Geld konnten die Ritter keine Burgen bauen, keine Mannen besolden, keine Fehde führen. Ohne Geld

---

[1]) W. E. H. Lecky a. a. O.

[2]) Esprit des Lois, lib. XXI, 20.

konnten Kaiser und Könige keinen Hofstaat halten, keine Kriege führen, keine Länder erobern. Ohne Geld konnten die Päpste und Kardinäle keine Paläste errichten, keine Harems halten, keine Orgien feiern. Gab es irgend jemanden, der das Geld verschmähte? Oh nein! Nach Geld dürstete jeder mit gleicher Gier und gleichem Verlangen.

Während die Juden das verachtete Geldverleihgeschäft betrieben, auf dem Industrie und Handel erwuchsen, überfielen die „wackern Raubritter“ den friedlich dahinziehenden Kaufmann auf der Landstraße, um ihm seine Habe zu stehlen und ihn selber samt seinen Begleitern, falls sie sich widersetzten, zu töten. Das war allerdings ein vornehmeres Geschäft, das war ritterlich und christlich gehandelt. Die Fürsten saugten nicht nur ihre Völker auf alle erdenkliche Art und Weise aus sondern verschmähten kein Mittel, welcher Art es auch sein mochte, um sich Geld zu verschaffen. Wie die römischen Heerführer jeden Kaiserwechsel enthusiastisch begrüßten, weil sie dabei stets ihren Profit zu machen verstanden, so betrachteten die deutschen Kurfürsten die Kaiserwahl als ein „Geschäft“, durch das sie so viel als möglich zu verdienen trachteten. Sie ließen sich nicht nur von den Kandidaten bestechen, indem sie dem Meistbietenden ihre Stimme verkauften, sondern sie nahmen von allen Kandidaten was sie bekommen konnten und erwählten dann den, der am besten zahlte und am meisten für die Zukunft versprach. Karl I. von Böhmen, der den deutschen Kaiserthron als Karl IV. bestieg, soll jedem Kurfürsten 100 000 Gulden für seine Stimme gegeben haben.[1]) Die Quittung des Kurfürsten von Trier vom 12. Juli 1376 ist noch erhalten. So war die Ehre der Fürsten in finanziellen Dingen beschaffen. Geld gegen Zinsen auszuleihen war ein verächtliches, strafbares Beginnen, aber zu stehlen und sich bestechen zu lassen war unter Rittern und Fürsten gang und gäbe.

Kaiser Maximilian I. war durchaus nicht der schlechtesten einer, aber wie dachte er in Geldangelegenheiten? Er schämte sich nicht, sich vom Könige von England viele

---

[1]) Aeneas Sylvius Piccolomini, De Ortu et Historia Bohemorum, Opera omnia, Basel 1551.

Tausend Pfund bezahlen zu lassen, um zu einer bestimmten Zeit mit einer Anzahl Truppen in Calais zu sein und dem Könige beizustehen, diese Summe Geldes aber ruhig einzustecken, ohne das dafür geleistete Versprechen zu erfüllen. Solche Dinge galten für durchaus ritterlich und anständig.

Als Heinrich VIII. auf den Rat des Kardinals Wolsey zwanzigtausend schweizerische Söldlinge warb, um unter Führung Kaiser Maximilians I. Mailand zu erobern und Marignano zu rächen, da mußte man sorgfältigst darauf bedacht sein, das Geld von Maximilian fernzuhalten, „denn“ so schreibt Pace, „jedes Mal wenn des Königs Geld in die Nähe des Kaisers kam, eignete er sich umgehend einen Teil desselben an, entweder durch Gewalt oder durch falsche Versprechungen, es zurückerstatten zu wollen“. Die Anklage wurde gerechtfertigt durch den Befehl, den Maximilian seiner Tochter Margarethe erteilte, Besitz zu ergreifen vom Gelde Heinrichs, sobald er hörte, daß derselbe auf dem Wege nach der Schweiz sei. „Der Kaiser“, sagt Julius II., „ist leichtsinnig und unbeständig und bettelt fortwährend um anderer Leute Geld, um dasselbe auf seinen Gemsjagden durchzubringen“. [1])

Was aber taten die Päpste, Kardinäle und Bischöfe, um sich in den Besitz der Unsummen Geldes zu setzen, dessen die Befriedigung ihrer Wollust und Ueppigkeit bedurfte? Wir haben in früheren Kapiteln des unerhörten Schwindels gedacht, der „im Namen unseres Herrn Jesu Christi“ mit dem Ablaßschacher betrieben wurde. Dieser aber bildete nur einen kleinen Erwerbszweig des mächtigen Klerus, der es verstanden hatte, sich zu Zeiten in den Besitz beinahe der Hälfte alles Grundeigentums zu setzen. Die päpstlichen Finanzmethoden bildeten die höchste Potenz von Korruption, die sich nur irgendwie denken läßt. Die unzähligen Beamtenstellen in dem ungeheuren System der Kirche waren sämtlich käuflich, von der allerhöchsten Stelle bis herab zum niedrigsten Arbeiter einer Dorfgemeinde. Nicht nur die großen Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe sondern sämtliche Mit-

---

[1]) A. J. Pollard, Henry VIII. Goupil & Co., Paris 1902.

glieder des Klerus sowie das ganze Heer der Hülfsbeamten, die Notare, Schreiber, Kanzlisten etc. mußten für ihre Stellung zahlen. Da die Betreffenden mithin große pekuniäre Opfer bringen mußten, um zu einer einträglichen Stellung zu gelangen, so hielten sie sich dadurch schadlos, daß sie den ihnen untergeordneten Instanzen gegenüber ein ähnliches Verfahren einschlugen. Jede Instanz hatte an die höhere ihren Tribut zu entrichten, und in letzter Instanz war es natürlich das Volk, das die ganze Zeche zu zahlen hatte. „Eine hervorragende Rolle in dem Etat der Kurie spielten die Konfirmationsgebühren, d. h. die Abgaben, welche die neu in das Amt gekommenen kirchlichen Würdenträger für die päpstlichen Bestätigungen entrichten mußten. Schon zu Ende des 13. Jahrhunderts hatten dieselben für das Bistum Brixen 4000 Goldgulden betragen, ungerechnet 200 Goldgulden Trinkgelder an die päpstlichen Beamten. Nachmals waren die Taxen beträchtlich gesteigert. Für die Erzbistümer von Mainz, Trier und Salzburg war eine Konfirmationsgebühr von je 10000 Goldgulden zu entrichten, für Rouen gar 12000“.[1])

Diese sogenannten „Konfirmationsgebühren“ sind natürlich nichts als der Preis für die käufliche kirchliche Stellung. Bei jedem Wechsel, bei jedem Avancement mußte diese Gebühr bezahlt werden, für die selbstredend das arme Volk stets zu bluten hatte.

„Wie ein großer Teil der Aemter und Stellen an der Kurie käuflich war, so wurden die Pfründen mehr und mehr zu einem gangbaren Handelsartikel; es kam so weit, daß man den Vertrieb der fetteren Benefizien, um ihn noch schwunghafter zu gestalten, gegen mäßigen Zins den großen Handelshäusern überließ, wie z. B. die Fugger nach dem Tode eines Augsburger Chorherrn dessen Pfründen an sich brachten. Sie wurden dann nochmals verkauft und von den neuen Käufern vielleicht nochmals an den Meistbietenden verpachtet. Wimpheling kannte einen Geistlichen, der vierundzwanzig Pfründen, darunter acht Kanonikate, be-

[1]) Die Geschichte des Socialismus in Einzeldarstellungen von Karl Kautsky, Stuttgart 1895.

saß, ohne auch nur eine selbst zu versehen. Capito sagt sogar einem Straßburger Stiftsherrn, Jakob, nach, daß er sich hundert Pfründen verschafft und damit einen wahrhaften Handel betrieben habe“.[1])

Betrachten wir die verschiedenen Methoden des Gelderwerbs, wie sie hier geschildert wurden, hinsichtlich ihrer Moral und Legalität von unserm heutigen Gesichtspunkte aus, so ist es ohne weiteres ersichtlich, daß jeder, der heute so handelte, entweder wie die wegelagernden Raubritter auf dem Schaffot beziehungsweise am Galgen enden würde, oder daß er wie die übrigen Herren sein Quartier im Zuchthause aufschlagen müßte. Die einzigen, deren Erwerbsmethode nach unsern heutigen Begriffen nicht nur vollkommen moralisch und legal sondern sogar absolut unentbehrlich war, sind die verachteten Juden mit ihrem Geldverleihgeschäft, mit ihrem „Wucher“.

Es ist diese Tatsache von größter Bedeutung für die richtige Beurteilung der Entwicklung unserer Civilisation sowie des moralischen Gefühls der Menschheit. Hier ist eine Klasse von Menschen, die in christlicher Liebe von jedem Erwerbszweig ausgeschlossen wurde, die man dadurch zu einer Tätigkeit drängte, die ihnen ihr eigenes Gesetz untersagte, und die man allgemein für verachtungswert und verbrecherisch hielt, die sich aber nichtsdestoweniger nach und nach als eine sociale Notwendigkeit erwies, und ohne welche unsere heutige Civilisation nicht gedacht werden kann.

Was aber dabei das wahrhaft Tragische ist, das ist der Umstand, daß man nicht nur weit davon entfernt ist, seinen Irrtum einzugestehen, sondern daß man fortfährt den Begriff des Juden nach wie vor mit einem unredlichen Geldschacher zu identifizieren, trotzdem der Lauf der Geschichte, wie oben gezeigt wurde, das volle Gegenteil enthüllte, nämlich daß die Juden ein vollkommen ehrliches und legitimes Geschäft betrieben, während der Adel und der

---

[1]) F. v. Bezold, Geschichte der deutschen Reformation, Berlin 1890.

Klerus ihre Schätze durch Raub, Diebstahl, Erpressung und Korruption erwarben.

Ebenso ungerecht wie es ist, den Juden den Geldverleih als Verbrechen vorzuwerfen, ebenso unbegründet ist es, zu behaupten, daß sie von Natur aus eine besondere Neigung zu diesem Geschäfte hätten. Daß man sie mit Gewalt dazu gedrängt hat, ist zur Genüge dargestellt worden. Einen ferneren Beweis aber für die Unwahrheit jener Behauptung lieferte das Verhalten der Juden überall da, wo man den Zwang und die Hemmung von ihnen nahm und ihnen dieselben Chancen gab wie ihren Mitbürgern. Ueberall da, wo dies geschah, hat man sich noch immer über das Gegenteil beklagt, nämlich daß die Juden sich „überall hineindrängten", daß sie in allen Berufszweigen zu finden wären, und daß sie aller Welt Konkurrenz machten.

Der Haß und Abscheu gegen den jüdischen Geldverleiher früherer Jahrhunderte hatte noch seine besondere Begründung. Heutzutage wird der Zinsfuß auf gesetzlichem Wege bestimmt. Die Höhe desselben ist nicht mehr der Willkür des einzelnen preisgegeben sondern ist von ganz gesetzmäßigen Vorgängen abhängig. Anders verhielt sich dies in früheren Zeiten. Das Verlangen von Zinsen für geliehenes Geld nannte man „Wucher", gleichviel ob der Zinsfuß hoch oder niedrig war. Von einer gesetzmäßigen Bestimmung des Zinsfußes konnte mithin keine Rede sein. Der Geldverleiher machte den Preis für sein Darlehn, gerade wie der Kaufmann den Preis auf seine Ware setzte. Wie der Preis aller Waren mittels der Konkurrenz durch Angebot und Nachfrage reguliert wird, so hatte auch das Geld als Ware seinen Preis, der von denselben Faktoren abhängig war, wie alle übrigen Waren. Die Tatsache nun, daß das Verleihen von Geld gegen Zinsen eine ungesetzliche und verachtete Transaktion war, machte verleihbares Geld wesentlich rarer, als dies sonst der Fall gewesen wäre, und durch diese Knappheit des Angebotes mußte naturgemäß der Preis bezw. der Zinsfuß steigen.

Ein weiterer nicht minder wichtiger Faktor bei der Regulierung des Preises einer Ware ist das Risiko, das der Kaufmann beim Verkauf derselben zu übernehmen hat. Jeder

Kaufmann verkauft seine Ware billiger gegen bares Geld, als wenn er Kredit geben muß. Beim Kredit ist das Risiko wiederum abhängig von zwei Faktoren, erstens von der Zahlungsfähigkeit und dem Charakter des Käufers, zweitens von den gesetzlichen Mitteln, durch welche der Gläubiger geschützt ist. Exporteure, die z. B. heute ihre Ware nach Ländern schicken, wo sie durch Gesetze keinen oder wenig Schutz genießen und daher lediglich von der Ehrenhaftigkeit des Käufers abhängen, werden naturgemäß den Preis ihrer Ware erhöhen. Dies war die Lage, in der sich die Juden gegenüber ihren vornehmen Kunden, den Herren Grafen und Baronen befanden. Der „Wucherer“ fand vor dem Gesetze keinen Schutz. Im Gegenteil, er trieb ein unerlaubtes Gewerbe. Wenn es dem Herrn Grafen gefiel, den lästigen Juden mit seinem fälligen Wechsel von seinem Schloßhofe mit Peitschen und Hunden forttreiben zu lassen, so hatte der Jude kein Mittel, sich zu seinem Recht zu verhelfen. Er wurde hinterher noch verspottet und verlacht, vielleicht auch gar des „Wuchers“ wegen eingesperrt.

Naturgemäß mußte der Jude den Preis seiner Ware angesichts der vielen Gefahren, sie gänzlich zu verlieren, wesentlich erhöhen, oder mit anderen Worten der Jude wurde durch die Verhältnisse gezwungen, sein Geld nur gegen hohe Zinsen zu verleihen. An Stelle des ihm versagten gesetzlichen Schutzes lernte der Jude, sich durch List und Verschlagenheit seines Geldes zu versichern. Er studierte den Charakter seiner Kunden und die sie umgebenden Verhältnisse; er wußte sich vertraut zu machen mit ihren Familienangelegenheiten, mit ihren häuslichen Gewohnheiten, ihrer socialen Stellung; sein ganzes Sinnen war darauf gerichtet, durch feine Manipulationen, durch Indiskretionen und Drohungen, seine Kunden in seine Gewalt zu bekommen und sich dadurch seines Geldes zu vergewissern. Der jüdische Geldverleiher früherer Jahrhunderte wurde daher zu einem ganz besonderen Typus, einem eigenartigen Menschengebilde. Aber es waren die Verhältnisse, die diese Kreatur erzeugten. Wie der deutsche Raubritter, wie der päpstliche Ablaßhändler so war auch der jüdische Geldverleiher, der Shylock, das Produkt der christlichen Civilisation. Ebenso wenig wie die

Deutschen von der Natur zu Wegelagerern, Räubern und Mördern geschaffen waren, ebenso wenig waren die Juden ihrer Natur nach „Wucherer". Mit dem Fortschritt der Civilisation, mit der Befreiung von dem kirchlichen Joche verschwanden die Ablaßkrämer, die Raubritter und auch die Shylocks.

Was hier von dem jüdischen Geldverleiher gesagt wurde, das gilt in der Tat von der gesamten jüdischen Bevölkerung. Der jeweilige Charakter der Juden, ihre Erwerbsmethoden, ja selbst ihre äußerliche Erscheinung, alles dies ist das Produkt der sie umgebenden Verhältnisse. Die Eigenschaft der Juden, sich den Sitten und Gebräuchen eines Landes schnell anzupassen, ist bereits oben erwähnt worden. Sie besitzen eine hochgradige Suggestibilität. Sie sind geneigt, die auf sie einwirkenden Einflüsse schnell in sich aufzunehmen, die guten wie die schlechten. Von dem Zustande, in welchem sich die Juden in einem Lande befinden, kann man daher einen Rückschluß ziehen auf die Kulturstufe des betreffenden Volkes. Die Juden bilden gleichsam das Spiegelbild der sie umgebenden Civilisation.

Wer an der Korrektheit dieser Aussagen zweifelt oder sie für übertrieben hält, der kann sich täglich von der Wahrheit derselben überzeugen. Während der letzten Jahrzehnte sind Hunderttausende von Juden von Rußland nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas ausgewandert. Die Stadt New-York besitzt beinahe allein eine Million dieser Leute.

Bei ihrer Ankunft in der neuen Heimat befinden sich diese Menschen in dem Zustande der denkbar größten Verwahrlosung sowohl in physischer wie in psychischer als auch moralischer Hinsicht. Aller anständigen Erwerbsmöglichkeiten beraubt waren sie dazu gezwungen, durch elenden Schacher und die niedrigsten Verrichtungen ihr Dasein zu fristen. In elende, schmutzige Ghettos zusammengedrängt waren sie genötigt, wie die Tiere zu leben, ohne auch nur Kenntnis zu erlangen von den einfachsten hygienischen Einrichtungen der Neuzeit. Beim Anblick dieser Menschen glaubt man, um Jahrhunderte zurückversetzt zu sein. Man glaubt, ein aus dem Grabe auferstandenes Volk vor sich zu haben, das einer weit zurückliegenden Epoche der Ge-

schichte angehört und keine Ahnung von alledem besitzt, was sich während der letzten Jahrhunderte in der Welt ereignet hat. Durch die fanatischen Verfolgungen, durch die grausamen Mißhandlungen, durch die ungerechten Anklagen, denen sie kontinuierlich ausgesetzt waren, entwickelte ihr Charakter alle jene Züge, die man bei unterdrückten und mißhandelten Völkern anzutreffen pflegt. Mißtrauisch gegen jedermann glauben sie, in allem eine feindliche, verräterische Absicht zu erkennen. Wie ein gehetztes Tier sind sie stets darauf bedacht, sich vor Angriffen zu schützen und gegen Anklagen zu verteidigen. Sie scheuen kein Mittel, ihren Feinden zu entfliehen, weil man alle Mittel anwandte, sie zu unterdrücken und zu mißhandeln. Schwerlich kann man sich ein Volk denken, das körperlich und geistig mehr degeneriert wäre, als diese russischen Juden.

Und doch! Welch Wunder wirkt die neue Welt mit ihrer vorgeschrittenen Civilisation, mit ihrem Freiheits- und Gleichheitsprincip, mit ihrer Gerechtigkeit und Humanität auf dieses unterdrückte Volk. Mit einem Eifer und einem Streben, das in der Tat bewundernswert ist, ergreift die jüngere Generation, die noch nicht zu sehr verkommen ist, um noch zu lernen, die Mittel, die man ihnen dort bietet, ihren Geist zu bilden, ihre Gewohnheiten zu verbessern und ihre Moral zu heben. Freilich geht das nicht so schnell; es bedarf mehrerer Generationen, um die widerwärtigen Eigenschaften abzustreifen, die eine jahrtausendlange Mißhandlung künstlich in ihnen erzeugte. Aber endlich siegt doch die menschliche Natur. Immer mehr entfernen sich die jüngeren Generationen von dem Sumpf und dem Schmutz, in dem ihre Vorfahren Jahrhunderte lang gefangen waren, bis schließlich vollkommen gesittete Menschen aus ihnen hervorgehen, die sich in allen Berufsklassen und Erwerbszweigen auszuzeichnen bemüht sind.

Bedarf es eines augenscheinlicheren Beweises, daß die heutigen Juden das, was sie außer dem rein Menschlichen sind, lediglich den sie umgebenden und den sie beeinflussenden Verhältnissen zu verdanken haben? Es sei daher nochmals betont, daß die Juden eines Landes den Spiegel bilden,

von welchem die Kulturstufe des betreffenden Volkes reflektiert wird. Wie ungerecht ist es daher, ihnen aus dem was man selber in ihnen erzeugt hat, einen Vorwurf zu machen! In den degenerierten, verkommenen russischen Juden spiegelt sich die mittelalterliche Barbarei des heutigen Rußland ab, während die auf allen Gebieten menschlichen Schaffens erfolgreichen Juden in Amerika das Produkt einer hohen und bewundernswerten Civilisation darstellen.

Der moderne Drang nach Geistesfreiheit, der seinen ersten mächtigen Anstoß von der französischen Revolution erhielt, und der sich allmählich in allen Kulturländern Bahn brach, war vor allen Dingen bemüht, das Joch des religiösen Glaubenszwanges abzuschütteln. Nachdem man einmal soweit gelangt war, die Kirche vom Staate zu trennen und die erstere jeglicher Jurisdiktion beraubt hatte, mit anderen Worten nachdem man niemanden mehr auf gesetzlichem Wege zu religiösen Verrichtungen zwingen oder wegen Unterlassungen strafen konnte, nachdem der religiöse Glaube und die Ausübung desselben von jedem Zwange befreit war, da konnte schlechterdings mit der jüdischen Religion keine Ausnahme gemacht werden. Die „Emanzipation" der Juden war eine logische Folge des allgemeinen Fortschritts auf dem Gebiete persönlicher Freiheit. Seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts genießen die Juden in allen Kulturländern — Rußland kann man füglich nicht unter diese Klasse rechnen — die gleichen Rechte und Gesetze wie ihre christlichen Mitbürger. Nach dem Buchstaben des Gesetzes besteht kein Unterschied zwischen Juden und Christen. Dem Gesetze nach stehen ihnen sämtliche Berufszweige offen, durch kein Gesetz sind sie von irgend einer Karriere ausgeschlossen. Und trotz alledem ist die sogenannte „Judenfrage" heute brennender, intensiver als zu irgend einer früheren Zeit der Geschichte. Man ist fast geneigt zu sagen, daß durch die Emanzipation der Juden die Judenfrage sich um so dringender gestaltet hat.

Es ist dieser Gegenstand so eng verknüpft und so innig verwoben mit dem Problem des allgemeinen Fortschritts der Civilisation, daß wir nicht umhin können, zu ver-

suchen, demselben an dieser Stelle etwas näher auf den Grund zu gehen.

Wie zu Anfang dieses Kapitels ausdrücklich betont wurde, war der Haß, wie er ursprünglich zwischen Juden und Christen bestand, rein religiöser Natur. Wir versuchten darzutun, daß die körperliche und geistige Verkümmerung der Juden eine Folge dieses Hasses seitens ihrer christlichen Mitbürger war. Nachdem die Juden durch die sie umgebenden Verhältnisse, durch die grausamen Mißhandlungen und Verfolgungen das geworden waren, was man aus ihnen gemacht hatte, da war es nur natürlich, daß man jenen alten Haß nunmehr auch auf das Produkt des Hasses übertrug; mit anderen Worten, man haßte die Juden nicht nur ihrer Religion halber, sondern wandte sich mit Abscheu von dem schmutzigen Ghetto, in welchem die physisch und moralisch degenerierten Juden das Resultat Jahrhunderte langer Entbehrungen bildeten.

Als man nun die Tore des Ghettos öffnete und den Juden Zutritt zu allen Erwerbsklassen gewährte, als man sie vor dem Gesetze als gleichberechtigt erklärte mit ihren christlichen Mitbürgern, da trugen sie eine Eigenschaft zur Schau, die man gewöhnlich für specifisch jüdisch hält, die jedoch größtenteils das Resultat der Jahrhunderte langen Unterdrückungen bildet. Diese Eigenschaft äußert sich in einem äußerst schnellen Empordringen auf sämtlichen Gebieten menschlichen Schaffens, sodaß innerhalb kurzer Zeit alle professionellen und industriellen Erwerbszweige angefüllt wurden mit Juden, die sich überall mit großem Erfolge emporarbeiteten. Man glaubte in dieser Erscheinung vielleicht nicht ganz mit Unrecht eine besondere intellektuelle Begabung der Juden erblicken zu müssen. Bei dieser Schlußfolgerung begeht man jedoch einen Irrtum. Nirgends lassen sich diese Verhältnisse so gut studieren wie in den Vereinigten Staaten und ganz besonders in der Stadt New-York, die durch ihren internationalen Charakter und ihre große Masse russisch-jüdischer Einwanderer dazu die beste Gelegenheit bietet. Der Fehler, den man in der Regel bei der psychologischen Beurteilung jener Juden zu machen pflegt, besteht darin, sie ohne weiteres mit dem Proletariat anderer

Länder zu vergleichen. Es gibt in New-York ein großes Kontingent italienischer Arbeiter, es gibt eine große Anzahl irländischer Emigranten, es gibt — heute nicht mehr so viel wie früher, — deutsches Proletariat, in geringerer Anzahl gibt es Schweden und Franzosen und schließlich eine beträchtliche Anzahl von Chinesen und Negern. Nun heißt es stets, von allen Proletariern seien es allein die Juden, die sich mit großer Geschwindigkeit emporarbeiten; alle übrigen Nationen blieben das, was sie wären, ohne einen wesentlichen Fortschritt aufweisen zu können. Hieraus schließt man dann ohne weiteres auf die intellektuelle Ueberlegenheit der Juden. Dabei aber übersieht man folgende Tatsache. Die italienischen Arbeiter, sowie die Arbeiter der übrigen Nationen repräsentieren das wirkliche Proletariat ihres Heimatlandes, und nicht nur das, sondern von diesem Proletariat in der Regel noch den Ausschuß. Es sind sicherlich nicht die besten Arbeiter, die mit Weib und Kind ihre Heimat verlassen, um das Glück in einer neuen Welt zu suchen; es ist die Hefe des Volkes. Sie gehören einer Klasse an, die auf natürlichem Wege zum Proletariat wurde. Sie sowie ihre Vorfahren hatten dieselben Chancen wie ihre Mitbürger in dem großen Kampfe ums Dasein. Warum sollten sie in einem fremden Lande, dessen Sprache und Sitten ihnen unbekannt sind, besser reussieren als im eigenen Lande? Alles, was sie erwarten, ist, Gelegenheit zu finden für ihrer Hände Arbeit, die sich in Amerika leichter bietet als in ihrer übervölkerten Heimat.

Ganz anders liegt die Sache bei den russischen Juden. Sie bilden nicht das natürliche Proletariat eines Volkes wie die italienischen Arbeiter und die deutschen Bauern. Sie repräsentieren eine komplette Volksmasse, die man gewaltsam an der Ausübung ihres natürlichen Berufes verhinderte, der man die Gelegenheit zu lernen, sich zu bilden absichtlich vorenthielt. Sie suchen nicht einfach eine Gelegenheit für ihrer Hände Arbeit, sondern sie suchen eine Heimat, in der sie sich frei entfalten, ihre Kinder heranbilden und erziehen lassen können. Es ist daher durchaus unrichtig, die russischen Juden in intellektueller Hinsicht mit dem Proletariat anderer Völker zu vergleichen. Sie müssen sich erst sichten

und sondern, bevor man ihr Proletariat mit dem anderer Völker auf eine Stufe stellen kann.

Daß die Juden, sowie ihnen die Gelegenheit dazu geboten wird, sich ungeheuer schnell aus dem größten Elend emporarbeiten und alle Stufenleitern menschlicher Tätigkeit mit Eifer emporklimmen, ist eine überall und zu allen Zeiten beobachtete Tatsache. Es ist dies aber, wie oben gezeigt wurde, weder ein besonderes Verdienst, noch ein Zeichen von höherer Intelligenz sondern ein sich aus den Verhältnissen mit Notwendigkeit ergebender Prozeß. Andererseits kann man den Juden einen Uebelstand kaum zum Vorwurf machen, der aus diesem schnellen Emporsteigen erwächst, der jedoch nichtsdestowengier ein großer Uebelstand bleibt. Mit dem schnellen Emporsteigen auf den verschiedenen Gebieten des Gelderwerbs und selbst mit der erhöhten Schulbildung und Erziehung der nächsten Generation kann die ethische und moralische Entwickelung unmöglich Schritt halten. Wenn wir nicht irren, war es John Stuart Mill, der da sagt: „It takes three generations to make a gentleman“. Wenn wir geneigt sind, mit diesem Ausspruch nicht ganz übereinzustimmen, so ist es die niedrige Zahl „drei“. In der Regel bedarf es mehr als drei Generationen, um „gentlemen“ zu produzieren. Intellektuelle Bildung kann bei genügender Beanlagung schnell genug erlangt werden. Kinder, die in der elendesten Umgebung eines schmutzigen Ghettos aufwachsen, können, wenn sie den betreffenden Unterricht erhalten, gerade so viel lernen wie die Kinder der vornehmen Leute. Die ethische Bildung jedoch, Gefühle und Empfindungen sowie Gewohnheiten und Manieren, können nicht erlernt werden, wie man etwa eine fremde Sprache oder sonstiges Wissen erlernt. Diese Dinge erlangt das Kind im elterlichen Hause. Die Eindrücke, die dort auf das jugendliche Gemüt einwirken, sind maßgebend für das gesamte spätere Leben. Ihre Mängel können niemals ausgeglichen werden, noch kann man das Resultat ungünstiger Jugendeindrücke rückgängig machen. Kinder verwahrloster, verkommener Eltern können noch so viel lernen, sie mögen noch so viele Preise in der Schule gewinnnen, die Folgen ihrer Jugendeindrücke werden

sie niemals abzustreifen imstande sein. Ihre Manieren, ihre Gewohnheiten, vielfach auch ihre Gesinnungsart verraten die niedrige Herkunft, sie atmen die Luft des Ghettos.

In dieser Lage befindet sich heute immer noch ein großer Teil der gebildeten Juden; durchaus nicht alle, aber ein großer Teil. Ueberall, wo man den Juden an seinen Manieren, an seinem Wesen, an seiner Sprache erkennt, handelt es sich um dieses Verhältnis. Gleichviel welchen Bildungsgrad der Jude erlangt hat, gleichviel wie hoch die sociale Stellung ist, die er innehält, das, was ihm noch anhaftet und ihn als den Juden zu erkennen gibt, das kann er nicht abstreifen, so sehr er sich auch bemühen mag.

Es wäre wie gesagt ungerecht, den Juden hieraus einen Vorwurf zu machen, da sie für die ihnen zuteil gewordenen Jugendeindrücke unmöglich verantwortlich gemacht werden können, außerdem aber ihre Vorfahren durch das Verschulden anderer in die elenden Verhältnisse gerieten, aus denen sich die jüngeren Generationen herauszuarbeiten haben. Nein, einen Vorwurf kann man ihnen aus den ihnen anhaftenden Unmanieren und schlechten Gewohnheiten nicht machen, aber bleiben sie deswegen nicht ebenso abstoßend und widerwärtig? Kann man es Leuten mit ästhetischer Feinfühligkeit verdenken, wenn sie sociale Berührungen mit Menschen dieser Art meiden? Besonders in den Vereinigten Staaten, wo die russischen Juden seit Jahrzehnten zu Hunderttausenden einwandern, ist dieser Umstand ganz besonders augenfällig. Obwohl die Eltern selber noch vollkommene Typen des russischen Ghettos darstellen und in Schmutz und Verkommenheit leben, setzen sie alles daran, ihren Kindern eine gute Schulbildung zu geben und sie zu etwas besserem heranzubilden. Die höheren Schulen und Universitäten sind voll von Kindern aus dieser Klasse. Durchschnittlich weisen sie große Fähigkeiten auf und stehen häufig, was die Leistungen anbetrifft, an der Spitze. Wenn sie von der Schule oder der Universität kommen, werden sie Kaufleute, Advokaten, Aerzte, Künstler und sind im allgemeinen auf allen Gebieten, die sie betreten, erfolgreich. Aber sie tragen den Typus des Ghettos auf der Stirne. So viel sie auch in der Schule und auf der Universität gelernt haben, so erfolg-

reich sie in ihrem späteren Berufe sein mögen, ihre Manieren, Gewohnheiten und Gesinnungen verraten deutlich die Atmosphäre, in der sie aufgewachsen sind.

Das Schlimmste dabei ist, daß gerade diese Klasse der Juden selber auch nicht die geringste Erkenntnis von dieser Tatsache hat. Wenn sich die Amerikaner weigern, in sociale Beziehungen zu ihnen zu treten, wenn sie nicht in denselben Sommerhotels, wo eine Art familiären Lebens geführt wird, mit ihnen zusammenwohnen wollen, wenn sie sie nicht in ihre Klubs aufnehmen und jeden gesellschaftlichen Umgang mit ihnen vermeiden, so halten die Juden dies für ein engherziges Vorurteil und beklagen sich über ungerechte Behandlung, anstatt selber einzusehen, daß die Abneigung gegen ihre Gewohnheiten, Manieren, Sprachweise etc. vollkommen berechtigt ist. In der Tat können die jüdischen Manieren auf den Amerikaner nicht abstoßender wirken als auf diejenigen Juden, die genügende Generationen der Gesittung in ihrer Ascendenz haben, um endlich von der letzten Spur des Ghettos befreit zu sein.

Die Abneigung gegen jüdische Unmanieren und der Widerwille vor dem lauten, zudringlichen Wesen der Juden ist vollkommen berechtigt, und das einzige Mittel, womit sie diese Abneigung besiegen können, besteht darin, den künftigen Generationen nicht nur eine genügende Schulbildung und eine wissenschaftliche Erziehung zuteil werden zu lassen, sondern sie von Jugend auf mit derartigen Eindrücken zu umgeben, daß ihre Manieren und Gewohnheiten keine Spur jener Widerwärtigkeiten mehr aufzuweisen haben. Aus augenscheinlichen Gründen ist dies ein schwieriges Problem, das zu seiner Lösung wie gesagt vieler Generationen bedarf. Von dieser Lösung aber ist es einzig zu erwarten, daß die Juden die Abneigung, die ihre Mitbürger gegen sie haben, dereinst gänzlich besiegen.

Die Abneigung, von der hier die Rede war, hat also absolut nichts mit der Religion zu tun und ist daher ganz etwas anderes als der ursprüngliche Haß, den die Christen gegen die Juden in früheren Zeiten zur Schau trugen. Daher kommt es auch, daß die streng gläubigen Juden weit weniger von dieser Abneigung getroffen werden als die frei-

sinnigen, die zum größten Teil überhaupt nicht religiös veranlagt sind. Denn zu letzteren gehört die gebildete Klasse, von der oben die Rede war, deren ethische Entwicklung mit der wissenschaftlichen Erziehung nicht Schritt halten konnte. Die streng gläubigen Juden werden hingegen zum größten Teil von der unteren Klasse gebildet. Sie machen selbstverständlich auf sociale Stellungen und gesellschaftliche Beziehungen keinen Anspruch und haben sich daher über nichts zu beklagen. Um ihre Religion kümmert sich niemand. In der Ausübung derselben werden sie vollkommen unbehelligt gelassen.

Der auf religiösem Fanatismus beruhende Haß gegen die Juden ging in erster Linie von den Priestern aus. Er wurde von ihnen gepredigt, und von ihnen wurde das Volk zu Mißhandlungen und Gewalttätigkeiten gegen die Juden aufgehetzt. Die oben beschriebene Abneigung vor dem Ueberbleibsel der Ghettomanieren ist rein gesellschaftlicher Art. Sie beruht auf einem ästhetischen Gefühle und ist daher nicht Sache des Princips. Gänzlich unabhängig von diesen beiden Betätigungen, dem religiösen Haß und der Abneigung gegen jüdische Unmanieren, ist eine Agitation, die ihren Ursprung zu Ende der siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland hatte und sich von dort aus über die Welt verbreitete.

Die Schnelligkeit, mit der sich die Juden, sobald ihnen die Möglichkeit geboten war, auf allen Erwerbszweigen und in allen Berufsklassen emporarbeiteten, konnte nicht umhin, jenen bekannten Feind jedes Erfolges wachzurufen, — den Neid. Es ist dies ein Gefühl, das tief in der Natur des Menschen wurzelt, eine der vielen Schwächen, die dem Menschengeschlecht zueigen sind. In unserem Zeitalter der freien Konkurrenz, in dem jener unerbittliche Kampf ums Dasein mit den Waffen des Geistes ausgefochten wird, trachtet einjeder nach neuen Mitteln, den Gegner aus dem Felde zu schlagen. Auf allen Gebieten, in allen Berufszweigen traten die Juden in Konkurrenz mit ihren christlichen Mitbürgern; in der Politik, in der Presse, in der Jurisprudenz, in der Medizin, in allen Zweigen des Handels und der Industrie, überall sah man sie erfolgreich kämpfen und die schwierig-

sten Hindernisse überwinden. Kann es da wundernehmen, daß manch einer, der im Kampfe ums Dasein die Schwertstreiche der Konkurrenten allzu empfindlich fühlte, oder der wohl gar im Kampfe unterlegen war, im Innern die Emanzipation der Juden bedauerte und die Zeit zurückwünschte, da die Juden im Ghetto eingeschlossen waren, und man ihre Konkurrenz nicht zu fürchten brauchte? Nein, wahrlich nicht! Dieses Gefühl ist durchaus erklärlich. So edel, sich über den Sieg des Gegners zu freuen, namentlich wenn es sich um den Kampf ums Dasein handelt, so edel findet man die Menschen nicht. Ist doch das Bestreben überall darauf gerichtet, andere Menschen außerhalb der Konkurrenz zu halten und sie von der Teilnahme an dem Kampfe auszuschließen. Was anderes waren die Zünfte des Mittelalters? Was anderes bestreben heute die vielen Vereinigungen von Berufsklassen? Die „Union“ der Musiker in New-York erlaubt niemandem in einem Orchester zu spielen, der nicht mindestens 6 Monate lang im Lande ist. Das Bestreben, sich die Konkurrenz vom Halse zu halten, ist das notwendige Resultat unserer modernen socialen Einrichtungen.

Diesem Bestreben entsprang jene Agitation zu Ende der siebziger Jahre. Sie hatte also nichts zu tun mit dem religiösen Haß und der socialen Abneigung. Weder die jüdische Religion noch die Manieren der Juden kamen hier in Betracht. Hier handelte es sich darum, sich einer lästigen und schnell um sich greifenden Konkurrenz zu entledigen. Das Bestreben war darauf gerichtet, den Juden die gesetzliche Gleichstellung, die man ihnen eingeräumt hatte, wieder fortzunehmen. Wie dies auf legalem Wege zu bewerkstelligen sei, und wie weit man darin gehen könne, das ließ man vorderhand ganz außer acht. Zunächst handelte es sich darum, eine große allgemeine Agitation gegen die Juden in Scene zu setzen; das übrige würde sich dann schon von selber ergeben.

Die Frage war nun, womit wollte man diese Agitation begründen? Wie wollte man sie motivieren? Man konnte dem Volke unmöglich sagen, wir wollen uns die Konkurrenz der Juden vom Halse schaffen, und daher müßt ihr helfen,

sie hinauszuwerfen. Das ging nicht; man mußte die Sache gut motivieren. Auf die jüdische Religion zurückzukommen, war ebenfalls unmöglich. Konnte man jetzt mit einem Male wieder Tränen vergießen, daß die schrecklichen Juden „unsern Heiland, den Herrn Jesus Christus“ gekreuzigt hatten? Das würde nicht mehr ziehen, namentlich nachdem man die Juden nun einmal emanzipiert hatte. Desgleichen konnte man die jüdischen Unmanieren nicht zum Grund einer solchen Agitation machen, denn was sollten diese Manieren mit geschäftlichen oder beruflichen Ausübungen zu tun haben? Außerdem waren doch nicht sämtliche Juden unmanierlich. Im Gegenteil, gerade unter denen, gegen welche sich die Agitation richten sollte, gab es genug Leute, die alles Ghettohafte vollkommen abgestreift hatten; auch konnten Manieren mit der Zeit verbessert werden. Also auch dieses ging nicht. Man brauchte etwas Neues, wodurch die Welt aufgerüttelt und in Schrecken versetzt würde, ähnlich der Sage, welche die Priester im Mittelalter verbreiteten, daß die Juden die Brunnen vergifteten und die Kinder zu rituellen Zwecken ermordeten. Etwas derartiges brauchte man, womöglich mit einem neuen Schlagwort verbunden, denn das hilft stets am meisten.

Ah! Da erschien das heiß Ersehnte. *Εὕρηκα, Εὕρηκα!* erscholl es von der Kanzel herab, denn der Deus ex machina, der die große Entdeckung machte, war „Hofprediger“! Königlicher Hofprediger der „Religion der Liebe“, der „christlichen Liebe“! Das Kind ward geboren und vom Herrn Hofprediger selber getauft. Sein Name war — „Antisemitismus“.

Hier hatte man etwas ganz Neues. Nicht gegen die „Kreuziger des Heilands“, nicht gegen die unmanierlichen Nachkommen der Ghettobewohner war die moderne Judenagitation gerichtet. Nein, gegen die „Rasse“ suchte der Herr Hofprediger einen unauslöschlichen Haß im deutschen Volke zu verbreiten. Nicht gegen die jüdische Religion, aus der das Christentum hervorgegangen war, richtete der schlaue Hofprediger seine Angriffe sondern gegen die „semitische Rasse“. Seiner Lehre zufolge übte diese Rasse den denkbar schlechtesten Einfluß aus auf alle Völker, denen sie sich an-

geschlossen hatte. Die häßlichen und abstoßenden Manieren der Juden waren seiner Ansicht nach nicht die Folge einer Jahrhunderte langen Unterdrückung und gleichzeitigen Ausschließung von jeder Civilisation, sondern sie bildeten eine Charaktereigenschaft der semitischen Rasse und könnten sich daher auch niemals ändern. Dasselbe gälte von der oben beschriebenen Neigung der Juden zu „unredlichem Geldschacher“, zu „Wucherei“ und allen möglichen Widerwärtigkeiten. Die semitische Rasse, so lehrte der Herr Hofprediger, stünde auf einer niedrigeren anthropologischen Entwicklungsstufe als die „germanische“ Rasse. Sie neige von Natur aus zu Schlechtigkeiten und Verbrechen, und ihr Einfluß oder gar ihre Vermischung mit anderen Völkern sei für letztere in hohem Maße verderblich.

Diese Agitation fiel seiner Zeit auf einen äußerst fruchtbaren Boden. Es wurde oben geschildert, wie man die Konkurrenz der Juden auf allen Gebieten empfand, und wie man nur auf eine Gelegenheit wartete, den Juden einen Stoß zu versetzen. Daher unterschied sich der moderne „Antisemitismus“ von den früheren „Judenhetzen“ dadurch, daß er gerade von den besseren Klassen betrieben wurde, während der Arbeiterstand ihm gegenüber gleichgültig blieb. Während sich an den Judenhetzen in erster Linie der Pöbel beteiligte, um sich in die Beute der erschlagenen Juden zu teilen, blühte der Antisemitismus im Großhandel und in der Industrie, in Beamtenkreisen, unter Advokaten und Aerzten. Die Aussicht, durch diese Agitation der starken jüdischen Konkurrenz enthoben zu werden, verlieh dem Antisemitismus einen wahrhaften Enthusiasmus. Freilich ganz so weit ist es nicht gekommen; das ließ sich auf gesetzlichem Wege unmöglich erreichen. Aber man konnte durch gehöriges Agitieren auf dem Wege der Verwaltung und der socialen Beziehungen genug durchsetzen. Welche Genugtuung gewährte einem Beamten irgend einer Karriere das Bewußtsein, „dieser und jener meiner Konkurrenten können es nicht so weit bringen wie ich, weil sie Juden sind; mit denselben oder gar geringeren Leistungen kann ich höher avancieren, weil ich kein Jude bin!“ Juden wurden von allen höheren Stellungen auf dem Gebiete der Jurisprudenz, an den Universitäten, an

Schulen oder sonstigen Instituten entweder ganz ausgeschlossen, oder man machte es ihnen so schwer, daß sie es nur in ganz vereinzelten Fällen zu etwas bringen konnten. Aehnlich verfuhr man bei Privatunternehmungen auf dem Gebiete des Handels und der Industrie. Insofern ist die Agitation des Antisemitismus äußerst erfolgreich gewesen, daß man den Juden die Konkurrenz in jeder Berufstätigkeit und jedem Erwerbszweige ungeheuer erschwerte und sie dadurch den Nichtjuden in demselben Maße erleichterte. Dies war der Zweck des Antisemitismus, und er ist wenigstens annähernd erreicht. Freilich, um die Früchte dieser Agitation auch weiterhin ungestört zu genießen, ist es notwendig, den Glauben im Volke aufrecht zu erhalten, daß die semitische Rasse tatsächlich schlechter sei, als andere Menschenrassen, und daß ihr Einfluß unbedingt vermieden werden müsse. Nur so ließe sich der Umstand logisch begründen, daß man die Juden von einzelnen Berufsklassen wie z. B. dem Offiziersstande vollkommen ausschließt und ihrem Emporkommen auf allen anderen Gebieten alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg legt. Jenen Glauben durch beständige Agitationen aufrecht zu erhalten, ist die Aufgabe und das Bestreben des Antisemitismus.

Wollte man die moderne Agitation gegen die Juden zur Rassenfrage machen, so mußte man sich gegen die Rasse wenden, zu welcher die Juden gehörten; denn von einer jüdischen Rasse als solcher zu sprechen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Es ging dies ebenso wenig, als spräche man heute von einer Rasse der Elsässer, der Bayern oder von einer Rasse der New-Yorker. Die Juden bildeten einen kleinen Teil jener kleinasiatischen Völkermasse, die man in Bezug auf ihre Rasse als „Semiten“ zusammenfaßt. Von ihnen sind die Juden die einzigen, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Alle übrigen zu ihnen gehörigen Völkerstämme haben sich wie auch ein großer Teil der Juden mit anderen Völkern vermischt und sind daher gänzlich in ihnen aufgegangen.

In anthropologischem Sinne kann aber selbst von einer „semitischen“ Rasse als solcher nicht die Rede sein. Die Anthropologie kann über die Einteilung in sieben Menschen-

rassen nicht hinausgehen, nämlich: 1. die kaukasische, 2. die afrikanische, 3. die australisch-malaische, 4. die amerikanische (Indianer), 5. die boreale (Eskimos) etc., 6. die turanische (Tungusen, Tartaren, Türken), 7. die indochinesische.

Diese sieben Rassen sind anthropologisch von einander verschieden; sie stellen anatomische Verschiedenheiten dar. Wenn sie sich nicht miteinander vermischen, bleiben diese Verschiedenheiten unverändert fortbestehen, gleichviel welchen klimatischen und kulturellen Einflüssen sie ausgesetzt sein mögen. Der afrikanische Neger bleibt hinsichtlich seiner Rasse das, was er ist, gleichviel wie viele Generationen in Amerika gelebt haben mögen. Die Neger mögen allmählich vollkommen civilisiert und in intellektueller Hinsicht ihren weißen Mitbürgern ebenbürtig werden; dessen ungeachtet werden sie stets eine von den heutigen Amerikanern grundverschiedene Rasse darstellen, soweit sie sich nicht mit ihnen vermischen.

Anders liegt dies jedoch bei den Unterabteilungen innerhalb dieser sieben Rassen. Sie basieren nicht auf anthropologischen sondern auf kulturellen Verschiedenheiten. Die Chinesen, Koreaner und Japaner gehören zu derselben Rasse, und nur die geschichtliche Entwicklung hat sie von einander getrennt, geradeso wie sie durch geschichtliche Entwicklung wieder vereint werden können.

Die Semiten gehören zur kaukasischen Rasse, die wie die übrigen sechs aus einer großen Anzahl verschiedener Völkerstämme zusammengesetzt ist, die aber keinerlei anthropologische Unterschiede aufzuweisen haben. Je nach Klima, Bodenbeschaffenheit und geschichtlichen Verhältnissen haben sich bei den verschiedenen Völkern im Laufe der Zeit verschiedene Sitten und Gewohnheiten ausgebildet. Diese gehören jedoch in das Gebiet der Geschichte und nicht in das der Anthropologie. Die Semiten selber waren wiederum aus verschiedenen Völkern zusammengesetzt, auf die gleichfalls die äußeren Verhältnisse ihren Einfluß geltend machten. Während sich die inländischen Stämme wie die Assyrier und Chaldäer durch kolossale Bauwerke und kühne Kriegstaten

auszeichneten, entwickelte das Küstenvolk, die Phönizier, die großartigste Industrie und den verbreitetsten Welthandel des Altertums. Die Phönizier waren die Engländer der damaligen Zeit. Ihre Schiffe waren über die ganze Welt verbreitet und bildeten die Brücke, auf denen die Völker miteinander verkehrten. Kein civilisiertes Volk konnte dem Verkehr mit den Phöniziern entsagen; sie alle brauchten ihre Waren und waren willens, mit gutem Golde dafür zu zahlen. Ihr reger Handelsgeist lockte sie in immer unbekanntere Fernen. Auf allen größeren Inseln des Mittelmeers hatten sie ihre Niederlassungen. Sie entdeckten die Insel Sizilien und erbauten dort eine ganze Reihe von Städten, von denen Panormus (jetzt Palermo) sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Sie drangen bis zum atlantischen Ozean vor und erreichten die Südküste Englands und die Nordküste des heutigen Frankreichs, wo sie den damals sehr wertvollen Bernstein einhandelten.

Die semitischen Stämme unterschieden sich daher auch in historischer Hinsicht nicht von den übrigen Völkern der kaukasischen Rasse. Sie durchliefen denselben gesetzmäßigen Entwicklungsgang wie alle übrigen Völker. Auch sie hatten ihre Glanzperiode, während derer sie eine der ersten Rollen in der Weltgeschichte zu spielen berufen waren, und nach welcher sie dem unvermeidlichen Untergang anheimfielen und sich in andere Völker auflösten. Die einzige Ausnahme von diesem letzteren Umstande machten die Juden, nicht aber ihrer Rasse halber sondern infolge ihrer eigenartigen Religion des Monotheismus. Das Blut der übrigen semitischen Volksstämme wie namentlich der Phönizier, hat sich mit anderen Nationen vermischt und ist mithin in ihnen enthalten.

Es ist also nicht eine besondere Rasse, die sich in den Juden erhalten hat sondern ein Stamm der großen kaukasischen Rasse, der sämtliche modernen Kulturvölker des Westens angehören. Alle übrigen Völker stellen eine Mischform sämtlicher kaukasischer Stämme dar. Aber selbst die Juden sind nicht ausschließlich semitischer Abstammung, denn trotz ihrer Exklusivität haben sie stets während des Verlaufs der Jahrhunderte namentlich in älterer Zeit eine große

Anzahl von Proselyten gemacht und zwar nicht nur unter ihren direkten Nachbarvölkern sondern in allen Nationen des Altertums, mit denen sie durch ihre vielen Ansiedlungen in Berührung kamen. Andererseits aber sind nicht nur die übrigen semitischen Stämme wie die Phönizier in anderen Völkern aufgegangen, sondern die Juden selber haben durch ihren Uebertritt zum Christentum allen Völkern Europas semitisches Blut zugeführt.

Ursprünglich bestanden die Christen ausschließlich aus Juden, ja das Christentum hatte bereits eine beträchtliche Ausdehnung angenommen, als man sich noch immer weigerte, die „Heiden" in den neuen Bund aufzunehmen. Im Laufe der Geschichte aber traten die Juden unaufhörlich zum Christentum über, sodaß man wie bereits oben erwähnt in Spanien und Portugal besondere Agenten der Inquisition anstellte, die darüber zu wachen hatten, daß die „Christi nuovi" keine jüdischen Gebräuche und Feiertage innehielten. Man hat berechnet, daß, wenn sämtliche Juden von der Zeit Christi an Juden geblieben wären, es heute anstatt 7 000 000 etwa 100 000 000 Juden geben würde. Jüdisches Blut ist daher in allen Völkern enthalten, und diejenigen, die den Antisemitismus am eifrigsten verfechten, mögen vielleicht, ohne es zu wissen, selber die reinsten Semiten sein.

Zieht man vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus einen Vergleich zwischen den verschiedenen Stämmen der kaukasischen Rasse, so lassen sich wie bereits bemerkt anthropologische Unterschiede nicht nachweisen. Nur durch stete Kultur und Fortbildung können einzelne Stämme der gemeinsamen Rasse mehr veredelt werden als andere. In der Hinsicht aber stehen die Semiten infolge ihrer uralten Kultur eher auf einer höheren Stufe als viele der übrigen kaukasischen Stämme. Die Slaven waren noch ein rohes Volk ohne die geringste Spur einer Civilisation, als die Semiten ihre Blütezeit längst hinter sich hatten.

Von der Erhaltung reiner Volksstämme kann heute in Europa nirgends die Rede sein. Schon das römische Reich stellte ein großes Mixtum Compositum sämtlicher verschiedenen Volksstämme dar. Als aber später die Völkerwande-

rung jene ungeheuren Scharen aus dem Innern Asiens nach dem Westen brachte, da wurden die Völker derart vermischt und untereinandergeworfen, daß jede Spur eines individuellen Volksstammes verloren ging. Nicht nur waren es Slaven, die immer mehr nach dem Westen drangen und sich mit den Germanen vermischten, sondern auch noch weit tiefer stehende Elemente wie die Hunnen und Avaren vermischten ihr Blut mit den höher stehenden germanischen Volksstämmen.

Es ist noch nicht gar so lange her, daß die Roheit dieser Elemente so augenfällig war, daß sich umgekehrt die Juden viel einbildeten auf ihre höhere Abstammung und die uralte Kultur ihrer Vorfahren und daher verächtlich herabblickten auf die „unedleren" Menschenrassen. Freilich hat dies ebensowenig Sinn wie die Lehre von der Inferiorität der semitischen „Rasse". Die Juden hatten ebenso wenig Ursache, sich auf ihren alten „Adel" etwas einzubilden, als man heute ein Recht hat, stolz darauf zu sein, von mittelalterlichen Raubrittern abzustammen. So roh und tierisch auch die Vandalen und die ihnen verwandten Stämme gewesen sein mögen, was ihre Rasse anbelangt, so waren sie gerade so entwickelungsfähig wie die Semiten, und die Juden hatten kein Recht mit Verachtung auf ihre Nachkommen herabzublicken.

Martin Luther hat in der Sache selbst vollkommen Recht, wenn er den Juden diesen Stolz zum Vorwurf macht, und wenn er ihnen sagt, daß sie nicht besser seien als die übrigen Menschen, daß die verschiedenen Völker nach „Geburt, Fleisch und Blut" gleich wären, und die Deutschen daher gerade so gut seien wie die Juden. Luther hat vollkommen Recht, wenn er sagt: „Also wollt ich von Anfang der Welt herzelen, wie wir alle von Adam und Eva, hernach alle von Seth, Eros, Kenan, Mahalaleel, Jared, Henoch, Metusalah, Lamech herkommen sind. Denn sie sind ebenso wohl unsere Großväter als der Juden, und kommen allesamt gleicher Ehre, gleichen Adels, gleiches Ruhmes von ihnen her, als die Juden. Und sind ebenso wohl ihr Fleisch und Blut als Abraham samt allem seinem Samen, denn wir sind eben und gleich sowohl als sie in derselben heiligen Väter

Lenden gewest, und ist hier gar kein Unterschied der Geburt oder Fleischs und Blut halber, wie das muß alle Vernunft sagen. Derhalben die blinden Jüden ja zumal grobe Narren und viel unsinniger sind weder die Heiden, daß sie ihre leibliche Geburt so hoch rühmen für Gott, so sie doch derselben halben nichts besser sind, denn alle Heiden, weil wir alle beide einerlei Geburt, Fleischs und Bluts sind, nach den aller ersten, besten heiligsten Großvätern, und keins dem andern kann etwas sonderliches vorwerfen noch aufrücken, daß ihn nicht auch mitträfe".[1])

Luther hat vollkommen Recht darin, daß alle Vernunft sagen muß, daß kein Unterschied zwischen den Juden und den anderen Völkern bestehe, was die „Geburt oder das Fleisch" anbelangt. Wir stimmen auch darin mit ihm überein, daß diejenigen „grobe Narren" sind, die sich einbilden, ihrer „leiblichen Geburt" halber besser zu sein als ihre Mitmenschen, und daß „keiner dem anderen etwas vorzuwerfen" habe. Freilich möchten wir den heutigen Juden nicht raten, diejenigen, die dem Lutherischen Ausspruch zuwiderhandeln, deswegen „Säue" zu schimpfen, wie Luther es getan hat, denn anständig soll der Mensch bleiben, selbst wenn ihm ein offenbares Unrecht geschieht.

Abgesehen aber von allen anthropologischen Erwägungen, was für ein ungeheurer Widerspruch liegt darin, vom „christlichen" Standpunkte aus die Rasse der Juden zu verachten. Diese Geringschätzung ist eine direkte Beleidigung „Gottes", denn er hat sich von allen Völkern der Erde gerade die Juden auserwählt, um sich ihnen zu offenbaren und sie zu „seinem Volke" zu machen.

Von allen Völkern waren es die Juden, deren Fleisch und Blut er dazu erwählte, seinen „einzigen Sohn" damit zu bekleiden, und dieses selbige Fleisch und Blut, diese Rasse sollte geringwertiger sein als die der anderen Völker? Und das behaupten diejenigen, die jenen „Sohn Gottes" in Gestalt eines Juden als ihren Heiland anbeten? Kann man

---

[1]) Von den Jüden und ihren Lügen. Der achte Teil und letzte aller Bücher und Schriften des teuren, seligen Mannes Gottes, Doctoris Martini Lutheri, Jhena 1558.

sich einen größeren Widerspruch denken? Die Menschenrasse, zu der Jesus Christus, die Jungfrau Maria, die 12 Apostel, Johannes der Täufer gehörten, sie sollte so tief unter jener Rasse stehen, zu der die Vandalen gehörten oder die Slaven, oder selbst die germanischen Raubritter des Mittelalters?

Freilich war man nicht immer dieser Ansicht. Von den beiden imposantesten Denkmälern in Rom, den Säulen des Marcus Aurelius und des Trajan ließ das damalige Oberhaupt der Christenheit die beiden Statuen der mächtigen Kaiser entfernen, um die Standbilder zweier semitischer Apostel an ihre Stelle zu setzen, ein Ehrenplatz, den sie bis auf den heutigen Tag behauptet haben. Man bedenke, ein jüdischer Fischersknecht an die Stelle eines römischen Kaisers gestellt! Ein semitischer Handwerker einem der angesehensten Kaiser vorgezogen! Und diese Menschen sollten ihrer Rasse nach geringer sein als andere Völker? Wenn man durch die großen Kunstsammlungen Europas geht, so wird man sich schnell davon überzeugen, daß die Hunderttausende von Kunstgegenständen, mit denen die Galerieen angefüllt sind, fast ausschließlich einen einzigen Gegenstand behandeln, — die Geschichte des jüdischen Volkes. Die größten Meister der Glanzperiode der Kunst wie Raphael, Michel Angelo, Rembrandt, Murillo, sie alle waren von dem einen Gegenstand erfüllt, der Darstellung der jüdischen Geschichte.

Welch ein testimonium paupertatis wäre es für unsere ganze moderne Kultur, wenn wir eingestehen müßten, daß die Civilisation aller modernen Völker, ihre Religion, ihre Philosophie, ihre Kunst sich um ein Volk drehte, das einer niedrigeren Rasse angehörte als die übrigen Völker der Geschichte.

Der Antisemitismus, d. h. die Agitation gegen die Juden als Rasse, ist daher eine Absurdität. Wie schon Luther richtig sagte, ist es gegen alle Vernunft, sich heute etwas auf seine Rasse einzubilden. Die vielen Volksstämme der kaukasischen Rasse haben sich derart unter einander vermischt, daß innerhalb derselben von keinem rein erhaltenen Stamme

die Rede sein kann, und in anthropologischer Hinsicht besteht keinerlei Unterschied zwischen den verschiedenen, zur kaukasischen Rasse gehörigen Völkern.

Bei der Erörterung der Judenfrage muß man stets diese drei Faktoren streng auseinanderhalten: Den Judenhaß aus religiösen Gründen, den Antisemitismus, eine Agitation gegen die sogenannte jüdische Rasse, die Abneigung gegen die durch Jahrhunderte lange Abgeschlossenheit im Ghetto erworbenen Unmanieren. Alle drei Faktoren bestehen auch heute noch, zum Teil einzeln, zum Teil miteinander verbunden.

Der Haß gegen Mitmenschen aus Gründen der Religion kann bei unserem heutigen Stande der Wissenschaft nur als hochgradige Beschränktheit bezeichnet werden. Nach allem, was in den vorangegangenen Kapiteln über die Religion als solche gesagt wurde, ist es nicht notwendig, an dieser Stelle nochmals näher einzugehen auf die Absurdität, die jedem Religionshaß zugrundeliegt. Wenn heutzutage zwischen Katholiken, Protestanten, Juden und Mohamedanern ein Haß besteht lediglich aus Gründen ihres religiösen Glaubens, so verdienen diejenigen, die einen solchen Haß zur Schau tragen, nichts als Verachtung. Die Betreffenden zeigen dadurch, daß sie entweder widerwärtige Hypokriten sind, oder daß sie noch auf dem Standpunkte mittelalterlicher Beschränktheit stehen und mit dem Fortschritt der Kultur nicht Schritt gehalten haben.

Die Agitation gegen die Juden als Rasse, der Antisemitismus, beruht auf einer totalen Entstellung wissenschaftlicher Tatsachen. Die Juden haben ein Recht, einen derartigen Angriff mit Verachtung zu strafen, denn die Führer einer solchen Bewegung zeichnen sich entweder aus durch eine unglaubliche Ignoranz auf dem Gebiete der Anthropologie und Ethnographie, oder sie segeln absichtlich unter einer falschen Flagge, um ihren unlauteren Zweck dadurch zu erreichen.

Anders aber liegt die Sache hinsichtlich der abstoßenden und widerwärtigen Manieren, die dem größten Teile der Juden noch immer anhaften. Die Gerechtig-

keit erfordert es, nochmals zu betonen, daß diese moralische und ethische Verwahrlosung nicht die Schuld der Juden ist sondern die Schuld derer, die sie aus Bosheit und Roheit aller Mittel beraubten, ein anständiges Leben zu führen, die sie Jahrhunderte lang in Schmutz und Elend hielten und ihnen jegliche Möglichkeit versagten, an der allgemeinen Civilisation teilzunehmen. Man sehe sich nur die heutigen russischen Juden an und beantworte sich dann selber die Frage, warum diese Menschen so grundverschieden sind von allen übrigen Juden der Welt.

Kein Vorwurf kann weder die heutigen Juden, noch ihre Vorfahren treffen. Sie sind das geworden, was ihre stärkeren Feinde aus ihnen gemacht haben. Aber alles dies ändert nichts an der bestehenden Tatsache. Alles dies macht die widerwärtigen Manieren der Juden nicht weniger abstoßend. Abgesehen davon muß man dieselbe Gerechtigkeit auch nach der anderen Seite hin walten lassen. Wenn es einerseits wahr ist, daß die Juden selber keine Schuld trifft für die ihnen anerzogenen Unmanieren, so ist es andererseits nicht minder wahr, daß der Amerikaner sicherlich ebenso schuldlos ist an der Verwahrlosung der russischen Juden und an den unerträglichen Unmanieren derer, die sich in kurzer Zeit zu Reichtum und Wohlstand emporarbeiten. Kann man daher dem Amerikaner einen Vorwurf daraus machen, daß er sich weigert, mit diesen Menschen in gesellschaftliche Berührung zu treten? Daß er darauf bedacht ist, daß seine Kinder nicht in der Schule durch den Umgang mit jüdischen Kindern schlechte Manieren annehmen?

Was den finanziell erfolgreichen Juden in Amerika vollkommen abgeht, ist die Erkenntnis dieser wichtigen Tatsache. Der jüdische Geschäftsmann, der im Winter in einem luxuriös ausgestatteten Hause wohnt, der sich sein Automobil hält, der die Oper, Konzerte und Theater besucht, der ist empört, wenn er im Frühjahr Prospekte von den verschiedenen Sommerhotels erhält, in denen es heißt: „we dont take Hebrews“. Er beklagt sich über das „unerhörte Vorurteil gegen die Juden in dem freien Lande Amerika“, wo es doch hieße, daß alle Menschen gleich seien. Er schimpft

auf Land und Leute, kurz er tut alles anstatt des einen, was ihm fehlt, — die Selbsterkenntnis walten zu lassen, anstatt einzusehen, daß der Amerikaner vollkommen Recht hat, anstatt zu der Erkenntnis zu gelangen, daß seine Manieren, seine Sprache, seine Gewohnheiten, daß alles dies jenen specifisch jüdischen Charakter hat, der das ererbte Ueberbleibsel des großväterlichen Ghettos darstellt. In der Beseitigung dieses Uebels liegt die Lösung der Judenfrage, wenigstens für Amerika.

Wir haben oben auseinanderzusetzen versucht, worin die Schwierigkeit dieses Problems liegt, und daß es Generationen bedarf, um dasselbe zu lösen. Der erste Schritt aber zu jener Lösung ist die Selbsterkenntnis, die gerade den Juden vollkommen fehlt. Sie sehen für gewöhnlich nur den Unterschied zwischen den unter ihnen stehenden Juden und sich selber; daß auch ihnen noch die Stigmata des Ghettos anhaften, das wissen sie nicht. Dieser Mangel an Selbsterkenntnis bildet das größte Hindernis zu ihrer Weiterentwicklung.

Schlimmer noch als die Männer sind in vieler Hinsicht die jüdischen Frauen. Wenn sie doch nur wüßten, daß der Jargon und die Manieren des Ghettos noch zehntausendmal widerwärtiger sind, wenn sie hinter seidenen Gewändern und Diamanten und Perlen zum Vorschein kommen. Hier wäre ein großes Feld für philanthropische Tätigkeit, diesen Menschen eine genügende Selbsterkenntnis und damit verbundene Bescheidenheit beizubringen.

In einer tragischen Lage befinden sich diejenigen Juden, — sie sind verhältnismäßig nicht sehr zahlreich —, die in der Tat jede Spur dieser unangenehmen Manieren abgelegt haben, die innerlich und äußerlich „gentlemen" sind. Ihnen ist das „jüdische" Wesen aus begreiflichen Gründen widerwärtiger als anderen Leuten. Nichtsdestoweniger werden sie in dieselbe Kategorie der „Hebrews" getan, sodaß ihnen, zwischen Scylla und Charybdis stehend, nichts weiter übrig bleibt, als sich in einsamer Zurückgezogenheit in ihr Schicksal zu fügen. Es ist dies freilich hart für die, welche es nun einmal trifft, aber dies ist einer jener vielen Fälle, wo der einzelne für die Sünden der Allgemeinheit zu büßen

hat. Möge auch dieser Umstand den Juden als Sporn dienen, an ihrer ethischen Fortentwicklung weiterzuarbeiten, und mögen sie vor allen Dingen zu der Erkenntnis gelangen, daß die sogenannte Judenfrage wie so manches andere sociale Problem ihre Lösung einzig und allein in der Veredlung der Menschheit finden kann.

Schlusswort.

Die in den vorangegangenen Kapiteln angestellten Untersuchungen führen uns zu dem folgenden Ergebnis:

Sämtliche Religionen haben ihren Ursprung in der naiven Frage der rohen, uncivilisierten Völker: Wer hat die Welt erschaffen? Wie unsere Erkenntnis der uns umgebenden Naturerscheinungen von der Beschaffenheit und dem Mechanismus unserer Sinnesorgane abhängt, wie mit anderen Worten die Welt lediglich das Produkt unserer Gehirntätigkeit ist, so ist auch das Gesetz der Kausalität eine durch unsern Gehirnmechanismus bedingte Vorstellung. Weil alle Außenvorgänge von unserm Gehirn derart wahrgenommen werden, daß jeder Vorgang das Resultat des vorangegangenen und die Ursache des folgenden zu sein scheint, deshalb erscheint uns das Kausalitätsgesetz als eine absolute durch die Natur selber bedingte Wahrheit, während jedoch in der Tat dieses Gesetz wie alle unsere Vorstellungen nur ein Produkt unserer Gehirntätigkeit bildet. Die Frage: Wer hat die Welt erschaffen? ist daher nicht nur unwissenschaftlich sondern naiv und kindlich, und die Beantwortung derselben mußte daher in gleichem Sinne ausfallen. Die Erfindung überirdischer Wesen, die in un-

bekannten Fernen der blauen Himmelshöhen wohnend die Welt regierten, bildete die naive Antwort auf die kindlich gestellte Frage. Die Götterlehre war für die Kindheit der Völker, was die Märchen für die Kinder der Menschen sind. Wie der Erwachsene lächelnd auf die Kindheit zurückschaut, als er von der Wahrheit des von der Mutter erzählten Märchens tief durchdrungen war, als er mit innigem Verlangen zu der gütigen Fee aufschaute, die den jungen Helden allen Gefahren glücklich entführte, als er mit Zittern und Zagen die Kobolde und Zwerge ihr Wesen treiben sah, als er sich in kindlicher Furcht an die Mutter schmiegte, wenn der böse Hexenmeister seine Stimme erschallen ließ, so sehen wir heute vom Standpunkte unserer gereiften Civilisation zurück auf jene Zeiten, als die Völker vor den Göttern auf den Knieen lagen, als sie ihnen Stiere und Widder opferten, als sie hofften, daß dereinst ihre unsterbliche Seele in einem himmlischen Reiche wohnen würde, als sie Furcht und Grauen erfaßte bei dem Gedanken an die entsetzlichen Qualen, die den Bösen in der Hölle, im Fegefeuer bevorstünden. Ja! Die Religion, gleichviel welcher Art sie ist, gleichviel ob Zeus, Wotan oder Jehovah auf dem Throne sitzt, sie ist das Produkt naiver Menschlichkeit, sie ist ein Ammenmärchen, auf das die moderne Wissenschaft mit Lächeln herabblickt.

Während die Götterlehre der um das Mittelmeer gruppierten Völker des Altertums das Erzeugnis symbolischer Dichtung bildete, die im Homer ihren edelsten und vornehmsten Vertreter hat, mußten wir die Lehre des Monotheismus auf einen ganz anderen Ursprung zurückführen. Wir glauben in den betreffenden Kapiteln den einwandsfreien Beweis erbracht zu haben, daß die sogenannten „Offenbarungen Gottes“ auf Hallucinationen beruhen, daß alle jene alten Hebräer wie Abraham, Isaac und Jacob, die mit Gott in persönlichem Verkehr gestanden zu haben glaubten, an einer Geisteskrankheit litten, die zweifellos so alt ist wie die Menschheit, die aber als Krankheit erst seit den letzten hundert Jahren erkannt ist, nämlich die Paranoia.

Während die „heidnische“ Götterlehre in letzter Instanz immer nur auf die Dichter zurückgeführt werden

konnte, und man auf den Einwand, daß niemand die Götter jemals wirklich gesehen oder gehört hätte, nichts zu erwidern imstande war, gab es zur Bekräftigung der Lehre des Monotheismus eine Reihe von Leuten, die Gottes Stimme allerdings mit eigenen Ohren gehört hatten. Daß es sich dabei nicht um Vorspiegelungen und absichtliche Täuschungen handeln konnte, mußte allen Zeitgenossen klar sein. Denn das Wahre, die wirkliche echte Ueberzeugungstreue der Paranoiker ist so absolut evident, daß diese Leute niemals zu irgend welchen Zeiten der Geschichte für Schwindler gehalten wurden. Wer mit einigermaßen Sachkenntnis die vielen Geschichten der „Heiligen" durchliest besonders derer, die in direktem Verkehr mit Engeln oder Jesus Christus standen, der wird ohne weiteres die Paranoia erkennen. Besonders interessant ist dabei die Untersuchung und das schließliche Urteil der betreffenden Geistlichen, die zu entscheiden hatten, ob die Angaben des Betreffenden richtig seien oder nicht, ob ihm wirklich die Engel erschienen seien, oder ob es sich um eine Täuschung handele. Immer waren die Priester überzeugt von der absoluten Glaubwürdigkeit des Betreffenden, sie berichteten stets, daß von einer Unwahrheit sicherlich nicht die Rede sein könne, und daß es sich dabei um einen wirklichen Heiligen handeln müsse, dem Gott seine Boten zugesandt habe. Die Aufrichtigkeit und Ueberzeugungstreue der Paranoiker ist so eklatant, daß der erfahrenste Psychiater auf die Dauer eine Paranoia nicht simulieren könnte.

Dies ist der Umstand, welcher der Lehre des Monotheismus ihren außerordentlichen Erfolg verschaffte. Hier waren unbedingt glaubwürdige Leute, an deren Angaben niemand zu zweifeln wagte, die selber mit Gott verkehrten, zu denen Gott selber sprach, denen er kontinuierlich seine Befehle erteilte. Diese Menschen haben in der Tat Gottes Stimme gehört und zwar mit derselben Deutlichkeit, mit der wir unsere eigene Stimme vernehmen. Wie konnte man also da auch nur einen Augenblick zögern, an die wirkliche Existenz Gottes zu glauben?

Angesichts der großen Bedeutung des Beweises, daß es sich bei den Vertrauten Gottes, bei den Patriarchen und

Propheten, tatsächlich um eine Paranoia handelte, seien hier nochmals die Hauptpunkte desselben hervorgehoben.

Paranoia ist eine Geisteskrankheit, die durch Wahnideen und Hallucinationen charakterisiert ist, die aber die Intelligenz des Kranken in keiner Weise zu afficieren braucht. Im Gegenteil können die Betreffenden trotz ihrer geistigen Störung hochbegabte Individuen sein. Da die Krankheit erst seit etwa hundert Jahren als solche erkannt ist, es aber Paranoiker bereits vor Jahrtausenden gegeben haben muß, so mußte man offenbar in früheren Zeiten die Hallucinationen und Wahnideen für etwas anderes halten als für Krankheitssymptome. In der Regel hielt man dieselben für mysteriöse Vorgänge, Erscheinungen von Göttern, Geistern, Hexen und Teufel. Paranoiker müssen daher zu allen Zeiten ein außerordentliches Aufsehen bei ihren Zeitgenossen erregt haben. Trotzdem überliefert uns die Geschichte keinerlei Beschreibungen, die wir als Paranoia betrachten könnten, mit Ausnahme der hier angeführten und ihnen verwandten Fälle.

Die in der Bibel gegebene Schilderung Abrahams, Isaacs, Jacobs, Moses' sowie der Propheten und Jesu Christi entspricht in jeder Hinsicht den Fällen von Paranoia, die wir heute täglich zu beobachten Gelegenheit haben. Die Wahnideen und Sinnestäuschungen sind in der Tat so charakteristisch, daß der erfahrenste Psychiater keine typischeren Fälle von Paranoia erfinden könnte, als jene Männer der Bibel darstellen. Schließlich ist die Annahme einer Paranoia die einzig plausible Erklärung der biblischen Vorgänge. Alle übrigen Versuche, die wunderbaren Begebenheiten zu erklären, müssen demgegenüber als an den Haaren herbeigezogen bezeichnet werden. Die einen sprechen von einer jüdischen Mythologie, andere wollen allegorische Dichtungen darin erblicken, und wiederum andere tun, was stets am bequemsten ist, wenn es sich um schwer zu erklärende Dinge handelt, sie leugnen die Begebenheiten einfach hinweg.

Der einzige Grund, weswegen man sich sträuben könnte, diese Erklärung jener wunderbaren Vorgänge zu akzeptieren, mag in dem natürlichen Entsetzen liegen, das eine solche Erkenntnis notwendiger Weise erzeugen muß. Es liegt etwas ungeheuer Tragisches darin, eingestehen zu müssen, daß

die Menschheit Jahrtausende lang die Krankheitssymptome einiger geisteskranker Juden zu ihrem höchsten Ideale erhoben hat. Es ist dies ein furchtbar tragisches Geschick. Tragischer als irgend etwas, das die Menschheit je betroffen hat. Seit Jahrtausenden haben sich die Anhänger dieser Lehre daran gewöhnt, mitleidig und verächtlich auf die „Heiden" herabzublicken, und jetzt soll ihnen die Erkenntnis werden, daß jene Heiden die poetischen Schöpfungen der Dichter als Gottheiten verehrten, während ihr Gott das Produkt der Geisteskrankheit ist. Es ist fast übermenschlich, ein solches Zugeständnis zu machen, und wen könnte es wundernehmen, wenn die Menschheit aus tausend Kehlen riefe: Nein! Nein! Ich will es nicht glauben! Und wenn der Beweise noch so viele erbracht würden, ich werde es nicht glauben! So kann es nicht sein, so darf es nicht sein!

Es ist nur menschlich, rein menschlich, so zu denken. Das höchste Ideal der Menschheit nicht nur zu zerstören sondern es entsetzlich zu entweihen! Furchtbares Geschick! Und doch! Darf die Wissenschaft zaudern, die Hülle zu durchtrennen und die nackte, kalte Wahrheit ans Licht zu führen? Darf sich die Wissenschaft durch sentimentale Erwägungen von der Erfüllung ihrer Pflicht zurückhalten lassen? Mag die Kunst mit den glühenden Schöpfungen der Phantasie die Menschheit erwärmen, die Wissenschaft bleibt kalt und unbarmherzig, rastlos vorwärtsstrebend nach dem einen, ewigen Ziele, alle Nebel zerteilend, alle Gewänder entfernend, auf daß es um so klarer leuchte in strahlendem Glanze, jenes ewige Ziel — die Wahrheit.

Ihrer heiligen Pflicht getreu ist die Wissenschaft Schritt für Schritt vorwärts gedrungen. Einen Aberglauben nach dem anderen hat sie zerstört, eine Hypothese nach der anderen vernichtet. Daß dabei auch viele der Menschheit teuer gewordene Ideale umgestoßen wurden, wer könnte es leugnen? Unbarmherzig wurden die Götter entthront, einer nach dem anderen, gleichviel wie sie alle heißen mögen, und wem sie ihre Herkunft verdankten. Nun kam die Reihe an Jehovah. Die Wissenschaft mußte auch hier das grausame Seziermesser anlegen und mitleidlos vernichten, was nicht auf Wahrheit beruhte. Und welchen Trost kann sie gewäh-

ren? Ist sie imstande, einen Ersatz zu bieten für jene Ideale, die sie zerstörte? Für den Idealisten freilich ein trauriger Ersatz. Eine ruhige besänftigende Resignation. Eine Wahrheit ist's, auf der die moderne wissenschaftliche Weltanschauung beruht. Auf den Trümmern der gestürzten Gottesaltäre, auf den Schutthaufen der zusammengebrochenen Hypothesen erhebt sich das schlichte Erzeugnis der Wissenschaft das, einfach wie es ist, doch stolz sein Haupt erhebt, denn das Fundament, auf dem es erbaut ist, es ist die Wahrheit. An Stelle der religiösen Gottesideen und der philosophischen Hypothesen tritt die klare Erkenntnis, daß das winzige Geschöpf des Menschen mit seinen armseligen Sinnesorganen das wahre Wesen der unendlichen Welt niemals zu fassen imstande sein wird. Den weisen Ausspruch des größten aller Athener, der da sagte: „Ich weiß, daß ich nichts weiß" hat die moderne Wissenschaft bedeutend erweitert. Wir wissen heute mehr als das. Wir wissen, daß wir niemals etwas wissen werden, niemals etwas wissen können. Die Errungenschaft dieser Wahrheit ist von allerhöchster Bedeutung. Wir wissen, daß unsere Vorstellung der Welt an unsere schwachen Sinnesorgane gebunden ist, daß aber die tausendfache Leistung derselben nicht ausreichen würde, das wahre Wesen der Welt zu erkennen. Wir werden uns daher keine kindlich naiven Ammenmärchen über die „Erschaffung" der Welt und ihren „Zweck" erdichten, sondern wir werden in würdiger Resignation unsere eigene Nichtigkeit eingestehen und uns klar zu werden versuchen über die bescheidenen Grenzen unseres Erkennens. Mit um so größerem Eifer werden wir dann weiterforschen auf dem Gebiete, das innerhalb jener Grenzen liegt. Anstatt unsere schwachen Kräfte auf die Lösung von Problemen zu verschwenden, die sich jenseits des für uns Erreichbaren befinden, werden wir mit unermüdlichen Kräften die Wissenschaft bereichern mit Dingen, die unsern schwachen Fähigkeiten angemessen sind.

Wohl ist durch diese Erkenntnis so manches Ideal zerstört. Die „ewige Seligkeit" und alles, was mit ihr verbunden ist, schwindet dahin in ein eitles Nichts. Kein Leben nach dem Tode, kein Wiedersehen mit den Dahingeschie-

denen, kein himmlisches Reich mit holden Engeln, kein Heiland, kein Erlöser. Befreit aber auch ist die Welt von jenem Aberglauben, der die Menschheit Jahrtausende lang in Fesseln hielt. Befreit ist die Menschheit von den unsäglichen Leiden und dem Elend, das ihr aus diesem Aberglauben erwuchs. Keine Hexenprozesse, keine religiösen Verfolgungen, keine Furcht vor ewigen Qualen in der Hölle zerstören das Glück und den Frieden der heutigen Menschen.

Wir haben ferner in den obigen Kapiteln nachzuweisen gesucht, daß die Religionen von jeher der Menschheit zum größten Unheil, ja zum größten Fluche gereichten. Kein anderer Faktor in der Geschichte der menschlichen Entwicklung, kein Laster, keine Leidenschaften, keine Kriege, keine Revolutionen, nichts von alledem hat der Menschheit auch nur annähernd solche Wunden geschlagen wie die Religion. Und von allen religiösen Glaubenslehren ist es das Christentum, das am grausamsten und verheerendsten unter den Menschen wütete. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß die Civilisation um mehr als ein volles Jahrtausend in ihrer Entwicklung aufgehalten wurde durch die christliche Religion. Die Menschheit mit Gewalt in Dummheit, Unwissenheit und Aberglauben zu erhalten, war eine ihrer wichtigsten Aufgaben. Hunderttausende von Menschen sind im Namen und zur Ehre „unseres Herrn Jesu Christi“ lebendig verbrannt worden. Jahrhunderte lang war Europa von den lodernden Flammen der Scheiterhaufen erleuchtet, auf denen unschuldige Menschen dem religiösen Fanatismus zum Opfer fielen.

Dann kam die „Reformation“ mit ihrer evangelischen Glaubenslehre. Noch heute stellt man dieselbe in evangelischen Ländern in der Weise dar, als hätte es sich wirklich im wahren Sinne des Wortes um eine „Reformation“ auf dem Gebiete der Religion, um einen Fortschritt der Civilisation, gehandelt. Tatsache jedoch ist, daß die evangelische Glaubenslehre weit orthodoxer war als die katholische, daß sie sich an das Wort der Evangelien klammerte und jede freie Meinungsäußerung auf das strengste verpönte. Die großen „Reformatoren“ haben sich alle zu Gunsten der strengen Bestrafung aller Ketzer erklärt. Luther

spricht sich ausdrücklich in diesem Sinne aus in der Entgegnung an Philipp von Hessen sowie an die Wittenberger Theologen. Desgleichen schrieben Calvin, Beza und Jurien Bücher über die Berechtigung der Ketzerverfolgungen. Als Calvin den unglücklichen Servetus seiner religiösen Meinungen halber, — die übrigens nach unseren Begriffen noch immer orthodox genug waren — verbrennen ließ, erntete er den Beifall sämtlicher protestantischer Sekten. Melanchthon, Bullinger und Favel sandten besondere Schreiben, in denen sie ihrer vollen Zustimmung Ausdruck gaben.

Die Intoleranz der Protestanten kannte keine Grenzen. Obwohl unmittelbar nach ihrem Entstehen in eine Anzahl verschiedener Sekten zerfallen, glaubte jede einzelne dieser vielen Sekten im alleinigen Besitze der „absoluten ewigen Wahrheit“ zu sein und ergoß ihre Flüche und Verwünschungen über die gesamte Christenheit, die es wagte. ihr in diesem oder jenem dogmatischen Lehrsatz zu widersprechen. Es blieb aber nicht bei den Flüchen und Schmähungen. Die Scheiterhaufen der Protestanten dampften nicht minder als die der Katholiken. Ströme von Blut religiöser „Verbrecher“ färbten die protestantischen Länder. Im Namen der Religion wurde das Land mit Blut überschwemmt und jede Spur von Patriotismus vernichtet, indem man Fremde zu Hilfe rief und offen frohlockte über die Not und das Elend des Vaterlandes. Und wenn man endlich alles unterjocht hatte, wenn jede andere Meinung mit Feuer und Eisen ausgerottet war, dann errichtete man auf den Trümmern des zerstörten Glaubens eine religiöse Tyrannei, die härter und strenger war als die eines Nero.

Die Religionskriege, die sich bis in die neueste Zeit hineingezogen haben, waren die grausamsten und verheerendsten Kämpfe, welche die Geschichte aufzuweisen hat. Und doch erscheinen sie in mildem Lichte gegen die großen Massenmorde wie die Bartholomäusnacht, die im Namen der Religion verübt wurden. Um an all die Greuel und Untaten zu erinnern, die „im Namen unseres Herrn Jesu Christi“ in der Welt vollbracht wurden, müßte man Tausende von Bänden vollschreiben. Nur einige, wenige Dinge wurden in obigen Kapiteln erwähnt, um als schwaches Beispiel zu dienen

für das, was die Menschheit durch die Religion und speciell das Christentum zu erdulden hatte.

Trotz alledem fährt man fort, sich selber glauben zu zu machen, daß unsere heutige Civilisation das Produkt des Christentums sei. Bei jeder Gelegenheit liebt man es, sich in die Brust zu werfen und mit Stolz und Selbstbewußtsein die „christliche Civilisation“ zu rühmen, die den Sieg davontrug über das Barbarentum, die die Menschen milde, selbstlos und edel machte. Man fährt fort, Missionäre auszusenden in ferne Lande, um die „Heiden“ zu bekehren zum Glauben an den Messias, an den Herrn Jesus Christus, durch den allein das ewige Seelenheil erreicht werden könne. Man fährt fort, alles dies den Kindern in der Schule zu lehren, man prägt ihnen ein, daß das Christentum den Grundpfeiler der modernen Civilisation bilde, und daß ohne dasselbe wir uns heute noch im Zustande rohen Barbarentums befänden.

Und alles dies ist die größte Unwahrheit, die nur erdacht werden könnte. Das volle Gegenteil von alledem ist wahr. Die Menschen haben erst angefangen, Anspruch auf Civilisation erheben zu können, als sie sich von den Fesseln des Christentums befreiten. Das Christentum bildete das größte Hindernis, das die sich bahnbrechende Civilisation zu überwinden hatte. In Dummheit, Unwissenheit und Aberglauben hat das Christentum die Menschheit erhalten, und mehr als tausend Jahre sind der Civilisation durch dieses Christentum geraubt.

Das ist der wahre Sachverhalt, und ihn anzuerkennen ist die erste Pflicht der Civilisation. Solange man den Kindern in der Schule jene Lügen vorerzählt, solange man fortfährt, sich selber zu belügen, kann von einer wirklichen Civilisation keine Rede sein. Selbsterkenntnis ist die Grundbedingung für jede Weiterentwicklung und Veredelung, nicht aber die fortgesetzte Pflege einer Selbsttäuschung und eines Hypokritentums. Was soll man dazu sagen, wenn die Regierung christliche Missionäre zu den Chinesen schickt, um dem Gebote des Heilands gerecht zu werden, das befiehlt, seine Lehre und den Glauben an ihn über die Welt zu verbreiten; wenn aber dieselbe Regierung daheim von der

Gefährlichkeit der gelben Rasse spricht und die Völker aufruft zu einem gemeinsamen Bündnis gegen diese „Rasse“? Sollte man es denn überhaupt für menschenmöglich halten, daß heute immer noch Missionäre ausgesandt werden? Mit anderen Worten, daß wir bei unserm heutigen Stande der Wissenschaft den Chinesen, die doch eine viel ältere Kultur haben als wir, die bereits ein civilisiertes Volk waren, als man in Europa noch die Menschen lebendig verbrannte, wenn sie sich weigerten, Rotwein für wirkliches Blut, und Brot für wirkliches Leichenfleisch zu halten, — daß wir den Chinesen Leute zuschicken, die ihnen etwa folgendes zu sagen haben: „Es gibt nur einen einzigen Gott in der Welt, und wer an diesen einzigen Gott nicht glaubt, ist ein Heide und wird auf ewig verdammt. Dieser einzige Gott hat einen Sohn, der vor zweitausend Jahren ein jüdischer Tischlerssohn war, und der jetzt im Himmel auf einem Throne sitzt und die Welt regiert. Wenn man diese Geschichte glaubt, dann übernimmt dieser jüdische Sohn Gottes alle Sünden, die man begangen hat, selbst die der Chinesen, und man kommt nach dem Tode in den Himmel. Glaubt man aber diese Sache nicht, so wird man in die Hölle geworfen und für ewige Zeiten gefoltert. Außer dem „einzigen Gotte“ und seinem Sohne gibt es noch einen „Heiligen Geist“. Diese drei Personen, der einzige, ewige Gott, dessen jüdischer Sohn und der heilige Geist bilden aber zusammengenommen nur eins, denn trotz dieser drei Gottheiten gibt es doch nur einen einzigen Gott. Wenn ihr dummen Chinesen das nicht versteht, so liegt dies an Eurer gelben Rasse. Ueberhaupt braucht man garnichts zu verstehen, sondern man soll einzig und allein nur glauben, denn der Glaube macht selig. Dies ist die Lehre des Christentums“. Kann man sich dann darüber wundern, wenn die Chinesen Lachkrämpfe bekommen beim Anhören dieser Predigten? Oder wenn sie die Geduld verlieren und die Missionäre beim Kragen nehmen und sie aus dem Lande werfen?

Gleichviel in welche Form die Religion gekleidet war, sie hat stets Unheil angerichtet, sie hat entweder die Menschen verdummt oder Hypokriten aus ihnen gemacht. Und wie in früheren Zeiten so ist es auch heute. Die Religion

säet heute weniger Unheil, nicht weil sie auf einer höheren Stufe stünde, sondern weil man ihr jede Macht genommen hat. Die Civilisation war es, die dafür sorgte, daß Menschen ihres Glaubens halber nicht mehr verfolgt und gemartert werden; nicht die Religion hat dies getan. Es gleicht die heutige Religion einer giftigen Hydra, der die Civilisation ihre Giftzähne ausgerissen hat. Wozu jedoch die Hydra überhaupt am Leben lassen? Erst wenn jeder mystische Götterglaube den Weg gegangen ist, den die alten Opferaltäre der antiken Völker gingen, erst wenn die Menschheit gänzlich frei ist von jeglichem althergebrachten Aberglauben, kann von einer wirklichen Civilisation die Rede sein.

Der Versuch die Religion zu „modernisieren“, d. h. die religiöse Lehre unserer heutigen Weltanschauung anzupassen, muß einem jeden, der obigen Ausführungen gefolgt ist, als ein vollkommenes Ding der Unmöglichkeit erscheinen. Anstatt durch die sogenannte „Reform“ in der Glaubenslehre deren religiösen Inhalt mehr plausibel zu machen, werden durch ein derartiges Beginnen die vielen Widersprüche nur noch um so mehr vergrößert. Es ist abermals eine traurige Alternative, vor welche die Anhänger der „reformierten“ (im modernen Sinne) Religionen gestellt werden, — ungeheure Gedankenlosigkeit oder Hypokritentum.

Die „freisinnigen“ Juden schauen mit einer gewissen Verachtung auf ihre „orthodoxen“ Glaubensgenossen herab und wähnen durch ihren „reformierten Judaismus“ auf eine wesentlich höhere Kulturstufe gelangt zu sein. Praktisch besteht diese Reform darin, daß sie sich von sämtlichen rituellen Gebräuchen losgesagt haben und sich durch die Religion in der Routine ihres täglichen Lebens nicht stören lassen. Sie gehören jedoch zu einer Gemeinde, „glauben an Gott“ und gehen zwei bis dreimal das Jahr gelegentlich der „hohen“ Feiertage in den Tempel. Bei Hochzeiten und Begräbnissen muß der Rabbiner der reformierten Gemeinde eine Rede halten und damit enden die religiösen Manifestationen der „freisinnigen Juden“.

Betrachtet man aber die Logik, die dieser Reform zugrunde liegt, so ist es recht kläglich damit bestellt. Die

Frage, ob es einen Gott gibt, kann logischer Weise nur davon abhängig gemacht werden, ob jene Vorgänge in der Bibel, bei denen sich Gott offenbart haben soll, wahr sind oder nicht. Glaube ich an jene Offenbarungen, so glaube ich selbstverständlich auch an Gott. Glaube ich aber nicht an dieselben, so hat ein Glaube an Gott absolut keine Begründung. Es bilden jene sogenannten Offenbarungen den einzigen Beweis für Gottes Existenz. Sie zu leugnen und doch an Gott zu glauben, ist absolut unlogisch und gedankenlos.

Nimmt man jene Vorgänge als Wahrheit entgegen, glaubt man an die tatsächliche Offenbarung Gottes gegenüber den Patriarchen und Propheten, und glaubt man somit an die persönliche Existenz Gottes, mit welchem Recht kann man dann willkürlich etwas herausgreifen und sagen, diese Gesetze halte ich, jene aber nicht? Mit welchem Recht darf man irgend welche von Gott gegebenen Anordnungen ignorieren? Wenn ich daran glaube, daß Gott dem Moses auf dem Berge Sinai erschienen sei und Gesetze gegeben habe, wie kann ich logischer Weise gleichsam eine Auswahl treffen und sagen: Dies tue ich, jenes aber halte ich für überflüssig?

Für denjenigen, der nur das geringste Gefühl für Logik hat, kann es nur die eine Alternative geben: Entweder ich glaube oder ich glaube nicht. Entweder ich glaube alles oder nichts. Es haben daher nur orthodoxe Gläubige oder gänzlich Ungläubige eine logische Berechtigung. Der Kompromiß mit Jehovah, seine „hohen“ Feiertage zu „halten“, die übrigen aber unbeachtet zu lassen und von den rituellen Gebräuchen einiges herauszugreifen und den Rest zu ignorieren, hat etwas überaus Komisches an sich.

Dasselbe gilt von den modernisierten Christengemeinden. Es ist durchaus keine Seltenheit mehr, daß von der Kanzel herab erklärt wird, daß Christus nicht Gottes Sohn sondern nur ein Mensch, aber ein außergewöhnlich edler, guter und weiser Mensch gewesen sei.

Ohne die Gottheit Christi kann es kein Christentum geben. Der Glaube an Christus bildet den Unterschied zwischen Judentum und Christentum. Die Göttlichkeit Christi zu leugnen und sich dessen ungeachtet Christ zu nennen,

ist einer der aller absurdesten Widersprüche. Um den Glauben an seine Göttlichkeit drehte sich die ganze Lehre Christi. Jeder seiner Aussprüche handelte von ihm und seinem Vater im Himmel, der ihn ausgesandt habe, um die Menschheit von ihren Sünden zu erlösen. Wer heute die Göttlichkeit Christi leugnet, der stellt sich auf denselben Standpunkt, den seiner Zeit die gebildeten Juden Christus gegenüber einnahmen, und wofür man deren Nachkommen bis auf den heutigen Tag verabscheute. Die Kreuzigung Christi war nur eine logische Folge dieses Unglaubens, denn ihm zufolge mußte man Christus für einen Abenteurer halten und seine Lehre für Blasphemie erklären. Daß der wissenschaftlich gebildete Christ, selbst wenn er an die Existenz eines persönlichen Gottes glaubt, sich nicht dazu verstehen kann, einen Menschen, der vor zweitausend Jahren lebte, als den Sohn Gottes anzuerkennen, ist ganz natürlich. Aber, wenn man dieser Ansicht ist, dann sollte man auch die Ehrlichkeit und Gerechtigkeit besitzen, die naturgemäßen Folgen daraus zu ziehen. Man sollte dann vor allen Dingen eingestehen, daß die jüdischen Priester und Gelehrten der damaligen Zeit im Rechte waren, als sie sich über die Anmaßung Christi empörten; man sollte zugeben, daß, wenn man selber in ihrer Lage gewesen wäre, man ebenso wie sie gehandelt hätte und nicht wie der jüdische Pöbel, der in Christus tatsächlich den Gott anbetete. Man sollte ferner eingestehen, daß die christliche Lehre von Anfang an auf einem Irrtum beruhte, und daß diejenigen, die sich ihr widersetzten, im Rechte waren.

Wer so spräche, würde wenigstens ehrlich und anständig handeln. Aber auf der einen Seite die Göttlichkeit Christi zu leugnen, auf der anderen das Christentum mit allen seinen Folgen aufrecht halten zu wollen, kann nur entweder als ungeheure Gedankenlosigkeit oder aber als verächtliches Hypokritentum bezeichnet werden.

Vollends unbegreiflich ist es, wie jemand, der es ehrlich meint, in Christus einen „weisen, edlen und genialen Menschen“ erblicken kann. Die gesamte Lehre Christi läßt sich in die wenigen Worte zusammenfassen:

„Ich, Jesus Christus, bin Euer Gott. Wenn Ihr an mich

glaubt, so entbinde ich Euch von Euren Sünden, und Ihr kommt nach Eurem Tode in den Himmel. Glaubt Ihr aber nicht an mich, so kommt Ihr in die Hölle und werdet dort bis in alle Ewigkeit verflucht sein". Um diesen Satz dreht sich das ganze Leben und die ganze Lehre Christi. Und darin will man eine tiefe Weisheit und einen nie dagewesenen Edelmut erblicken? Wer die Evangelien wirklich kennt und den darin geschilderten Christus für einen weisen Menschen hält, mit dessen eigener Weisheit kann es nicht weit her sein. Wer die Göttlichkeit Christi nicht anerkennt, der kann in ihm entweder nur einen Betrüger oder einen Geisteskranken erblicken. Ersteres ist vollkommen ausgeschlossen, und die Diagnose seiner Geisteskrankheit daher außer allen Zweifel gestellt.

Es sei also nochmals betont: Die modernisierten Religionslehren sind noch weit widerspruchsvoller als der alte orthodoxe Glaube. Der „reformierte Judaismus" und die „freisinnigen Christengemeinden" beruhen — so hart wie es auch klingt — auf Gedankenlosigkeit oder Hypokritentum. Der „Glaube", also die Hinnahme von Dingen, die wir weder durch unsere Sinne wahrnehmen noch durch logische Schlußfolgerungen erkennen, ist unserer Civilisation unwürdig. Für uns kann es keinen Unterschied geben zwischen Glauben und Aberglauben. So gut ich an einen „Gott" glaube, kann ich auch an Teufel, Hexen, Geister, Gespenster und alle möglichen Gebilde der Phantasie glauben. Es besteht kein logischer Unterschied zwischen dem einen und dem anderen. Wir haben nachgewiesen, daß die Religionen ihre Entstehung der Naivität und Unwissenheit roher Naturvölker verdanken und in der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit dieselbe Rolle spielen wie die Kindermärchen im Leben der individuellen Menschen. Die alte Redensart, „die Menschheit sei noch nicht reif genug, um ohne Religion existieren zu können", ist ein Unsinn. Wenn die civilisierten Völker heute noch nicht reif genug sind, um ohne Ammenmärchen zu leben, dann werden sie diese Reife niemals erlangen. Aber sie sind „reif genug". Die heutige Menschheit bedarf keiner Kindergeschichten, um in der Weiterentwicklung der Civilisation fortzufahren.

Aber gesetzt den Fall, die Menschheit bedürfe irgend einer derartigen „moralischen Stütze“, hat sich etwa die Religion jemals als solche erwiesen? Haben wir nicht in obigen Kapiteln zur Genüge dargetan, daß der religiöse Glaube stets das volle Gegenteil von dem gewesen ist? Die Religion hat die Menschheit niemals gut und edel gemacht, wohl aber hat der religiöse Glaube fanatische Ungeheuer geschaffen oder die Menschen in widerwärtige Hypokriten verwandelt. Man erinnere sich nur an das Bild, welches wir von dem Leben Martin Luthers entwarfen. Von unserm heutigen Standpunkte der Moral aus müßten wir Luther tatsächlich verabscheuen und mit Verachtung auf die Schlechtigkeit seiner Handlungen herabblicken. Und doch war Luther von Hause aus kein schlechter Charakter. Das, was er war, wurde er durch seinen religiösen Glauben. Seine Handlungen, so sehr wir sie heute verurteilen müssen, stehen gerechtfertigt da, wenn man die ihnen zugrunde liegende religiöse Lehre als vollgültig anerkennt.

Was wir heute brauchen sind nicht Männer, die aus abergläubischer Furcht das Unrecht meiden oder große Summen Geldes an die Armen geben, weil sie hoffen, dafür einen guten Sitz im Himmel zu bekommen, sondern Männer, deren Charakter von Natur und durch Erziehung so geartet ist, daß sie das Gute und das Schlechte um seiner selbst willen lieben und hassen. Solange Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Belohnung die Triebfedern der menschlichen Handlungen bilden, kann von einer wahren Civilisation keine Rede sein. Wozu aber eine Institution aufrecht halten, die nicht nur keinen Wert für die Menschheit besitzt sondern von jeher nichts als Unheil bereitet hat? Die moderne Wissenschaft hat die gesamte Gotteslehre zu Boden geschlagen und die absolute Haltlosigkeit dieses Aberglaubens klargestellt. In moralischer Hinsicht zeigt uns die Geschichte sowohl wie die tägliche Beobachtung, daß die Religion den Menschen von jeher unsäglichen Schaden zugefügt hat und ihnen keinerlei Nutzen bietet. Warum also immer wieder versuchen, die Religion zu modernisieren und den Verhältnissen anzupassen, anstatt sich für immer von diesem von Generation auf Generation vererbenden Uebel zu befreien? Enthielte

die Religion eine „ewige Wahrheit“, dann würden sich die menschlichen Verhältnisse dieser Wahrheit unterordnen müssen, anstatt daß die Civilisation die Religion ins Schlepptau nimmt und sie ihren jeweiligen Bedürfnissen anzupassen sucht.

Man bedenke nur, was selbst heute noch in den verschiedenen Ländern den Völkern vorerzählt wird, was alles „in Gottes Namen“ oder „im Namen unseres Herrn Jesu Christi“ geschehen soll. Noch vor einem halben Jahrhundert setzten die südlichen Staaten der amerikanischen Union einen Preis aus für die beste Arbeit, in der die Sklaverei als eine von Gott eingesetzte Institution erwiesen würde. Und wie die gelehrten Herren Pfarrer da mit einander wetteiferten, den Preis zu erringen! Trotzdem schwatzt man heute den Kindern in der Schule vor, das Christentum hätte die Sklaverei aufgehoben.

Das, was unser heutiges Ideal auf dem Gebiete der Moral bildet, steht dem Handeln, das sich aus dem religiösen Glauben ergibt, diametral gegenüber. Die modernen Ethiker predigen, und mit vollem Recht, — den Altruismus. Für andere zu leben und für andere zu sterben, ist das Ziel eines idealen Lebens. Sein ganzes Glück darin zu finden, andere zu beglücken, ist das einzige, was uns das Leben lieb und wert machen kann. Das Innere eines Altruisten ist angefüllt mit den Leiden der Menschen und mit der Sorge, ihnen zu helfen und sie zu beglücken. Das eigene Unglück schwindet dahin im Mitgefühl mit den Leiden anderer, und das wahre Glück besteht aus der Freude über das Glück anderer Menschen. Wie aber sieht es aus im Innern des orthodox religiösen Menschen? Seine kleine Seele in den Himmel zu bekommen, bildet das ganze Denken und Trachten seines Lebens. Was waren jene „Heiligen“, die sich von aller Menschheit zurückzogen und ihr ganzes Leben mit müßigem Beten verbrachten, anderes als Egoisten in allerhöchster Potenz? Was haben alle die heiligen Männer und Frauen, die ihr Leben in Gottesfurcht und Frömmigkeit im Kloster verbrachten, der Menschheit genutzt? Die Religion, die stets von der Seligkeit faselt, die da lehrt, daß die „Buße“ Vergebung der Sünden bewirke und die Pforte zum Himmel-

reich eröffne, sie erzeugt den höchsten Egoismus im Menschen; sie tut das gerade Gegenteil von dem, was nach unsern heutigen ethischen Begriffen eine Lehre der Moral tun sollte.

Die Aufhebung des Glaubenszwanges war die erste große Errungenschaft der Civilisation auf dem Gebiete der Religion. Uns erscheint es heute wie ein Akt des rohesten Barbarentums, Menschen zum religiösen Glauben zwingen zu wollen und sie widrigen Falls mit der Folter und dem Tode zu bestrafen. Da man selbstverständlich zum Glauben niemanden zwingen kann, so zwang man die Menschen zu prätendieren, daß sie glaubten. Mit anderen Worten man machte mit der Folter und dem Scheiterhaufen Hypokriten aus ihnen. Die Beseitigung dieser Scheußlichkeiten war der erste große Schritt, er gab den Menschen Glaubensfreiheit.

Der zweite große Schritt steht noch bevor. Er besteht in der vollkommenen Beseitigung der Religion. Es ist nicht genügend, den Zwang zum Aberglauben zu beseitigen; man soll den Aberglauben überhaupt nicht mehr lehren! Die Religion ist ein Ueberbleibsel des Barbarentums. Jenes bekannte Argument, daß der Gottesglaube auf Wahrheit beruhen müsse, weil alle Naturvölker eine Religion hätten, ist unlogisch und absurd. Alle Naturvölker versuchten auch, sich gegenseitig durch Kriege zu verheeren, und sollte deswegen die Civilisation den Versuch aufgeben, die Kriege aus der Welt zu schaffen? Menschen im Naturzustande haben alle möglichen Eigenschaften gemeinsam, die zu beseitigen Aufgabe der Civilisation ist, und der religiöse Aberglaube ist eine dieser Eigenschaften. Wie das Kind nach dem Monde greift und dadurch seine kindliche Vorstellung von der Welt bekundet, so haben die primitiven Völker ihre naive Vorstellung von der Gottheit und deren Erschaffung der Welt. Aber die durch die Civilisation gereifte Menschheit muß sich von jenen Kindermärchen befreien und an ihre Stelle die ernste Wissenschaft treten lassen.

Bedenkt man, daß trotz des hohen Alters, welches das Menschengeschlecht nunmehr erreicht hat, es nur ein paar Jahrhunderte her ist, daß man Menschen ihres Glau-

bens wegen immer noch lebendig verbrannte, so erscheint allerdings die Forderung, die religiöse Glaubenslehre gänzlich abzuschaffen, etwas frühzeitig. Allein der Fortschritt, den die Civilisation gerade in den letzten paar Jahrhunderten gemacht hat, ist derart, daß eine solche Forderung wohl gerechtfertigt ist. Kommen muß und wird dieser Schritt, es ist dies nur eine Frage der Zeit, warum also nicht lieber heute als morgen?

Man male sich nur einmal die Zustände aus, die ein solcher Schritt zur Folge haben würde. Wie mit einem Schlage wären alle Länder in den Besitz unermeßlicher Geldmittel gesetzt, mit denen man die idealsten und weitgehendsten Wohltätigkeitsprobleme verwirklichen könnte. Die Reichtümer, die sich in Gestalt von Kirchen und ihrem Zubehör über die ganze Welt verbreitet finden, sind tatsächlich unberechenbar. Und wer würde dieselben vermissen? Das Volk? Nimmermehr! Anstatt des Aberglaubens und der Kindermärchen würde man dem Volke nützlichere Dinge lehren. Oder die Priester? Der gesamte Stand der Geistlichen aller Religionen? Nun wohl, die Religion sollte, — theoretisch wenigstens — nicht der Priester wegen existieren, sondern umgekehrt die Priester sind ihrer Arbeit halber da. Aber auch ihnen soll geholfen werden.

Wer die Abschaffung der Religion befürwortet, ist durchaus nicht einfach ein Zerstörer. Oh nein! Nicht in der Zerstörung liegt des Menschen Glück sondern in dem Aufbau neuer Ideale. Auf den Trümmern des alten, morschen Aberglaubens soll sich ein neues, stolzes Gebäude erheben, eine neue Sittenlehre, eine neue Moral, ein wirklicher Altruismus. Anstatt allwöchentlich das Volk zu erinnern an die geisteskranken Juden des Altertums, möge man ihm populär-wissenschaftliche Vorträge halten, die ihm nutzen und frommen, und von denen es etwas profitieren kann. Anstatt das Volk dazu anzuhalten, eine Reihe geisteskranker Juden des Altertums göttlich zu verehren und ihre Nachkommen als minderwertige Rasse zu verachten, möge man sein Gemüt erziehen und bilden und ihnen jene Nächstenliebe beizubringen suchen, die das Christentum theoretisch predigt, praktisch aber in das Gegenteil verwandelt.

Welche unendliche Perspektive höchster Ideale eröffnet sich uns bei dem Gedanken, daß die unermeßliche Schar von Priestern anstatt müßige Messen zu lesen, anstatt langweilige Predigten zu halten über irgend einen Ausspruch Christi, ihre ganze Kraft jenem erhabenen Ideale widme, der ethischen Erziehung der Menschen, der Lehre des Altruismus. Und durchaus nicht nur auf theoretische Lehren braucht dieses neue ethische Gebäude beschränkt zu bleiben. Auf dem weiten Felde der Wohltätigkeit und Volkserziehung findet sich Arbeit in Fülle. Welch ungeheuren Fortschritt der Civilisation könnten wir darin begrüßen, wenn die Jesuiten, anstatt ihre egoistischen Zwecke mit ungeheiligten Mitteln zu verfolgen, wahre, aufrichtige Freunde des Volkes würden! Und was von den Jesuiten gilt, das gilt von allen Priestern sämtlicher Religionen. Hinweg mit allem Aberglauben! Hinweg mit der impotenten Gotteslehre, die mit allen Tatsachen der modernen Wissenschaft in krassestem Widerspruch steht. Möge sie blühen und gedeihen, die Liebe zu den Mitmenschen und die Sorge um ihr Heil.

Wer aber wird der kühne Held sein, der mit seinem guten Schwerte das Ungeheuer erlegt? Der die Welt befreit von dem althergebrachten Aberglauben? Wohl mag es weiterhin dahinsiechen und sich langsam verbluten an den Wunden, die das über es rollende Rad der Zeit ihm zugefügt. Unbarmherzig wird ihm dies die scharfen Zähne in die Weichen drücken, denn niemand vermag in die Speichen des Rades zu greifen, um es zum Stillstand zu bringen. Zu welchem Dank aber wäre die Welt dem kühnen Helden verpflichtet, der mit einem Streiche vollbrächte, was die Zeit nur langsam und mit Mühe vermag. Ein starker, mächtiger Held müßte es sein, ein Fürst, ein König, ein Kaiser, — wer vermag es zu sagen, was die Zukunft bringen mag? Fände sich ein solcher Held, er würde sicherlich einen schöneren Lorbeer verdienen, als alle Schlachtenlenker der Welt. Die schönste herrlichste Tat, die je von einem Fürsten vollbracht wurde, wäre es, die Welt von dem alten, unheilvollen Aberglauben zu befreien, das Banner der Wahrheit aufzuhissen und eine neue, ethische Lehre zu begründen, die, anstatt um die eigene kleine Seele in unaufhörlicher Sorge

zu schweben, das Wohl der Menschheit am Herzen trüge.

Der Kampf ums Dasein wird fortbestehen, denn er ist die Triebfeder jedes Fortschritts der Kultur, aber in anderer Form als wir ihn heute vor uns sehen. Die ursprüngliche Form dieses Kampfes, in welcher der physisch Starke den Schwächeren umbringt und ihm seine Habe raubt, existiert schon längst nicht mehr. Die Civilisation hat auch dieses Naturphänomen veredelt. Der Kampf ums Dasein ist durch sie ein Geisteskampf geworden. Je weiter aber die Civilisation fortschreitet, um so mehr nimmt sich die Allgemeinheit der Schwachen an, die im Kampfe unterliegen und sich zu erhalten außerstande sind. In keinem civilisierten Gemeinwesen muß heute jemand Hungers sterben, weil er nicht die Kraft besitzt, sein Brot zu erwerben.

Vorderhand befinden wir uns aber noch auf der untersten Stufe dieser Sorge für das Gemeinwohl. Vom einzelnen wird dieselbe noch als Last empfunden, wenn auch erleichtert durch ein moralisches Pflichtgefühl. Ganz anders aber werden sich diese Verhältnisse in der Zukunft gestalten. Der „Kampf ums Dasein“, der ja eigentlich bereits heute seinen Namen nicht mehr verdient sondern höchstens als „Kampf um den Erfolg“ bezeichnet werden könnte, wird in der Zukunft eine gänzlich andere Form annehmen. Es wird ein Kampf sein, in dem die Individuen um die Ehre und das Privilegium kämpfen, für die Menschheit sorgen zu dürfen. Derjenige wird als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen, der seinen Mitmenschen die größten Dienste erwiesen hat. Nicht um das eigene leibliche Wohl, nicht um das Heil seiner unbedeutenden „Seele“ wird sich das Denken und Trachten des einzelnen Menschen drehen sondern um das Wohl der Menschheit.

Die Religion ist unfähig, Menschen dieser Art zu erzeugen, sie hat von jeher das volle Gegenteil getan. Die Lehre von der Seligkeit nach dem Tode, die Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Belohnung, die Vorstellung der „Sünde“, das sinnlose Beten, vor allem der Glaube an übernatürliche Dinge und die damit verbundene Vorstellung, daß der Glaube eine Tugend und der Unglaube ein Laster sei, alles dies kann keine Menschen mit wahrhaft idealer Ge-

sinnung erzeugen, Menschen wie sie zur Verwirklichung der oben geschilderten Ideale erforderlich sind.

Daß es möglich ist, den Menschen durch Erziehung und Gewohnheit wahrhaft altruistische Gefühle zueigen zu machen, das beweist gerade der tief wurzelnde religiöse Glaube. Wenn man durch Gewohnheit und Vererbung einen törichten Aberglauben zur zweiten Natur des Menschen erheben kann, warum sollte dies nicht mit einem wahrhaft edlen, allen Menschen zum Heile gereichenden Gefühle gelingen?

Die Welt strebt unaufhörlich vorwärts und ist daher in stetem Wechsel begriffen. Wie sich die socialpolitischen Verhältnisse in der Zukunft gestalten mögen, kann niemand heute voraussagen. Es liegt außerhalb der uns hier gezogenen Grenzen, auch nur eine Mutmaßung darüber auszusprechen. Welcher Art sie aber auch sein mögen, gleichviel welche Form der sociale Mechanismus der Staaten in Zukunft annehmen mag, jene veredelten Gefühle der Menschheit werden die Triebfeder bilden zu jeder weiteren Entwicklung der Civilisation. Auf den Trümmern des religiösen Aberglaubens wird sich eine wissenschaftlich ethische Lehre erheben, die das Edelste im Menschen zu entwickeln sich bemüht. Verächtlich wird die Menschheit zurückblicken auf den Aberglauben, der sie Jahrtausende lang in Fesseln hielt. Frei werden die Menschen fortan sein. Nicht wird es mehr Juden geben noch Christen, die durch unsinnige Selbstüberhebung und Rassenhaß sich selbst erniedrigen, sondern Menschen, reine, wahre Menschen, die in aufrichtiger Nächstenliebe das Dichterwort erfüllen: „Alle Menschen werden Brüder!“

Druck von A. Fröhlich, München.